

Satanas lo vult

Die unheilige Dreifaltigkeit



JAN UHLEMANN

Satanas lo vult

Die unheilige Dreifaltigkeit

von

Jan Uhlemann

Während anderswo eine zitternde Nonne in einer Kapelle stand und ein greiser Drachentöter über die Lande ritt, war das halbe Dorf in einer kleinen Hütte versammelt. Es war sehr düster und nur einige Kerzen konnten mit ihrem Licht die verräucherte Luft durchdringen. Es war nicht viel mehr als ein Strohbett in der Hütte, das mitten im Raum platziert war, darum waren alle wichtigen und weniger wichtigen Leute des Ortes versammelt. Sie starrten gebannt auf das Geschehen in der Mitte. Dort auf dem Strohbett war eine Hexe gefesselt. Dicke Seile hielten sie auf den Rücken gedrückt, während ein Lederriemen ihr Schandmaul versperrte.

Der Mann, der davor stand und duftende Kräuter verbrannte, während er mit einer Phiole Weihwasser herumfuchtele, war groß und breit. Aber nicht von der muskulösen Sorte, sondern eher von der, die ein wenig speckig war. Wenn er sich bewegte, merkte man ihm eine angeborene Unbeweglichkeit an, die ihn aber nicht davon abhielt, immer wieder um das Bett herum zu gehen. In einer angenehmen Stimme murmelte er verschiedene Wörter auf Latein, die kaum jemand im Raum verstand. An den alten Anblick der Knollennase im Gesicht des Exorzisten hatten sich alle schon gewöhnt, außerdem war die Hexe auf dem Bett viel interessanter. Denn sie zuckte und vibrierte ganz leicht, während der Mann weiter seine Sprüche murmelte. Seine Worte schienen ihr körperliches Unbehagen zu bereiten, während er sich immer weiter in seine Liturgie hinein steigerte. Plötzlich hielt er inne, schmiss die Kräuter achtlos auf den Boden, blickte an die Decke und rief:

»Weiche Satan! Weiche!«

Dann redete er murmelnd weiter und nahm seinen Pfad um das Bett herum wieder auf.

»Lieber Gott, befreie diese unschuldige Frau von dem Bösen. Schicke Satan dorthin, wo er von alters her hingehört. Errette ihre Seele und auch die guten Leute dieses Dorfes von der Finsternis!«

Dann machte er auf Latein weiter und murmelte es so in den Bart, dass selbst ein Sprachkundiger nicht alles verstanden hätte. Der Hexe troff Sabber aus dem Mund. Sie riss die Augen auf und rollte mit ihnen und versuchte sich, gegen ihre Fesseln zu wehren. Aber sie waren zu fest. Mit großen Augen staunte die Menge und jeder ertappte sich dabei, dass er einen halben Schritt zurücktrat, bis er mit dem Rücken an der zugigen Hüttenwand stand.

Als der Exorzist die Anzahl seiner gesprochenen Wörter erhöhte und auch seine Stimme erhob, fing die Hexe langsam an zu zucken. Ein Raunen ging durch die Menge, aber der Mann bedeutete mit einer kleinen Handbewegung, still zu sein. Sofort schwiegen alle und beobachteten gebannt das Geschehen.

Der Exorzist stellte sich neben die Hexe, gerade außer Reichweite ihrer grapschenden Klauen. Er hob die Arme, in der Rechten einen Kelch mit Weihwasser. Dann steigerte sich sein Sprechgesang bis hin zu Schreilautstärke und mit einem »Weiche Satan!« spritzte er das Weihwasser der Hexe mitten ins Gesicht.

Dann trat er, wohl wissend, was passieren würde, einen halben Schritt zurück. Und im selben Moment fing die Hexe an zu zittern wie ein angeschossener Eber. Sie sträubte sich

mit aller Kraft gegen die Fesseln, die kurz vor dem Zerreißen schienen, und schrie in ihr Lederband, bis es von Spucke glitschig war. Sie rollte mit den Augen links und rechts und hoch und runter warf den Kopf hin und her. Ihr Gesicht rötete sich, die Haare wurden vom Schweiß der Anstrengung nass.

Vorsichtig beugte sich der Exorzist vor und legte seine Hände auf ihre Brust. Die Hexe verstärkte noch einmal ihre Kraft, aber sie konnte sich immer noch nicht losreißen, auch wenn die meisten das befürchteten. Einige Momente ging es so weiter, dann schrie der Exorzist etwas in einer fremden Sprache, die noch nie jemand zuvor gehört hatte und gab der Hexe mit der rechten Hand eine schallende Ohrfeige um daraufhin noch einmal mit der Rückhand noch stärker zuzuschlagen.

Es gab zwei Knalle und klatschende Geräusche, jeder dachte, der Kopf der besessenen Frau würde abfallen, aber das war nur ein Trugschluss.

Die Schläge hatten jedoch ihre Wirkung nicht verfehlt. Still lag die Frau nun da, keine Regung mehr, kein Schrei. Sie sah tatsächlich aus wie tot. Der Exorzist seufzte und senkte seine Schultern, aber er konnte sich noch nicht ganz entspannen, denn er beobachtete weiterhin die verzerrt da liegende Frau.

Viele Momente verstrichen, und man hörte nicht einmal das leiseste Atmen. Alle starrten gespannt auf die Frau, ob sie noch leben möge oder tot war. War Satan gewichen? Im Stummen beteten alle, dass es so wäre. Und dann, als die Unruhe kurz davor war, von allein zu enden, öffnete die Hexe die Augen. Und ihr Blick war nicht von dieser Welt.

Ein schlanker Wanderer schritt über einen teils zugewachsenen Waldweg. Er trug einen ledernen Reisemantel, der ihn komplett einhüllte und hatte einen Schlapphut nach Art der Franken auf dem Kopf. Mit großen Schritten trat er über kleine Ästchen, junge Brennesselsträucher und anderes Kraut und folgte seinem Weg. Dieser führte ihn vorbei an uralten hohen Bäumen, die bis in den Himmel zu ragen schienen und dem Wald fast das ganze Licht nahmen, bis an einem Kreuzweg. Dort traf sein Pfad auf einen anderen, der in ähnlichem Zustand, nur etwas breiter war. Am Rande der Kreuzung stand ein Wegweiser, doch die Schilder waren alt und zerfallen nicht mehr lesbar. Das Holz war so verwittert, dass es bei einem kleinen Tritt zerbrechen würde. Neben dem Wegweiser stand ein uralter Baum. Sein Stamm war nicht hoch, doch so breit, dass ihn zehn Mann mit ausgestreckten Armen nicht hätten umfassen können. Er schien in der Mitte geborsten, doch war es nur ein gewaltiges Astloch der Größe eines Mannes, das das tiefschwarze Innere des Baumes im Schatten versteckte. Die dünnen Äste, die sich oberhalb des Stammes in alle Richtung strecken hatten schon seit Jahren keine Blätter mehr getragen nur der Schutz der gewaltigen und in vollem Saft stehenden Nachbarbäume hatte dafür gesorgt, dass Wind und Sturm dieses uralte Ungetüm noch nicht entwurzelt oder umgepustet hatten. Davor war etwas in den Boden gerammt. Es war ein kleines Holzkreuz, noch nicht verwittert, mit einer grob geschnitzten Jesusfigur darauf. Auf der anderen Seite des Weges, dem Baum mit dem

Kreuz gegenüber, war eine kleine Wiese, die vielleicht einmal ein Feld gewesen war. Es zeigten sich hier und dort ein paar kleine Pflänzchen und auch die Ansammlung der Kräuter in der hinteren rechten Ecke schien kein Zufall der Natur gewesen zu sein. Der Wanderer blieb stehen und atmete tief ein, dann ließ er seinen Atem mit einem leisen Pfeifen wieder entweichen. Er breitete die Arme aus und drehte sich einmal langsam im Kreis so als wolle er überprüfen, wie warm die Luft sei und ob von irgendeiner Richtung Sonne durch das düstere Dickicht hereinbrach. Aber die Sonne zeigte sich nicht direkt, man sah nur an der Helligkeit des Waldes, dass es Tag war. Auch war es vollkommen still. Die Vögel hatten sich auf die Wiesen zurückgezogen und kein Wolf, Wildschwein oder Rehlein störte den Wanderer in seiner Rast. Langsam, Fuß für Fuß schritt er nun auf das alte Feld. Er blieb stehen, ging in die Hocke, fühlte die Erde mit der rechten Hand und strich über Gras und Kräuter.

Bei genauerem Hinsehen erwiesen sich die Pflanzen hier als kränklich. Sie waren gelb, teils braun, und sahen aus, als hätten sie Wasser dringend nötig. Stumm kniete sich der Wanderer hin, legte beide Hände auf den Boden, so als wolle er beten. Aber er betete nicht, er hockte nur so da. Nicht viel Zeit war vergangen, da stand er wieder auf und drehte sich um. Er schritt langsam wie ein Kind, das jeden Grashalm beobachten wollte, wieder zurück auf den Kreuzweg. Dann trat er an den alten Baum heran, bis er direkt vor dem großen tiefschwarzen Loch stand. Er griff mit der Linken an den Rand des Loches und stand nur so da, als sei er in tiefsten Gedanken versunken. Einige

Augenblicke geschah gar nichts, dann fing der gesamte Baum an ganz sanft zu zittern wie bei einem leichten Erdbeben. Die alten Äste raschelten, Moos und Dreck rieselten die Rinde herunter. Ein Knirschen ertönte als wolle der Baum direkt in zwei Teile springen. Aber er hielt stand.

Der Wanderer ließ vom Baum ab, sofort endete das Zittern und alles war wie vorher. Mit großen Schritten ging er zurück auf die Kreuzung und stellte sich so hin, dass er das alte Feld auf der Linken und den Baum auf der Rechten im Blick hatte. Dann sah er zu.

Er sah zu, wie auf dem Feld zwischen den vertrockneten Gräsern frische junge Halme emporwuchsen. Er sah, wie sich in den verschiedensten Farben seltsame Blumen formten, die auf der gesamten Wiese ein Leuchten entfalteteten, dass nicht einmal Sonne brauchte, um eindrucksvoll zu sein. Der gewöhnliche Waldduft wurde von einer schweren süßlichen Mischung verdrängt.

Während die Wiese zusehends zu neuem Leben erwachte, knirschte es wieder in dem alten Baum. Plötzlich tat sich etwas in dem alten dunklen Loch. Ein Gesicht erschien, weiß und bleich wie das eines Geistes. Aber es war kein Geist und der Besitzer dieses Antlitzes sprang aus dem Baum.

Das Loch schloss sich mit einem Knall und Ruhe kehrte ein. Ein kleines schwächliches Mädchen mit einem äußerst lebhaften Blick stand nun dort und starrte den Wanderer an. Es lächelte schief, zupfte sich seine heruntergekommenen Lumpen zurecht, die es trug. »Danke!«, sagte es und rannte lachend davon, so schnell,

dass es der schnellste Läufer nicht hätte einholen können. Der Wanderer, der bis dahin stillgestanden und beobachtet hatte, regte sich wieder. Er drehte sich in Richtung der fremdartig duftenden Kräuterwiese und verneigte sich, dann drehte er sich Richtung Baum und verneigte sich abermals. Schließlich stellte er sich vor das Kreuz und trat es mit seinen schweren Stiefeln krachend um. Während der hölzerne Jesus mit dem Gesicht im Dreck lag, verließ der Wanderer den Ort des Geschehens und folgte weiterhin dem Weg.

Eleonora stand alleine auf der Kanzel und fühlte sich zutiefst einsam. Dabei waren zig Augen auf sie gerichtet. Es waren die Augen ihrer Schwestern, die sie alle beobachteten. Sie wirkten die wie die von Eulen in der Nacht und machten Angst, was von der Stille in der Kapelle noch verstärkt wurde.

Dieser heilige Ort sollte nun Schauplatz der Vesper werden, des Abendgebetes. Und alle Nonnen, und mitten unter ihnen die Äbtissin, warteten darauf, dass er beginnen würde. Eleonora sollte ihn leiten, und das nicht zum ersten Mal. Doch kam es ihr vor, als stünde sie zum ersten Mal hier und sehe den steinernen Sakralbau das erste Mal von innen. Es war keine große Kapelle vor allem nicht von außen, aber von innen und vor allem in dieser Situation für Eleonora wirkte sie wie eine urgewaltige Höhle. Verzierte Pfeiler und geschwungenen Bögen stützten das steinerne Gotteshaus und die bunten Glasfenster. Szenen aus der Heiligen Schrift wurden von Kerzen erhellt, sodass sie beinahe so leuchteten wie wenn die Sonne tagsüber durch sie hindurch schien.

Jedes Geräusch war zu hören, als habe man die Ohren eines Luchses, aber im Moment gab es kein Geräusch. Denn alle warteten gebannt darauf, dass Eleonora begann. Sie atmete die nach Weihrauch duftende Luft tief ein und ließ sie kurz darauf hin wieder entweichen ohne etwas zu sagen. Sie bekam einfach kein Wort heraus. Dabei war sie nun schon seit Jahren im Kloster und hatte den Abendgottesdienst wie alle anderen Gottesdienste des Tages schon hundertmal erlebt. Sie kannte jedes einzelne Wort der lateinischen Gebete von vorne bis hinten auswendig, könnte sie sogar

rückwärts aufsagen. Ja, sie verstand auch jedes Wort, denn sie sprach Latein perfekt wie ihre Muttersprache.

Wenn sie dort unter den Nonnen stand und einer ihrer Schwestern horchte, die den jeweiligen Gottesdienst leitete, dann sprach sie mit, wie alle anderen auch. Sie beteten zu dem Herrn, knieten sich hin, legten ihre Seelen in seiner Hand. Und lauschen den heiligen Worten. Den heiligen Worten, die nun von ihr kommen sollten.

Aber das einzige, was von ihr kam, war Herzklopfen. Es schlug so stark, dass Eleonora befürchtete, man möge es noch auf der anderen Seite der Kapelle hallen hören. Sie musste etwas tun. Sie musste anfangen. Aber sie konnte nicht.

Stattdessen warf sie einen Blick auf ihre Schwestern, die sie immer noch mit diesen großen einschüchternden Eulenaugen ansahen. Alle hatten sich schon für den Ritus bereitgemacht, und warteten darauf, sich auf Geheiß Eleonoras hinzuknien und mit dem Beten zu beginnen. Die junge Nonne sah in ihre Gesichter. Manche wirken gelangweilt, das waren diejenigen, denen die kurzen Schlafrhythmen des Klosters am meisten zu schaffen machten, und die sich immer wie in einer Art Trance durch den Tag bewegten. Dann waren da diejenigen, die verärgert waren und sie anstarrten, als wollten sie sie mit heidnischen Blitzen strafen. Die das Gefühl gaben, schuldig zu sein, unfähig, Gott zu dienen.

Schnell blickte sie Schwester Mathilde an, diese auf einer Art ansah, die sie nicht deuten konnte. Es lag Weichheit in ihren Zügen, Freundlichkeit, aber auch eine Aggression, die zwar versteckt war aber doch zu sehen. Mathilde nickte ihr

zu. Das sollte freundlich wirken, aber es machte Eleonora noch mehr Angst.

Sie richtete ihren Blick auf die Äbtissin, die in der Mitte stand. Sie war eine strenge Lehrmeisterin und unerbittlich, aber dafür, wenn auch manchmal etwas hart, sehr gerecht. Sie war die einzige, von der sie etwas wie echten Mut spürte, der zu ihr gesandt wurde.

Ja, die Äbtissin wollte, dass Eleonora es schaffte. Doch gleichzeitig sah sie auch in den Augen der Oberen die Enttäuschung. Enttäuschung, dass sie wieder versagen würde. Enttäuschung, dass sie selbst hier an diesem heiligen Ort mit ihren geweihten Schwestern nicht ihre Pflicht dem Herrn gegenüber erfüllen konnte.

Dabei war das alles ungerecht. Warum sollte sie den Gottesdienst leiten? Sie, die in der Klosterhierarchie noch sehr weit unten stand und vielleicht in zehn oder 15 Jahren einmal zu den Oberen gehören würde. Das war doch eigentlich die Aufgabe der Äbtissin und der anderen Nonnen, die sich über Jahrzehnte dem Kloster und Gott verdient gemacht hatten, den Gottesdienst zu leiten.

Warum sollte sie das tun, die zwar keine Novizin mehr war aber immer noch sehr jung und relativ unerfahren?

Nun gut, jeder musste einmal ran. Das stand zwar so nicht in den Klosterregeln, aber die Äbtissin hatte es festgelegt und sie hatte das Sagen. Sie wollte, dass alle Gott anriefen.

Nicht nur in der Gruppe, sondern auch einzeln. Und sie wollte, dass jede den Kontakt mit Gott aufnahm. Damit keine hinten angestellt sei und alle einstmals mit gleichen Chancen den Übertritt in das Himmelsreich gehen konnten. Daran war nichts auszusetzen, es war eine gute Sache. Doch

sollte nicht jeder seinen Fähigkeiten gemäß eingesetzt werden? Sollte Eleonora nicht lieber im Turmzimmer sitzen und Manuskripte kopieren? Etwas, das sie sehr gut konnte, bei dem sie sich Zeit lassen konnte, bei dem sie nicht gestört wurde. Etwas, was hinterher ein hervorragendes Ergebnis erbrachte.

Das Kloster war stolz auf seine perfekten Kopien. Nicht nur Eleonora trug dazu bei, aber vor allem sie hatte das große Talent dazu. Aber sie hatte nicht das Talent vor anderen zu reden. Es war kein Problem, sich alleine mit der Äbtissin auszutauschen oder auch, wenn vielleicht noch ein oder zwei Schwestern dabei waren. Aber sobald sich mehr als vier oder fünf Leute in einem Raum befanden, wurde es schwer. Wenn sich dann auch noch alle Konzentration auf sie richtete, das gesamte Kloster anwesend war - von dem nicht geweihten Teil der Helfer natürlich abgesehen – dann wurde es unerträglich. Ihr Mund wollte sich nicht öffnen. Sie begann zu schwitzen. Die Hände zitterten, irgendwann der ganze Körper. Aber es half nichts.

Auch wenn der Moment sich ausdehnte wie ein ganzer Morgen, so würde sie erst hier wegkommen, wenn sie es zumindest versucht hatte. Doch selbst das war schwer.

Wenn man musste, dass man versagen würde, war es schwer, einen Versuch überhaupt in Erwägung zu ziehen. Die Eulenaugen funkelten und glotzen, es lief ihr kalt den Rücken herunter, das Atmen fiel langsam schwer.

Sie schloss für einen Moment die Augen, und wandte sich an Gott, nicht laut und nicht für das Abendgebet, sondern nur für sich selbst.

»Oh Herr, gib mir Kraft, schenke mir die Stärke, für meine

Schwestern da zu sein auf das wir gemeinsam dich anrufen und dir dienen können. Schicke deine Engel auf dass sie mir Mut und Freude schenken mögen, für meine Schwestern da zu sein.«

Eleonora hielt Augen noch einige Momente geschlossen und ließ diese Worte in Gedanken in ihrem Kopf nachhallen. Doch es passierte nichts. Das Zittern blieb, die Angst blieb, der trockene Mund blieb. Die Eulenaugen blieben.

Sie hörte ungeduldiges Räuspern. Sie öffnete die Augen wieder, die Äbtissin funkelte sie regelrecht an, auch wenn immer noch eine Spur von Milde und vielleicht sogar Mitleid in den Augen zu lesen war. Eleonora wischte sich ihre nassen Hände an ihrem Gewand ab. Sie räusperte sich ebenfalls, holte tief Luft und es kam kein Ton aus ihrem Mund.

Sie begann, von einem Fuß auf den anderen zu treten, rief sich die Worte das Abendgebets in den Kopf, doch sie wollten nicht kommen. Sie hatte alles vergessen!

Erneut wandte sie sich in einem Stoßgebet an Gott. Möge er ihr doch endlich Kraft senden, Mut und vor allem die Erinnerung an die richtigen Worte. Doch es kam wieder nichts. Sie stand hier einsam und allein, obwohl sie von vielen Augen beobachtet wurde.

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, was die Äbtissin zuvor gesagt hatte. Die Worte hatten so klug geklungen, so hilfreich. Aber auch sie waren verschwunden.

Es musste doch zu schaffen sein! Eleonora räusperte sich laut erneut.

Es fing mit »Liebe Schwestern« an, oder nicht? Die Augen

starten, das Zittern wuchs.

Sie fühlte sich so klein und unbedeutend, als würde sie gleich im steinernen Boden der Kapelle versinken. Sie öffnete den Mund, bewegte ihre Arme hilflos hin und her, aber es wollte immer noch nichts kommen. Langsam begann sich ihr Blick zu trüben, es war schlimmer als jede Folter. Doch plötzlich tat es einen unglaublichen Knall. Die Tore der Kapelle wurden aufgerissen, so dass der Rest des Tageslichts in die Zeremonie hereinbrechen konnte.

Ein Mann stürmte hinein. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, denn es kamen häufig Boten oder Helfer, aber dieser Mann war anders. Eleonora seufzte, denn die Eulenaugen wandten sich von ihr ab und drehten sich alle in einem Ruck zu dem Neuankömmling. Der ließ etwas von sich, das eine Mischung aus Lachen und Weinen war und sank auf die Knie. Eleonora erkannte, dass er die Kutte eines Mönches trug, die aber total verdreckt und zerrissen war. Sein Haar klebte wirr auf der Stirn, als habe er es wochenlang nicht gepflegt und auch ein struppiger Bart umhüllte sein vom Weinen verzerrtes Antlitz.

Er murmelte etwas, das nicht zu verstehen war, dann es war zu laut und undeutlich vorgetragen. Zwischen dem Schluchzen konnte man noch so etwas wie ein »Gott erbarme dich« erahnen, aber es war nicht sicher, es hätte auch irgendetwas anderes sein können.

Plötzlich schwieg der Mann, hob den Kopf und sah sich um, als erkannte zum ersten Mal, wo er war. Er blickte die Schwestern an und die Äbtissin, die mutig auf ihn zugelaufen kam. Dann fing er an, völlig haltlos zu lachen. Er lachte, dass ihm der Sabber aus dem Mund spritzte und fiel

auf den Rücken wie ein dicker Käfer. Die Äbtissin blieb stehen, die anderen wichen einen Schritt zurück. Und Eleonora fühlte sich einfach nur erleichtert. Sie wusste, dass der Abendgottesdienst nun so nicht stattfinden würde. Und trotz der beängstigenden und skurrilen Situation war sie froh darum.

Ein alter Gaul schleppte sich über den Weg. Sein Fell war weiß, was es eventuell schon immer gewesen war, aber mittlerweile im Laufe der Jahre stumpf geworden. Die Augen waren trüb, die Mähne faserig und sein Gang der unglaublichen Hitze des heutigen Tages angemessen. Trotzdem setzte er einen Huf vor den anderen, weil er genau wusste, dass es seine Aufgabe war. Und die würde er erfüllen und seinem Herren dienen, bis er tot umfallen würde.

Sein Herr war ein alter Krieger. Er trug trotz der Hitze seine volle Rüstung, die aus gepolsterten Beinkleidern und einem Baumwollwams mit einem Kettenhemd darüber bestand. Aber auch ihm war die Hitze anzusehen. Denn sein Kopf war gerötet, die weißen Haare klebten an der Stirn und sein Blick war der eines müden und erschöpften Mannes. Arkadius schnaufte. Wo hatte es ihn hier hin verschlagen? Bei dieser Gegend von Gott verlassen zu sprechen, war nicht gelogen. Auch wenn er dies natürlich nicht wörtlich so meinte. Denn Gott war immer und überall und man konnte sich auf ihn verlassen, auch wenn es nicht immer so schien. Doch in seinen vielen Jahrzehnten, die er auf dieser Erde weilte, hatte Arkadius immer wieder festgestellt, dass über allem der Herr stand. Doch hier war es schwer, ihn zu finden. Er war seit Tagen durch die Landschaft geritten, durch einen leeren Wald hin zum nächsten. Und schließlich, um nicht zu sagen endlich, lag es vor ihm: Eschenhain. Der Ort, zu dem ihn alle geschickt hatten denen er in den letzten Wochen seine Dienste angeboten hatte. Hier sollte er fündig werden, hier sollte er Arbeit finden. Hier würde ein starker Mann gebraucht werden.

Doch eigentlich konnte er es sich kaum vorstellen. Denn vor

ihm lag ganz sanft unterhalb des Hügels, auf dem er ritt, ein winziges Dorf inmitten einer großen gerodeten Fläche, die von dichtem und finsternen Wald umgeben war. Arkadius sah die Felder, die fruchtbar bewachsen schienen und aus der Entfernung die Häuser, die nicht mehr waren als armselige Bauernhütten. Von einer Stadt konnte man hier nicht sprechen, es reichte vielleicht gerade einmal zu einem Dorf.

Aber er wollte nicht vorschnell urteilen, bevor er nicht die Siedlung von nahem gesehen hatte. Auch wenn der erste Eindruck eher abschreckte. Das Wichtigste war jedoch der Wehrturm, der vor seinem Weg auftauchte und der sich aus seiner Sicht wie ein Wächter vor das Dorf schob.

Der Turm war nichts besonderes aber er war groß. Und er bestand aus solidem Stein, das konnte Arkadius schon aus dieser Entfernung erkennen. Er war so hoch wie eine kleine Burg und er war rechteckig, die Steine waren noch relativ frisch, daher konnte er nicht allzu alt sein. Das Dorf hatte sich wohl erst in den letzten Jahren einen sicheren Zufluchtsort gebaut. Doch bei so einer bescheidenen Siedlung hätte er einen so großen Wehrturm nicht erwartet.

Hier musste sich der Sitz von Fürst Balthasar befinden, der für das Wohlergehen des Dorfes verantwortlich war. Da bemerkte Arkadius eine Bewegung in den Feldern, die sich neben dem Turm erstreckten. Es waren zwei Jungs, die in entdeckt hatten, und nun neugierig zum Weg gerannt kamen.

Arkadius ließ sich von ihnen nicht beeindrucken und führte sein Pferd den erhitzten Pfad entlang weiter, immer in Richtung des Turmes, wo er auf Gastfreundschaft und vor

allem einen kühlen Raum und einen kühlen Trunk hoffte. Die Jungs waren von der frechen Sorte, denn sobald sie ihn erreicht hatten, fingen sie an, ihn zu beschimpfen und sich über sein Alter und vor allem sein geliebtes Pferd lustig zu machen. Auch der Packesel, den er hinter sich her zog, und all sein Gepäck inklusive einer dicken Holztruhe trug, bekam sein Fett weg. Aber Arkadius war zu müde, um ihnen etwas zu entgegnen und so ließ er die Bälger einfach plappern.

Das änderte sich, als die Jungs anfangen, Steine aufzuheben und nach ihm zu werfen. Er bekam einen an die Schulter, zum Glück bemerkte er ihn kaum, denn sein Kettenhemd bot ihm Schutz.

»Kleine Scheißer!«, rief er und schaffte es im selben Moment mit der linken Hand einen an ihm vorbeirauschenden Stein aufzufangen. Er wechselte ihn in die Rechte, warf ihn kurz in die Luft, um sein Gewicht zu prüfen, zielte nach dem größeren der beiden und schleuderte den Stein.

Ein quiekendes »Au!« zeigte, dass er getroffen hatte. Und sofort verzogen die Lausejungen sich. Das war auch besser so, denn wer mit Steinen warf, anstatt ihn mit seinem Alter gebührenden Respekt zu empfangen, hätte noch einiges von Arkadius zu erwarten gehabt.

Als er sich dem Turm näherte, hatte er die frechen Burschen schon wieder vergessen. Er band sein treues Pferd an einer dafür vorgesehenen Halterung an und stieg ab. Sein Rücken schmerzte und auch seine Beine und er musste sich erst einmal strecken.

Dann holte er die schwere Holztruhe vom Esel und stellte sie auf den Boden. Vor Jahren hatte er auf der einen Seite 2

Rollen befestigen lassen und auf der anderen eine kleine Deichsel. So konnte er die Truhe über kurze Strecken hinter sich her ziehen. Das tat er nun auch und setzte sich Richtung Eingangstor des Turmes in Bewegung.

Das Tor war ebenso jung wie der Turm und bestand aus dickem Eichenholz. Es wäre bei einem Angriff zwar die Schwachstelle, aber nicht sehr schnell zu brechen gewesen, denn über ihm befanden sich mehrere Scharten von denen die Verteidiger siedendes, Öl, Steine, Pfeile und andere Unannehmlichkeiten auf eventuelle Angreifer hätten herabregnen lassen können.

In der Mitte des Tores befand sich ein Löwenkopf aus Messing der einen Ring in der Schnauze trug. Mit seiner Hilfe klopfte Arkadius und nur wenige Augenblicke später wurde das Tor geöffnet. Ein müde aussehender Mann, den Arkadius sofort als Wächter identifizierte, öffnete und sah ihn mit halb verschlafenem Blick an. Er trug die einfachen Klamotten eines Bauern, nur ein schlecht gemachtes Schwert an seiner Seite zeigte, dass er mehr als das war. Bevor der müde Wächter etwas sagen konnte, ergriff Arkadius das Wort.

»Mein Name ist Arkadius, der Drachentöter. Ist mir das Glück hold und Fürst Balthasar zu sprechen?«

Der Wächter sah aus, als müsse erst einige Augenblicke über das Gesagte nachdenken. Dann nickte er.

»Ja, ja edler ... Drachentöter. Warte einen Moment, ich kündige dich an.«

Arkadius tat wie ihm geheißen und hoffte, dass der Wachmann sich beeilen möge, dann es war immer noch verdammt heiß und die kühle Luft, die aus dem Tor geströmt kam, weckte Sehnsüchte.

Kurz darauf winkte der Wachmann ihn herein und konnte die Augen nicht von Arkadius rollender Truhe lassen, als sie das Gebäude betraten. Das Tor führte durch einen schmalen Durchgang, der in eine T-Kreuzung mündete. Beide Seiten der Kreuzung führten in den Hauptraum, der Wächter bat Arkadius den rechten Weg zu nehmen. Sie bogen um die Ecke und Arkadius machte sich mit einem schnellen Blick mit der Umgebung vertraut.

Der Raum wirkte viel größer als es von außen den Anschein hatte, offenbar hatte Arkadius die Größe des Wehrturmes unterschätzt. Hinten links befand sich das Treppenhaus, das in die oberen Stockwerke führte. Daneben genau im Zentrum der hinteren Wand der Kamin, der bei diesem Wetter nun wirklich nicht brennen musste und wohl schon seit Monaten kein Feuer mehr gesehen hatte. Es war tatsächlich angenehmer als draußen, aber selbst hinter diesen dicken Mauern war die sommerliche Hitze noch zu spüren.

Die anwesenden Krieger, oder sollte Arkadius besser Bauern sagen, lungerten müde an einer großen Holztafel herum, auf der einiges Obst herumlag und diverse Krüge mit Getränken herumstanden. Ansonsten war der Raum weitestgehend schmucklos. Es gab ein, zwei Schilde an der Wand mit gekreuzten Zierwaffen sowie das Geweih eines wohl recht eindrucksvoll gewesenen Hirsches.

Arkadius fragte sich, ob sich die Küche wohl in den oberen Stockwerken befände, denn hier war außer der großen Tafel und den spärlichen Wandschmuck nicht viel zu finden. Allerdings verrieten einige Strohmatte in der Ecke, dass der Raum offenbar nachts auch zum schlafen verwendet

wurde.

Die Gestalten an den Tischen waren allesamt junge Burschen. Keiner von ihnen war älter als 25 Jahre und sie waren fast ausnahmslos wie einfache Bauersleute gekleidet. Graue Tuniken, die Hälfte von ihnen barfuß und die meisten hatten gewöhnliche Statur. Einer jedoch überragte schon im Sitzen die anderen um einen Kopf. Er hatte den Körper eines Bullen und einen dazu passenden Schädel. Doch nicht er war es, der sich erhob, als Arkadius mit dem Wächter eintrat, sondern ein anderer, der als einziger Gewänder trug, bei der er in einer richtigen Burg nicht aufgefallen wäre. Es musste sich um Fürst Balthasar handeln, denn seine Haltung und sein Auftreten verrieten den Anführer.

Er besaß etwa die Größe von Arkadius und war stattlich gebaut ohne jedoch ein Kraftpaket zu sein und ganz in einem schwarz gefärbten Leinengewand gekleidet. Ein rotes Tuch um die Hüfte gewickelt anstelle eines Gürtels hob ihn auch farblich eindeutig von den anderen ab. Mit einem Blick bedeutete er dem Wächter, sich zu den anderen zu gesellen, der gehorchte sofort.

Falls es zuvor Gespräche gegeben hatte, waren diese mittlerweile verstummt und die Hitze und Müdigkeit schien aus den Köpfen der Burschen vertrieben worden zu sein, alle mustert nun den Neuankömmling. Der vermeintliche Fürst baute sich im Zentrum des Raumes auf und verneigte sich kurz.

»Man verlangt nach mir?«, sagte er. »Du bist ein Drachentöter, sagte mein Wachmann. Ich dachte solche gebe es nur in den alten Sagen.«

Was nun folgte, war eine Vorstellung, mit der Arkadius

schon oft Erfolg gehabt hatte, aber der in den letzten Jahren leider ausgeblieben war. Das lag aber nicht an der Vorstellung selbst, sondern daran, dass er von einigen seiner möglichen Auftraggeber als viel zu alt betrachtet wurde – auch wenn diese es aus Respekt selten offen so benannten.

Aber hier würde es anders sein, wusste er, denn Balthasar schien wirklich verzweifelt nach einem Ausbilder für seine Leute zu suchen, wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte.

Arkadius deutete ebenfalls eine Verbeugung an.

»Mein Name ist Arkadius, und ich bin tatsächlich Drachentöter. Ich weiß, dass keiner im Raum mir hier Glauben schenkt, aber ich kann das auch beweisen. Vielleicht habt ihr noch nicht von mir gehört, denn ich stamme aus weit entfernten landen, bin aber hierhergekommen um mein Glück zu suchen und euch das Glück zu bringen. Denn mein starker Schwertarm, der schon viele Schlachten geschlagen hat und noch mehr Recken ausgebildet, steht euch zur Verfügung.«

Der Fürst fing an zu lächeln, Arkadius wusste nicht, ob es spöttisch oder freundlich sein sollte.

»Ein Drachentöter, was? Das klingt erst einmal vernünftig. Genauso jemanden habe ich gesucht. Da du schon so großspurig Beweise angeboten hast, dann zeig sie mir doch!«

Arkadius gefiel der Fürst. Er redete nicht herum, verteilte keine falschen Komplimente und hielt sich offenbar auch nicht für etwas Besseres wie so viele andere Fürsten dieser Zeit. Ja, alleine dass er mit seinen Leuten an einem Tisch gesessen hatte, zeigte, dass er sich als einen der ihren

betrachtete, wohl der beste unter ihnen, aber doch einer von ihnen.

Das gab Arkadius ein gutes Gefühl und er zog die Truhe schnaufend ein wenig herein, so dass sie direkt zwischen den Tischen und dem Fürsten stand. Wortlos öffnete er sie und zeigte mit einer ausladenden Geste auf den Inhalt. Ein Raunen wanderte durch den Raum. Alle Augen starrten auf die Kiste, selbst der Fürst streichelte sich mit der rechten Hand über das Kinn als er sah, was darinnen lag.

»Ist es das, wofür ich es halte?«, fragte er vorsichtig.

»Ja, Fürst Balthasar, das ist es. Es ist der Schädel des Drachen den ich getötet habe. Es ist schon einige Jahrzehnte her, das gebe ich zu und es war ein garstiges Biest, aber seitdem trage ich diese Trophäe mit mir durch das Land damit man mir Glauben schenkt, falls man mir nicht von vornherein vertraut.«

Diese Spitze konnte Arkadius sich nicht verkneifen, denn er wusste dass die Leute durch den Schädel in der Truhe so beeindruckt waren, dass sie ihm das problemlos durchgehen lassen würden.

Der Fürst trat an die Truhe heran. Er wollte hinein greifen und den grau weißen Schädel mit den großen Augenhöhlen und den vielen scharfen Zähnen anfassen, zögerte aber und blickte Arkadius wegen einer Erlaubnis an. Dieser nickte ihm zu und der Fürst streichelte vorsichtig wie man ein krankes Pferd berühren würde über den Kopf.

»Er ist echt. Ich bin beeindruckt.«

Dann stellt er sich gerade hin und sah Arkadius an. Nun, Drachentöter, das nenne ich einen Einstand nach Maß. Wer einen Drachen töten kann und viele Schlachten geschlagen hat und solche Erfahrung besitzt wie ihr, den könnte ich

möglicherweise wirklich gebrauchen. Denn ich suche dringend nach einem Ausbilder für meine Männer.

»Das haben mir die Nachbarfürsten bereits berichtet«, sagte Arkadius.

Der Fürst nickte lachend. »Ja, ich bin in letzter Zeit oft auf Reisen und ich habe es nicht versäumt, allen von meiner Not zu berichten. Dann wir werden von üblen Räufern geplagt. Zwar konnten wir sie bisher erfolgreich abwehren und vom Ort fernhalten, aber ich habe das Gefühl, dass die Bande immer größer wird und ich möchte nun am besten keinen einzigen meiner guten Männer verlieren. Das Leben des Dorfes hängt schließlich von den jungen, starken Leuten ab.«

»Nun, würde ich sagen, dann seid jedoch bei mir genau richtig.« Arkadius stellte sich so gerade hin, wie er es mit seinem schmerzenden Rücken vermochte.

Der Fürst schwieg und musterte ihn von oben bis unten. Arkadius wusste, was dieser Blick bedeutete, und es gefiel ihm nicht. Der Fürst würde in diesem Moment jede einzelne seiner Falten mustern, er würde das Alter des Kettenhemdes bemerken und des darunterliegenden Wamses. Er würde das weiße, schütterere Haar sehen und die nicht mehr ganz so kräftige Statur wie früher. Ja, früher, da war er fast so ein Ochse gewesen wie dieser Bursche hinten am Tisch. Aber das war nun leider doch schon einige Jahrzehnte her und er war zwar immer noch sehr stark aber bei weitem nicht mehr das Kraftpaket von früher. Und in den letzten Wochen und Monaten hatte er das leider immer wieder zu hören bekommen. Er hoffte, dass es diesmal anders sein würde.

»Nun, Arkadius, Drachentöter. Ich bin von dir und deiner

Erfahrung beeindruckt. Aber meinst du nicht, dass es an der Zeit wäre, einem Jüngeren den Vortritt zu lassen? Ich glaube, du wirst hier keinen Ruhm ernten können. Dazu ist das Leben hier zu einfach.«

»Ich brauche keinen Ruhm«, sagte Arkadius grimmig, »den habe ich schon genug gesammelt. Was ich brauche ist Lohn, Brot und Respekt. Mehr brauche ich nicht. Dafür kann ich eure Männern zu echten Kämpfern machen, die es mit jeder stinkenden Räuberbande im Halbschlaf aufnehmen können.«

Der Fürst überlegte sein Kinn in die Hand gestützt.

»Gut«, sagte er schließlich, »ich habe einen Vorschlag zu machen, Arkadius. Wir machen einen Übungskampf. Du wie du hier stehst gegen meinen besten Mann, natürlich nicht mit echten Schwertern und auch nicht bis aufs Blut, aber ich will sehen, was du uns beibringen kannst.

Na prima, dachte sich Arkadius. Ein Kampf jetzt nach diesem langen Ritt durch diese Hitze. Das war nun wirklich nicht das, was er sich gewünscht hatte. Aber wenn er danach sein langersehntes Lohn und Brot bekommen würde, dann musste er diesen Weg wohl gehen.

Er nickte. »Einverstanden!«

Der Fürst nickte seinen Jungs am Tisch zu. Der, der den Körperbau eines Rindviehs hatte, stand auf. Mit großen kraftstrotzenden Schritten ging er um den Tisch herum und trat in die Mitte des Raumes.

Arkadius musterte ihn. Er war tatsächlich mehr als einen halben Kopf größer als er. Wahrscheinlich fast doppelt so breit obwohl er kein Kettenhemd trug. Er hatte Arme wie Baumstämme und Beine, die ein ganzes Pferd hätten tragen

können. Sein Blick war vielleicht nicht sonderlich schlau, aber Arkadius sah schon jetzt, dass der Bauer wusste, warum er hier war und was er tun sollte. Er seufzte innerlich. Es war nicht das erste Mal, dass er es mit körperlich überlegenen Gegnern zu tun gehabt hatte und es würde hoffentlich auch nicht das letzte Mal sein. Aber dennoch, nach so einem heißen Tag, nach so einem anstrengenden Ritt, musste das jetzt sein?

Der Bauer nickte ihm nur kurz zu, stellte sich nicht vor. Also sagte Arkadius auch nichts und wartete darauf, dass man ihm ein Schwert für den Kampf brachte. Denn seines konnte er jetzt schlecht benutzen, das war viel zu scharf und wahrscheinlich allem Metall im gesamten Dorf überlegen.

Der Fürst trat an die Wand die dem Tisch gegenüber lag, sodass er den besten Überblick für den nun folgenden Zweikampf hatte. Einer der anderen Bauern rannte schnell in das obere Stockwerk und kam kurz darauf wieder. Er hatte zwei Holzschwerter dabei, die vom Gewicht und den Maßen echten ähnelten. Arkadius durfte sich seines aussuchen. Da die beiden beinahe identisch und beinahe gleich schlecht waren, war es ihm egal und der nahm das erstbeste. Er prüfte das Gewicht in der Hand, wechselte es schwungvoll von einem Arm zum anderen durch und streckte sich noch einmal, dass die Knochen knacken. Er hoffte, nur er habe es gehört.

»Nun denn«, rief der Fürst. »Die Regeln sind: kein Stechen in die Weichteile, kein Augen auskratzen, kein Blut.

Derjenige, der den anderen als erstes entwaffnet oder kampfunfähig macht oder in eine Position bringt, die es ihn in einem echten Kampf ermöglichen würde ihn zu töten,

der hat gewonnen. Stellt euch gegeneinander auf!«
Die beiden Kontrahenten taten es.

»Es möge der bessere gewinnen«, sagte der Fürst und hob den Arm. Arkadius wartete ab, wie der Bauer reagieren würde. Dieser tat das gleiche war, also kein tumber Getreidefresser, der beim ersten Anzeichen wild vorstürmte. Womöglich hatte er sogar schon Kampferfahrung, wenn es hier Räuber gegeben hatte. Arkadius stellte sich so, dass er dem Gegenüber keine Angriffsfläche bot. Gleichzeitig hatte er einen kurzen Weg, um eventuell zu zu stoßen, falls der Bauer einen Fehler und seine Deckung öffnen sollte. Aber auch hier merkte Arkadius, dass der andere kein absoluter Anfänger mehr war, denn er schaffte es zumindest, sich so zu decken, das Arkadius nicht ohne Schwierigkeiten an ihn heran kommen würde.

Endlich griff der Kraftprotz an. Mit einer Geschwindigkeit, die man dem massigen Körper nicht zugetraut hätte, stürmte er vor und hieb auf Arkadius sein. Seine Schläge waren schnell, und wenn sie auch nicht sonderlich gut gezielt waren, so waren sie doch so kraftvoll, dass Arkadius seinerseits all seine Kraft und Geschick aufwenden musste, um sie abzuwehren. Der junge Mann startet einen regelrechten Hagel von Hieben und trieb den alten Drachentöter vor sich her durch die gesamte Halle. Seine Freunde am Tisch begannen ihn vorsichtig jubelnd zu unterstützen, sie waren sichtlich hin und hergerissen zwischen den Respekt vor dem alten Kämpfer und der Offensivkraft ihres Freundes.

Arkadius musste sich anstrengen, nicht getroffen zu werden, aber er hatte den Schlagabtausch im Griff.

Dummerweise merkte er, dass er schneller Probleme mit dem Atem bekam. Der Tag war wohl doch heißer und anstrengender gewesen als gedacht. Einen allzu langen Kampf würde er heute nicht mehr durchstehen. Also nahm er sich vor, mit all seiner Erfahrung und Geschick, dass er besaß, den Kampf umzudrehen.

Mit einer Körpertäuschung, die ihm allen Rest seiner Geschicklichkeit abverlangte und einem geschickten Manöver ließ er seinen Gegner ins Leere laufen, sodass er ihn bereit zum Stoß vor sich hatte. Er zielte so genau er konnte auf den Schwertarm, stieß zu und normalerweise hätte er ihn gehabt. Aber irgendwie hatte der Bauerntempel gehnt, was er vor hatte und gerade noch rechtzeitig seinen massiven Arm zur Seite gedreht, so dass Arkadius' Angriff durch seinen Schwung abgeschmettert wurde. Dennoch traf er ihn am Arm, aber nicht so schlimm, dass es ihm kampfunfähig gemacht hätte.

Aber es musste doch schmerzhaft gewesen sein, denn der Große riss die Augen auf und wich ein zwei Schritte zurück, sodass wieder ein wenig Distanz zwischen den beiden Kämpen herrschte.

Diese kleine Pause tat Arkadius gut, denn er brauchte dringend Luft. Schnaufend stand er da und sammelte sich einen Moment, überlegend wie er den Kampf möglichst schnell beenden konnte. Denn es wurde ihm langsam schwummerig und das Kettenhemd wog immer schwerer. Eine gewisse Wut wuchs ihm in ihm heran. Dieses verdammte Alter! Noch vor 15 Jahren naja, vielleicht 20, hätte er den Burschen innerhalb weniger Augenblicke auf den Boden geworfen. Doch heute ... Seine Kraft war dahin, seine Schnelligkeit war dahin seine Ausdauer war dahin und

sein Geschick zum Teil auch. Da blieb nur seine Kampferfahrung und seine immer noch wachen Augen und Reflexe, auch wenn letztere ebenfalls schon bessere Tage gesehen hatten.

Und der Bauer erkannte, dass Arkadius nicht mehr sonderlich frisch war und griff wieder an. Der Drachentöter musste sich erneut einer Serie von harten Schlägen erwehren und von Mal zu Mal wurde es schwieriger, die von allen Seiten auf ihn ein prasselnden Hiebe abzuwehren. Es ist zu schwer, sagte er sich, ich muss es bald beenden, sonst schaffe ich es nicht!

Beim nächsten Hieb des Gegners machte er einen Seitwärtsschritt und gleichzeitig einen halben nach vorne, sodass er direkt an seinem Gegner stand, der sein rechtes Bein nach vorne gestellt hatte. Arkadius fegte es mit einem Tritt nach außen und trat es gleichzeitig nach vorne sodass der andere in die Knie ging. Dabei drehte Arkadius noch seinen Körper nach rechts und zog sein Schwert an sich heran. Nun hatte er den Hals seines Gegners direkt vor sich liegen, die Schwertspitze auf ihn gerichtet und musste nur noch zustoßen und der Kampf wäre vorbei.

Aber er zögerte. Sie hatten gesagt kein Blut. Wenn er jetzt zustoßen würde, selbst wenn er es relativ sanft tat, würde das nicht ohne Verletzung von sich geben. Womöglich würde es den jungen Kerl dort sogar schlimm erwischen. Das war es nun wirklich nicht wert. Er hatte noch so etwas wie Anstand und natürlich wollte er diesen Kampf gewinnen, aber nicht auf jeder Art und Weise.

Und schon war die Gelegenheit verstrichen, denn der Bauer rollte sich geschickt zur Seite und wuchtete seinen massigen Körper mit einem Schwung auf die Füße.

Und schon standen die beiden Gegner sich wieder gegenüber. Die Zuschauer waren mittlerweile verstummt und starrten gebannt zu den beiden Kämpfen, die ihnen ein eindrucksvolles Schauspiel lieferten. Arkadius schmeckte den Geschmack von Blut im Mund, obwohl er gar nicht getroffen worden war. Sein Atem rasselte, seine Arme waren schwer. Der andere sah aus, als habe er noch keinen einzigen Augenblick gekämpft. Nur die aufgerissenen Augen und der funkelnden Respekt in seinem Blick verrieten, dass Arkadius ihm wohl mehr zugesetzt hatte, als er es erwartet hatte.

Der Bauer griff wieder an, diesmal etwas langsamer und vorsichtiger als sonst und mit merklich mehr Geschick. Arkadius müde Arme schafften es noch, seinen Gegner abzuwehren, aber zu irgendwelchen schnellen und geschickten Manövern war er nicht mehr in der Lage. Er hatte genug damit zu tun, auf den Beinen zu bleiben. Er wollte es wieder mit einem Seitwärtsschritt probieren, aber er glitt auf den Steinboden aus. Im Fallen wusste er nicht, ob es die Erschöpfung gewesen war oder doch der glatte Steinboden, der ihm seinen festen Tritt geraubt hatte, aber er schafft es nicht mehr sich zu fangen und landete auf dem Hintern. Ein hässliches knirschendes Geräusch machte sich unter seinem Arm bemerkbar und er wusste sofort: das Kettenhemd. Es war nun wirklich nicht mehr das neueste, dieser Sturz musste wohl einige Glieder gesprengt haben. Sofort war der Bauer über ihm und richtete das Schwert auf seinen Hals. Der Kampf war vorbei.

Arkadius ärgerte sich maßlos und schnaufte wie ein von Pfeilen durchbohrtes Reh. Dieses verdammte Alter, die Last der Jahre. Natürlich war sein Gegner stark und schnell, aber

letztendlich hatten die vielen Jahre ihn zu Boden gezwungen. Das war nicht der erste Kampf, den er verloren hatte aber mit Sicherheit einer der häßlichsten. Denn eine Gelegenheit, an eine gute Dienststelle zu kommen, würde sich so schnell nicht mehr bieten. Diese hatte er wohl verspielt.

Er hörte ein einsames Klatschen. Der Fürst applaudierte. Im ersten Moment dachte Arkadius, es sei spöttisch gemeint aber der Balthasars Blick zeigte große Anerkennung. Die Bauern am Tisch fielen ein und applaudierten ohne zu jubeln und ohne Zwischenrufe. Der große Bauer legte sein Holz wieder auf den Boden und hielt Arkadius den Arm hin. Er ergriff ihn und wurde hochgezogen. Der Bauer verneigte sich und setzte sich schweigend wieder auf die Bank wo er einige Schulterklopper seiner Kameraden erntete. Der Fürst trat zu Arkadius und nahm ihm das Schwert ab, welches er immer noch krampfhaft in der Hand hielt.

»Meinen Respekt Arkadius, der Drachentöter! Niemand hatte unseren besten jemals so am Rande einer Niederlage. Und ich bin kein Dummkopf: ich habe gesehen, dass du ihn hättest schlagen können, aber aus Rücksicht auf seine Gesundheit den Moment hast verstreichen lassen. Damit bist du in meinen Augen der moralische Sieger und vor allem - bei aller gebotenen Höflichkeit - muss ich sagen, dass ich nicht erwartet hätte, dass du dich so wacker schlägst. Einen Mann von deinem Format können wir hier auf jeden Fall gebrauchen.

Zeig meinen Männern, wie man so kämpft! Mach sie schnell, stark und mutig! Bring ihnen beim das Schwert anders zu führen als eine Sense oder Sichel und dann führe sie in die Wälder, um die Räuber zu vertreiben. Wenn du

das tust, erhältst du von mir einen angemessenen Lohn und Nahrung soviele du zu dir nehmen kannst und jeder hier wird dich nach diesem Kampf mit Respekt behandeln, das sei dir versichert.

Der Fürst streckte ihm die Hand hin, Arkadius hustete und räusperte sich. »Teufel auch!«, sagte er und schlug ein.

Eleonora saß in der kleinen Schreibstube auf ihrer Bank. Sie kopierte ein bekanntes Werk Aristoteles, das sie sich nun schon zum dritten Mal vornahm und beinahe so etwas wie Routine geworden war. Sie hatte die Schreibstube für sich, denn die anderen waren zu diesem Zeitpunkt des Tages mit weltlicheren Aufgaben beschäftigt. Der Garten musste gepflegt werden, die Felder bestellt, die Vorräte sortiert und eingelagert werden. Natürlich das Beten nicht zu vergessen. Eleonora liebte es, sich in der Schreibstube aufzuhalten. Auch wenn sie ihre Schwestern sehr mochte, was sie immer froh für etwas Einsamkeit. Ständig dieselben Gesichter jahrein ein jahraus aus zerrten bisweilen an den Nerven. Sie wünschte sich, andere Leute kennen zu lernen und einmal herauszukommen in die Wälder, in die Städte, ins Land.

Aber sie war als junges Ding in das Kloster gesandt worden und sie saß nun einmal hier fest. Das war ihr Schicksal, Gott wollte es so, ihre Eltern wollten es so und die Äbtissin war im Grunde zufrieden mit ihr. Also hatte sie sich zu fügen und ihren Platz einzunehmen. Wenigstens hatte sie den Klostergarten draußen, der sie bisweilen an den Wald erinnerte. Und hin und wieder kam sogar ein Besucher, bei dem sie gerne in der ersten Reihe stand, wenn es galt, ihn kennen zu lernen. Natürlich mit aller gebotenen Vorsicht und Rücksicht. Denn eine Nonne musste immer Zurückhaltung üben, musste sich bedecken und auf keinen Fall zu viel Interesse an Fremden zeigen egal welchen Geschlechts und welchen Ranges sie waren.

Eleonora genoss zwar die Einsamkeit und die Stille, aber manchmal war sie ein bisschen zu still. So auch jetzt. Man könnte meinen, dass sie die einzige im Kloster wäre,

zurückgeblieben für immer und alle anderen wären gegangen. Alleine in diesem Gott geweihten Mauern auf ewig dazu verdammt ein Buch zu kopieren. Nun ja, es gab Schlimmeres. Etwa die Welt da draußen, die in vielen Ecken den Glauben an Gott verloren hatte und wo Sünde und Verfall vorherrschten. Da war sie doch insgeheim froh, hier ein geregeltes Leben zu haben und sicher vor dem Chaos draußen zu sein. Denn zu träumen, etwas Neues zu sehen und es dann tatsächlich zu erleben, das waren zwei verschiedene Paar Schuhe.

Vorsichtig tunkte sie die Feder ein und kopierte die Schriften, die einstmals Aristoteles persönlich gezeichnet hatte. Sie wusste nicht, die wievielte Kopie des Originals es war, die sie vor sich liegen hatte. Sie wusste nur, dass sie die nächste erstellte. Zwar war Aristoteles ein Heide wie fast alle der Gelehrten aus der Klosterbibliothek, aber das schien niemanden wirklich zu stören. Gott liebte neben den Heiligen auch die Heiden, sagte die Äbtissin, und so war es nur recht, dass Eleonora mit gutem Gewissen diese Bände kopierte. Sie waren eine wichtige Einnahmequelle für das Kloster, denn sie wurden mit viel Gewinn an andere Klöster und bisweilen sogar an einen reichen Adligen weiterverkauft.

Da hörte Eleonora etwas. Jemand kam um die Ecke, mit großen selbstbewussten Schritten. Es war die Äbtissin. Es war unüblich, dass sie zu ihr kam, anstatt sie zu sich zu rufen. Vermutlich wollte sie irgendetwas mit ihr unter vier Augen besprechen, das die anderen nicht mitbekommen sollten. Oder vielleicht war sie auch nur auf ihrer Inspektionsrunde durch das Kloster und schaute, dass ihre

Mitschwestern alles richtig machen. Denn die Äbtissin war streng und gewissenhaft, wenn sie bisweilen auch sehr warmherzig und hilfreich sein konnte.

Eleonora stand auf wie sich gezieme, die Äbtissin bedeutete ihr mit einem Wink sitzen zu bleiben. Sie zog sich einen Hocker heran und setzte sich auf der anderen Seite des Aristoteles Eleonora gegenüber. Sie nahm mit ihren beiden Händen Eleonoras linke Hand und hielt sie fest. Eleonora spürte die warme und faltige Haut und legte die Feder nieder.

»Was kann ich für dich tun, womit kann ich dienen?« Sie sah der Äbtissin in die Augen.

Irgendetwas war anders, diese blickte so seltsam. Es war eine Mischung aus Entschlossenheit, Furcht und Hoffnung. Eleonora konnte es nicht deuten und war gespannt, was die Äbtissin zu sagen hatte.

»Eleonora, gutes Kind. Erinnerst dich doch noch an den verwirrten alten Mönch, der vor einigen Wochen in unser Kloster gekommen war?«

Eleonora nickte, das würde sie nun wirklich nicht vergessen.

»Nun, wir haben ihn im Krankentrakt gesund gepflegt und zum Bischof geschickt, wie du weißt. Mittlerweile haben wir Antwort erhalten. Ich habe mit Hochwürden schon zweimal hin und her geschrieben, und es hat sich etwas äußerst Ungewöhnliches ergeben. Unser guter Bruder, der offenbar den Verstand verloren hat, war mit einem Mitbruder auf einer Mission in einem fernen Dorf. Dieses liegt weit ab von jeglicher Stadt inmitten der unzugänglichen Wälder und selten verirrt sich auch nur ein Händler dorthin.

Man munkelte vor einigen Monaten, dass sich dort immer noch Ungläubige und Wotansanbeter aufhalten sollten. Die

beiden wurden wurden dorthin geschickt, um den letzten Rest an Zweifel an unseren Gott den Herrn auszumerzen. Doch offenbar ist etwas schief gegangen. Wie wir aus dem Gefasel unseres von Verrücktheit geschlagenen Bruders erfahren haben, ist sein Begleiter auf tragische Weise umgekommen oder verschwunden. Und dem Mönch muss auf dem Weg hierher wohl etwas ganz Fürchterliches passiert sein, aber niemand konnte deuten, was er uns seinen Geschichten sagen wollte.

Nun, ursprünglich hatte sich der Bischof dazu entschieden weitere Mönche zu schicken hat mir das in einem Brief auch mitgeteilt. Aber ich hatte eine viel bessere Idee, auf die Hochwürden dann auch letztendlich eingegangen ist. Ich werde Schwester Mathilde schicken. Sie ist das gebildetste Weib, das ich kenne, sehr scharfsinnig und erfahren in jeglichen Dingen der Diplomatie. Wenn es jemand schafft, die sturen Bauern in einem fernen Dorf zum wahren Glauben zu bekehren, dann sie. Wenn es jemand schafft, gleichzeitig noch herauszufinden, was mit den beiden Brüdern passiert ist, dann ebenfalls sie.«

Eleonora schwieg. Irgendwie gefiel ihr der Verlauf dieser Ankündigung nicht. Warum kam die Äbtissin zu ihr? Sie gab ihr Recht: Schwester Mathilda war ein leuchtendes Vorbild für alle anderen und egal wie sehr man versuchte, ihr nachzueifern, man würde ihr leuchtendes Vorbild nie erreichen können.

Aber warum erzählte die die Äbtissin ihr das jetzt, in der Schreibstube, fern von den anderen. Die Obere musste wohl ihre Gedanken gelesen haben, denn sie lächelte milde und nickte bestimmend.

»Ich weiß, was du denkst, Kind. Ich werde dir auch gleich

erklären, warum ich zu dir gekommen bin. Denn ich habe entschieden, dass du Mathilda begleiten wirst.«

Einen Moment schien die Zeit stehen zu bleiben. Eleonora fühlte Angst und Eiseskälte im Inneren und gleichzeitig machte ihr Herz einen Hüpfer vor Freude, dass sie endlich einmal die Klostermauern verlassen würde. Wie viele Jahre war es her gewesen, dass sie länger als einen Nachmittag draußen verbracht hatte?

Aber nun in ein abgelegenes Dorf tief in der finsternen, gefährlichen Welt zu ziehen und sich mit Heiden abzugeben, das war doch nun ein bisschen zu viel Abenteuer.

»Aber ...«, setzte sie an.

»Es gibt kein Aber, Schwester Eleonora. Wir wissen beide, dass deine Fortschritte beim Zusammensein mit den Schwestern zu wünschen übrig lassen. Ich habe die Monate und Jahre lang viel durchgehen lassen. Ich habe dich immer wieder ermutigt, wir haben gemeinsam geübt, ich habe dir viel verziehen, habe zu dem Herrn gebetet.« Die Falten im Gesicht der Äbtissin schienen tiefer zu werden.

»Doch sind deine Fortschritte marginal. Eine Schwester, die es nicht schafft, für ihren Mitschwestern in der Kapelle ein Abendgebet zu leiten, das darf es nicht geben.

Darum wirst du Schwester Mathilda begleiten. Sie wird dich auf dem Weg unter ihre Fittiche nehmen, sie wird dich lehren, mit Menschen umzugehen, die Welt da draußen mit den richtigen Augen zu betrachten und sie wird dir helfen, Gutes zu tun.

Ihr werdet gemeinsam aufklären, was den Brüdern zugestoßen ist und ihr werdet gemeinsam auch den letzten Zweifler in diesem vermaledaiten Dorf zu Gott führen.

Ich weiß, dass das in unserer guten Kirche nicht üblich ist und der Bischof hatte zuerst bedenken. Aber der gute Ruf von Schwester Mathilda ließ ihn letztendlich einlenken und ich bin mir sicher, dass es das Beste ist. Und du bist schlau und lernfähig, ich glaube, du musst endlich dein Nest verlassen, eine kleine Runde fliegen und wieder zurückkehren.

Dann wirst du bereit sein, deinen Dienst an Gott bis ins letzte Detail ordentlich zu erfüllen.«

Alles in Eleonora sträubte sich. Es war nicht, dass sie Mathilda nicht mochte, nein sie bewunderte sie sogar insgeheim. Aber mit ihr den geregelten Alltag des Klosters zu verlassen und zu irgendwelchen stinkenden Bauern zu gehen, das war nun doch zu viel. So wollte hierbleiben und hier an Ihrem Makel arbeiten. Sie war ohnehin diejenige, die am meisten darunter litt, dass sie vor mehreren Menschen ihre Fassung verlor. Sie wollte ja die Gebete leiten und mit allen sprechen, sie würde es sicher auch lernen. Nur ein wenig mehr Zeit, ein wenig mehr Übung, nur ein wenig mehr Geduld. Dann würde sie es schaffen. Dazu musste sie nicht durch das Land zu irgendwelchen stinkenden Heiden reisen.

Sie öffnet den Mund und Widerworte zu finden, aber die Äbtissin tötete den Widerspruch mit einem scharfen Blick im Keime ab.

»Ich weiß, Eleonora, dass dir das vielleicht nicht behagt. Aber ich habe gesprochen. Zudem wird es den anderen gut tun –

Nicht, dass du das falsch verstehst - wenn du das Kloster für eine Weile verlässt. Der Herr hat dich mit solch einer Schönheit gesegnet, dass es für viele nicht zu ertragen ist.

Trotz unserer einfachen Kleidung und dem Verzicht aufs weltliche Herhübschen, wissen wir alle, dass du das Gesicht eines Engels hast.

Und ich will nun einmal so offen sein, wie ich es normalerweise nicht werde. Einige Schwestern sind neidisch. Neid ist eine Sünde. Deine Abwesenheit wird ihnen Zeit geben, über ihre Gedanken zu sinnieren. Und einige der anderen Schwestern, einige ganz besonders, fühlen sich zu dieser Schönheit mehr hingezogen als zum Bildnis der Mutter Gottes. Das darf ebenfalls nicht sein. Ich weiß genau, wer diejenigen Kandidaten sind und ich werde sie für dich beten lassen, stundenlang, jeden Tag, bist du wieder zurück bist. Das wird ihre fehlgeleiteten Gedanken hoffentlich wieder in die richtigen Bahnen lenken.

Damit ist alles gesagt. Wir werden dich noch ausdrücklich einweisen und auf deine Aufgabe vorbereiten, aber in einigen Tagen wird es losgehen. Schwester Mathilda weiß schon Bescheid und ich werde es vor dem kommenden Gottesdienst den anderen mitteilen. Ich habe es dir vorher gesagt, damit du nicht vor den anderen ohnmächtig wirst. Du wirst dich damit arrangieren und dem Herrn auf beste Weise dienen. Ist das klar?«

Eleonora zögerte einen Moment. Einen Moment zu lange, denn die Äbtissin blickte ärgerlich drein.

»Sehr wohl, ich werde gehorchen!«, sagte Eleonora und schluckte alle Angst und Ärger runter, der sich in ihr angestaut hatte.

Barnabas hatte den gesamten Nachmittag gewartet. Er saß auf einem einsamen umgekippten Baumstamm und sah zu, wie die Sonne langsam über den Himmel wanderte und in nicht allzulanger Zeit hinter den Wiesen und Wäldern verschwunden sein würde. Vom Baumstamm unter ihm und dem mit Ästen und grasbedeckte Erdboden um ihn herum stieg noch die Wärme des Tages auf und es roch nach frischen Grün und warmer Sommerluft. Die Vögel hatten sich zu einem Konzert hinter ihm am Waldrand eingefunden und er lauschte ihnen während er weiterhin wartete. Seine Verabredung war spät dran, er hoffte, dass ihr nichts geschehen war.

Neben sich hatte er sein schweres Reisebündel auf dem Boden abgelegt. Ein Packen, der schwer zu tragen war, deswegen er auch immer lange brauchte, um an seine Reiseziele zu gelangen.

Da er sich aber meistens über mehrere Wochen an einem Ort aufhielt, war das nicht weiter schlimm. Das Wichtige war, dass am Ende ein Beutelchen voller Gold stand, was ihm ein Überleben in Notzeiten garantieren würde.

Und auch beim Besuch im letzten Dorf hatte es dieses Beutelchen gegeben. Was waren die Leute dankbar gewesen, dass er sie von dieser Hexe befreit hatte. Einer Hexe, die nur wenige Wochen vor Barnabas selbst im Dorf angekommen war und am Anfang wie eine normale Frau schien, die sich ein neues Leben aufbauen wollte. Aber dann hatte sie nach und nach die Leute mit bösen Blicken verzaubert, hatte seltsame Sprüche von sich gegeben und immer wieder unschuldige auf unflätige Art und Weise beschimpft. Als dann der Bäcker krank geworden war, war klar, an wem es gelegen hatte. Zum Glück war Barnabas zur

richtigen Zeit am richtigen Ort. Er als Wunderheiler, Teufelsaustreiber und Exorzist konnte den Leuten helfen. Natürlich konnte er das, denn er hatte Hilfe gehabt. Nicht von oben, so viel war klar.

Hatte sich nicht da hinten etwas bewegt? Da, am Feldrand, hinter dem Gebüsch?

Nein, da war nichts. Kein Reh, kein Wildschwein, keine Reisende. Barnabas seufzte und wartete weiter. Die große Frage war, wo ging es jetzt hin? Eigentlich wäre es an der Zeit, sich wieder einmal in einer großen Stadt blicken zu lassen. Den Lärm und die Freuden zu genießen, vielleicht ein wenig Geld nebenher zu verdienen, wobei man aufpassen musste, es nicht zu übertreiben.

Denn auch die Stadtmenschen waren abergläubisch, aber es war immer irgendein Kirchenmann oder ein Fürst oder ein übereifriger Bürgermeister, der Leuten wie ihm ins Handwerk pfuschte.

Nein, in Städten konnte es gefährlich sein, man musste sich auskennen, um dort zu bestehen. Das dauerte. Aber wenn man schon einmal da war, sein mühsam verdientes Geld in Bordellen und bei den Fernhändlern ließ, konnte man nebenher noch ein paar Kontakte knüpfen.

Dummerweise hielt es Barnabas nie lange an einem Ort, er hatte noch kein ganzes Jahr in derselben Stadt verbracht. Aber vielleicht würde sich das bald einmal ändern, er war ja schließlich kein ganz junger Mann mehr und wollte nach ein paar Jahren seinen verdienten Lohn genießen, ohne sich anstrengen zu müssen, bevor Gevatter Tod ihn holen würde.

Endlich! Da hinten auf dem Weg etwa 50 Schritt von seinem Platz auf dem Baum entfernt, traf seine Verabredung ein. Es

war das Weib, dem er noch vor kurzem im Ort den Teufel ausgetrieben hatte. Sie lächelte ihn an, als sie ihn entdeckte und kam sofort zu ihm herüber.

»Setz dich, setz dich!«, rief Barnabas und bot ihr den Platz an seiner Seite an.

Die Frau lächelte weiter und setzte sich zu ihm.

»Was hat das so lange gedauert?«, fragte Barnabas.

»Ich habe mich verlaufen. Du hast mir den Weg genau beschrieben, aber an der Kreuzung mit dem Stein, der Kristallsprengsel in sich trägt, habe ich dummerweise doch die falsche Abzweigung genommen und musste ein ganzes Stück zurückgehen, nachdem ich gemerkt hatte wohin ich unterwegs war, bzw. wohin nicht.«

»Nun denn, du hast es ja noch rechtzeitig vor der Abenddämmerung geschafft.«

Barnabas wühlte in seinen Sachen, tastete unter all dem Kram, den er in seinem Packen trug, nach einem kleinen Säckchen. Er holte es raus und warf es der Frau in die Hand.

»Hier, für dich, dein Anteil!«

Die Frau öffnete es zählte das darin enthaltene Geld und lächelte.

»Die Leute waren großzügig gewesen, nicht wahr?«

»Ja, du Hexe«, sagte Barnabas, »du wirst aber auch jedes Mal besser. Wie hast du es nur gemacht, dass dir Schaum aus dem Mund kommt, das habe ich ja noch nie gesehen?«

»Kleines Stück Seife unter der Zunge versteckt. Schmeckt zwar fürchterlich, aber wenn man es im richtigen Moment befeuchtet, kommt der Schaum ganz von allein.«

»Das hätte ich mir denken können. Eine schlaue Idee, sie hätte von mir sein können.«

»Du hast dich aber auch gut gemacht. Wo holst du immer

wieder diese fremden Sprachen her?«

»Nun ja, bei meinem Lehrmeister habe ich doch ein bisschen was aufgeschnappt. Aber das meiste ist einfach improvisiert. Da besteht auch keine Gefahr, dass irgendjemand diese Sprache kennt und merkt, dass ich gar keine richtigen Sätze von mir gebe. Wenn ich meine eigene, selbst erdachte Sprache spreche, wirkt es einfach glaubwürdiger.«

»Auf jeden Fall hat es die Menschen beeindruckt, Barnabas. Wir sind wirklich ein gutes Gespann, schade das es immer so lange dauert, bis wir erneut beginnen können.«

»Ja, ich würde auch gerne schneller sein. Aber wenn wir beide zur selben Zeit auftauchen, erregt das eventuell Verdacht. Und schließlich kannst ja nicht einfach irgendwo herein platzen und loshexen. Das muss sich langsam einschleichen, du musst die Schwächen der Leute erkennen und sie gegen sie verwenden.«

»Ich weiß, ich weiß, das hast du mir alles schon ausführlich beigebracht. Ich meine ja nur, natürlich verdienen wir gut, aber wir könnten noch viel besser verdienen. Warum gehen wir nicht einmal in eine Großstadt?«

»Du wirst lachen, das habe ich mir auch schon überlegt. Vielleicht wollen wir es einmal wagen. Wir könnten es etwa in Nürnberg versuchen. Dort hört man schon seit Jahren immer wieder irgendwelchen Geschichten mit Hexen, von Unruhen und Ketzern. Eine instabile Stadt kann zwar gefährlich sein, bietet aber auch große Möglichkeiten. Ich habe soeben noch darüber nachgedacht, dass es vielleicht mal wieder an der Zeit wäre, ein wenig mehr auf die Pauke zu hauen, das Sichere zu verlassen. Wir werden schließlich auch nicht jünger und wenn wir es richtig anstellen, können

wir in einer Stadt einmal so richtig absahnen.«

»Nürnberg sagst du. Da war ich noch nie und es ist ein gutes Stück entfernt. Aber wer hat noch nicht von Nürnberg gehört. Die Stadt soll riesig sein. Reich. Eigentlich klingt das sehr gut. Wenn es schiefgeht, können wir immer noch verschwinden.«

»Da hast du vollkommen recht. Ich habe meinen Packen immer vorbereitet, man weiß ja nie. Natürlich denken die Leute, wir helfen Ihnen und in gewisser Weise tun wir das auch, aber wenn doch einmal jemand dahinter kommt, dass das ganze nur Theater ist ...«

»Naja, du hast ja noch deine Heiltränke und Wässerchen. Die helfen ja wirklich, oder?«

Barnabas räusperte sich. »Ich habe einige, die helfen. Aber ich weiß ehrlich gesagt nicht, ob das an meinen Braukünsten oder an dem Glauben der Leute liegt. Vermutlich eher Letzteres. Tränkebrauen war noch nie meine Stärke gewesen und ich bin froh, dass ich zumindest niemanden vergifte.

Aber du hast recht, vielen haben sie ehrlich geholfen und die bezahlen ehrliches Geld, also ist es doch eine gute Sache für alle.«

Die Sonne näherte sich deutlich dem Horizont. Bald würde es dunkel werden, die ersten Fledermäuse fingen an aufzuflattern und sich am reichhaltig gedeckten Insektentisch auf der Wiese zu bedienen. Die falsche Hexe stand auf.

»Willst du schon wieder gehen?«, fragte Barnabas.

»Ja, du siehst doch, dass es dunkel wird. Wenn ich mich richtig ran halte, erreiche ich den nächsten Ort noch. Ansonsten muss ich halt ein wenig Zeit im Dunkeln

verbringen, aber es ist ja beinahe Vollmond und der Weg ist breit und gut ausgebaut, dürfte keine Schwierigkeiten bereiten.«

»Also ich werde hier rasten«, sagte Barnabas kratzte sich am Hinterkopf. »Im Dunkeln zu reisen ist nichts für mich. Warum bleibst du mich einfach auch hier?«

»Nein, nein ich möchte so wenig es geht draußen im Freien übernachten. Ich habe lieber ein Dach über dem Kopf.«

»Nun ja, mit mir zusammen ist es beinahe wie ein Dach, zumindest wenn wir richtig schön zusammenrücken. Und wir könnten uns die Zeit noch ein wenig auf unanständige Weise vertreiben ...«

Die falsche Hexe lächelte. »Du bist ein Schlitzohr, Barnabas. Aber ich glaube mit uns zwei, das würde nichts werden. Also, wie machen wir es, wollen wir uns im Winter in Nürnberg treffen?«

Barnabas war zwar enttäuscht, dass seine offene Einladung so direkt abgewiesen wurde, aber war es ja gewohnt und schluckte es runter.

»Im Winter in Nürnberg. Das klingt gut, ich werde wieder eher spät antreffen, du kannst dich mit der Lage in Ruhe vertraut machen. Auf dem Hauptmarktplatz werden wir uns finden.«

»Das ist prima. Ich freue mich schon darauf. Lass es dir bis dahin gut gehen und gibt nicht alles einmal aus!

Ach, bevor ich es vergesse, die Leute im Dorf haben mir erzählt, dass nicht allzu weit von hier eine andere kleine Siedlung gibt. Sie liegt irgendwo mitten im Wald und Leute dort scheinen ernsthafte Probleme zu haben. Man munkelt vom Teufel und Tod und Elend und dem üblichen. Aber diesmal scheint wirklich was dran zu sein, ich habe es aus

mehreren Quellen gehört. Vielleicht kannst du ja dort ein wenig den Wunderheiler spielen und dir noch ein bisschen extra dazu verdienen. Bis zum Winter ist noch viel Zeit und warum sich nicht am gedeckten Tisch bedienen, wenn er schon einmal dasteht.«

»Ja, das klingt gut. Ich habe auch schon einmal von diesem Dorf gehört. Habe es aber als sonderbares Gerücht abgetan. Ja ich, ich werde einmal dorthin gehen. Meine Heiltränke sollen schließlich nicht umsonst gebraut worden sein.«

Barnabas musterte seine Geschäftspartnerin noch einmal und bedauerte, dass sie nicht bei ihm bleiben wollte. Sie war zwar keine Schönheit, aber immer noch relativ jung. Er hätte schon etwas mit ihr anzufangen gewusst. Aber nun, er wusste, dass es nichts bringen würde, sie zu überreden zu wollen. Zwingen ... Nein, dafür war er nicht der Mann und schließlich war es seine Geschäftspartnerin und nicht eine dahergelaufene Hure.

»Auf dann!«, sagte sie und verabschiedete sich mit einem Winken.

»Auf dann«, sagte Barnabas und sah zu, wie sie über die Wiese streifte, strammen Schrittes den Weg weiterging, bis sie hinter einer sanften Anhöhe verschwunden war. Die Sonne hatte sich mittlerweile ganz verabschiedet und es wurde sehr düster und ein wenig kühl. Zeit, sich zu verstecken.

Barnabas hasste es, im Dunkeln draußen zu sein. Am liebsten würde er sich in einer Höhle verstecken, den Eingang zumauern und hoffen, dass niemand ihn fand. Was es nicht alles draußen gab, das im Dunkeln im Wald herumstrich und über die Felder. Wölfe, Bären, Räuber,

Verrückte.

Nein, im Dunkeln draußen zu sein, war keine gute Zeit. Aber er würde es mit dem schweren Pack nicht mehr ins nächste Dorf schaffen. Daher musste es so sein.

Er schleifte seine Habseligkeiten in den Waldrand unter einen großen Busch. Der war zwar ein wenig dornig, aber wenn er sich dort drinnen verkroch, würde ihn niemand sehen können. Soweit er wusste, wühlten sich weder Wildschweine noch Wölfe oder Bären in dornige Büsche. Dort war er bisher immer sicher gewesen und konnte wenigstens ein wenig schlafen, auch wenn das Unbehagen des draußen Seins nicht enden wollte.

Nachdem er sich einen in seiner Reisemantel gewickelt hatte und sich aus seinem Packen ein Kopfkissen gebaut, dachte er noch einmal über seine Geschäftspartnerin nach. Sie kannte ihn jetzt schon seit Jahren und sie hatten schon viel zusammen erlebt. Aber sie hatten es noch nie getan. Er wusste auch warum. Es lag an ihm. Er konnte gut reden, konnte charmant sein, hatte eine recht schöne Stimme. Aber da war diese Nase im Gesicht. Rübennase war noch der freundlichste Ausdruck, den er zu hören bekommen hatte. Teufelszinken, das war sie für die meisten. Und auch sonst sah er nicht gerade aus wie Ritter Schönheit. Er hatte auch nicht den Körper eines jungen knackigen Bauern. Seinen Bauchansatz hatte er noch nie wegbekommen, selbst in schlechten Zeiten nicht. Und da, wo sich andere elegant wie eine Wildkatze bewegten, war er eher der alternde Eber, der versuchte, sich von einem Schlammloch zum nächsten zu wuchten. Nein, er konnte die Frauen sogar verstehen. Aber er ärgerte sich auch über sich selbst. Er hatte immer auf seine Stimme, auf seinen Witz und seine

Intelligenz vertraut. Aber gegen seine Rübennase kamen sie wohl nicht an. Das war traurig, denn so musste er immer für die Freuden des Fleisches bezahlen. Die einzigen, die sich ihm freiwillig hingeben würden, waren diejenigen, die noch schlimmer aussahen als er selbst. Aber das, das wollte er nun auch nicht. Um sich abzulenken dachte er an den Beutel mit Gold, den er mit sich trug und überlegte schon, welche Geschichten er den Dorfbewohnern in der nächsten Siedlung auftischen konnte, um sie ohne eine Hexe davon zu überzeugen, ihm ihre Reichtümer zu überlassen.

Es war warm, aber wolkig und bisweilen flog ein Abglanz von Regenduft durch die Luft. Arkadius stand auf dem Feld vor dem Wehrturm und beobachtete seine Jungs. Sie trainierten nun schon eine Woche miteinander und sie machten langsam, ganz langsam Fortschritte. Er hatte es immer noch nicht geschafft, ihre Namen zu behalten, das war wirklich nicht seine Stärke. Aber er konnte sich Gesichter merken und hatte schnell erkannt, welche Stärken und Schwächen jeder einzelne besaß.

Im Grunde war es ganz normales Volk, wie man es überall antreffen würde. Wobei diese hier auf einer gewisse Weise motivierter wirkten zur Waffe zu greifen als anderswo. Die meisten, die Arkadius kannte, wollten einfach nur bei ihrer Familie sein und sich um ihr täglich Brot kümmern. Wenn jemand zum Krieg eingezogen wurde, dann war es für denjenigen eine Last. Aber diejenigen hier, die standen hinter ihrem Fürsten und waren bereit, für ihr Dorf tatsächlich in den Krieg zu ziehen. Das war natürlich nicht notwendig, es handele sich schließlich nur um ein wenig Räubergeschmeiß, um das sie sich tadellos kümmern würden, wenn Arkadius mit seiner Ausbildung fertig war. Wobei noch ein langer Weg zu gehen war. Die meisten konnten ihre Schwerter ja nicht einmal richtig halten. Sie waren es gewohnt Stämme zu spalten mit ihren Äxten oder mit ihren Grabgabeln den Boden umzudrehen oder mit der Sense das Gras zu bearbeiten. Aber von Kampf mit dem Schwert, von der richtigen Stellung von Versetzen und von Kampftaktik hatten sie noch nie etwas gehört. Sie waren zwar alle gut ernährt, die meisten hatten auch ein wenig Kraft, aber das war es auch schon. Balthasar hatte nicht gelogen, er brauchte ihn tatsächlich als Ausbilder.

Der einzige, der ihn wirklich beeindruckte, war Wenzel, der Ochse der ihn am ersten Tag mit ein wenig Hilfe des rutschigen Fußbodens niedergestreckt hatte. Er brachte ein gewisses Grundtalent mit und natürlich diesem Körper eines Sagenhelden. Aus dem würde er was machen, er würde der Anführer der Leute werden, sein Stellvertreter auf dem Feld und Nummer Eins, wenn Arkadius schließlich weitergezogen war.

Wenn er es richtig machte und sein Ungestüm ablegte, dann konnte Wenzel ein Kämpfer werden, der sicher auch im Heer des Kaisers seinen Platz finden würde. Aber wie alle anderen auch, wollte er nur zu Hause bleiben und seine Liebsten beschützen. Arkadius wusste mittlerweile, dass das im Prinzip das beste Ziel von allen war.

Er ging herum, ein paar Kommandos und ließ seine Jungs anschließend erst einmal ein paar Runden um den Acker laufen und das Blut in Wallung zu bringen. Sie mussten sich daran gewöhnen auch zu kämpfen, wenn das Herz donnerte, die Kraft nachließ und es heiß war.

Arkadius selbst lief nicht mit. Er fühlte sich zwar um einiges leichter, denn er trug sein Kettenhemd nicht, welches beim Schmied war. Dieser war ein sonderbarer Mann. Dick und muskulös gleichermaßen und an den Werkzeugen, die er in seiner Hütte hängen hatte, sah Arkadius, dass er sein Handwerk verstand. Aber er hatte auch selten jemanden so phlegmatisches erlebt. Er wirkte, als schlafe er halb und als hörte er niemals richtig zu. Arkadius hoffte, dass er seinen Auftrag auch wirklich verstanden hatte. Das alte Kettenhemd wieder in Schwung zu bringen und zu reparieren, wenn es denn möglich war. Der Schmied hatte irgendetwas gemurmelt von ja, das kriege ich hin, aber

Arkadius würde es erst glauben, wenn er es wieder in seine Hand hielt. Bis dahin würde er ohne auskommen müssen, was in dieser gottverlassenen Gegend aber wahrscheinlich kein Problem wäre.

Er sah zu wie seine Jungs schwitzten und rannten. Was würde er geben, mitzurennen. Was würde er dafür geben, mitzukämpfen. Was würde er dafür geben, einfach nur schmerzfrei laufen zu können. Denn sein Knie hatte sich wieder gemeldet. Er konnte es vor den anderen noch verstecken, indem einfach nur Kommandos gab und sie barsch zusammenschrie, wenn sie mal wieder etwas falsch gemacht hatten. Aber schon beim Gehen musste er die Zähne ein wenig zusammenbeißen, denn dieser Schmerz im rechten Knie, der war kaum auszuhalten. Mal war er stärker, mal schwächer manchmal verschwand er sogar für Wochen. Aber jetzt hatte er sich zum ungünstigsten Zeitpunkt wieder gemeldet.

Arkadius war drauf und dran einer ruhigen Minute einmal heimlich zur Kräuterfrau des Dorfes zu gehen und zu fragen ob sie vielleicht etwas für ihn habe, was er noch nicht probiert hatte. Denn er war bei allen gewesen. Bei Feldärzten, bei Nonnen, bei Wunderheilern und selbst bei diesen fragwürdigen Doktoren, deren Methoden so alt waren wie das längst verfallene römische Imperium. Keiner hatte ihm wirklich helfen können. Für ihn waren das alles Quacksalber. Der einzige, der wirklich helfen konnte, war Gott oder vielleicht sogar man selbst noch, aber dennoch wollte er der Kräuterfrau des Dorfes eine Chance geben man wusste ja nie, vielleicht wirkte Gott durch sie.

»Bewegt eure faulen Hintern, Schweinebande!«, brüllte er über den Platz und ließ damit seine gesamte Wut über das

Knie heraus. Sofort ging ein Ruck durch den Bauernhaufen und alle rannten noch etwas schneller, obwohl sie schon pfeifen wie ein Teekessel. Nach zwei Runden würde er abbrechen und sie wieder miteinander kämpfen lassen. Er würde ihre Haltung korrigieren müssen und zusehen, wie sie wie Holzfäller aufeinander losgehen würden. Aber es würde besser werden, von Tag zu Tag.

Am Abend hatte der Fürst eine kleine Feier angesetzt, den Einstand für ihn, den neuen Ausbilder. Im Erdgeschoss des Wehrturms hatte man die Tafel in die Mitte geschoben und Bänke drumherum aufgebaut. Im Kamin prasselte ein kleines Feuer und Arkadius Jungs hatten alle möglichen Leckereien aus dem Dorf geholt. Man konnte sagen was man wollte, aber die Bauern verstanden etwas von ihrem Fach. Das gab es Schüsseln mit frischen Kirschen und Wildbeeren. Es gab köstlich duftendes Brot und sie hatten sogar ein Schwein geschlachtet, sodass genug Fleisch für alle da war. Dazu gab es Butter in Massen und Käse, der, obwohl er noch jung war, nichtsdestotrotz sehr lecker aussah. Eine Sammlung von Kräutern und Honig rundete die Tafel ab und Arkadius musste gestehen, dass er schon in großen Fürstentümern schlechter gespeist hatte. Er saß mit seinen jungen Kerlen an der Tafel und lachte und scherzte und trank mit ihnen. Für einen Moment fühlte er sich nicht mehr wie ein alter, verbrauchter Mann, sondern wie einer von ihnen. Es tat gut, wieder dazu zu gehören und wieder als Mann respektiert zu werden statt als ehrwürdiges Relikt aus einer vergangenen Zeit angesehen zu werden. Ja, Gott hatte ihn hier her auf den richtigen Weg gebracht, das spürte er.

Die Bäckerin trat ein. Die hatte er heute mehrfach ein- und ausgehen sehen. Diese Frau ermüdete niemals. Egal wie das Wetter war, sie ging strammen Schrittes den Weg entlang, immer mit einem Korb entweder voller Gebäck oder Wäsche oder irgendetwas anderem. Sie half den Jungs aus vollem Herzen so gut sie nur konnte und hatte immer ein lustiges oder aufmunterndes Wort parat. Auch jetzt trat sie herein wie der Frühling nach dem Winter und wurde sofort johlend von einigen Jungs begrüßt, denn sie war nicht nur hilfsbereit und arbeitsam, sondern auch eine kleine Augenweide. Vielleicht keine Schönheit, aber diese Brüste und diese Hüften versprachen größte Fruchtbarkeit. Und mit ihrem Lächeln machte sie ihren fehlenden Liebreiz wieder wett. Vielleicht galt der Jubel aber auch den frischgebackenen kleinen Broten im Korb in ihrer Hand. Als Arkadius sah, wie die Tafelnden sich auf das Brot stürzten, fand sich dieser Verdacht bestätigt.

»Ich muss euch sagen, Leute«, fing die Bäckerin lachend mit erhobener Stimme an, »ihr esst genauso gut wie ihr kämpfen könnt. Die Räuber können sich warm anziehen! Was ihr in den letzten Tagen gelernt habt, könntet ihr es sogar mit den Kaiserlichen aufnehmen.«

»Hört hört!«, rief einer aus dem Hintergrund und hob seinen Bierkrug. Aber ansonsten schienen sich die Bauern gar nicht angesprochen zu fühlen und nur auf das Essen konzentrieren zu wollen. Aber das war der Bäckerin egal, die wirbelte einmal um den Tisch, sammelte alte Reste auf, schmiss sie in das Feuer und dann rauschte wie sie wieder ab.

Sobald sie den Turm verlassen hatte, kam wieder neues Leben in die Jungs.

»Diesen Hintern könnte ich mir den ganzen Tag ansehen!«, sagte einer.

»Ich schau sie mir lieber von vorne an, aber ohne ihren Kittel«, sagte eine anderer.

Gelächter. Arkadius lachte mit, hörte aber bei den folgenden Frotzeleien nicht mehr zu. Kämpfen wie die Kaiserlichen, hatte sie gesagt. Er hatte bei den Kaiserlichen gekämpft. Es war zwar schon lange her, aber er erinnerte sich noch wie heute daran.

Auch damals hatte er an Tischen gesessen und geschlemmt. Die Sprüche waren damals die gleichen gewesen, auch wenn es nicht um eine Bäckerin sondern um irgendeine andere Frau gegangen war. Aber im Prinzip war es das gleiche. Sie hatten ebenfalls gemeinsam geübt und dann auch gemeinsam gekämpft. Je schlimmer der Kampf gewesen war, desto lauter wurde gefeiert.

Ach, es war so lange her. Wohl alle seiner alten Recken, die mit ihm über die Schlachtfelder der Länder gezogen waren, und die weit älter gewesen waren als er, waren nun mit Sicherheit tot. Vorausgesetzt, sie hatten diese Kriege überlebt. Arkadius hatte so viele Freunde verloren, dass er sich nicht mal mehr ihren Namen erinnern konnte. Wenn er die Augen schloss, sah er die Gesichter noch vor sich. Junge, starke Männer, die lachten und aßen und tranken. Die zwei Tage später mit einem Pfeil im Hals oder mit gespaltenem Schädel im Matsch lagen.

Er öffnete die Augen wieder und schluckte. Er sah sich um: junge, starke Männer, die lachten und die sich bereit für den Kampf fühlten. Ja, sie würden kämpfen können. Aber bereit, das konnten sie nie sein. Die Schlacht, der Kampf, das war immer anders als man es sich vorstellte. Egal, wie

gut man geübt hatte, wie gut man sich vorbereitet hatte, letztendlich zählten die Nerven.

Wenn du inmitten einer Reihe aufgeputzter Krieger stehst und du weißt, dass du weder links noch rechts noch zurück kannst und vor dir steht der Feind, ebenso aufgeputzt, und dich mit Pfeilen eingedeckt und mit seinen Speißen und Schwertern durchbohren möchte, dann weißt du, dass du lebst.

Du weißt auch, dass viele von denen, die um dich herumstehen und, wenn es nach dir geht, noch mehr von denen, die dir gegenüberstehen, am Abend bei Gott sein werden, dann weißt du nicht mehr wie lange du lebst. Und alles wird anders.

Du kämpfst ums Leben, du weißt nicht, wo vorn und hinten ist, du denkst nicht mehr nach. Deine arme Spulen das ab, was du beim Üben gelernt hast, deswegen ist es wichtig. Aber wenn dir die Nerven durchgehen, hilft dir alles nichts. Und wie gut deine Nerven sind, wie gut deine Wut ist, dein Durchhaltevermögen, das weißt du erst, wenn es soweit ist. Keine Übung kann dich darauf vorbereiten. Arkadius nahm einen großen Schluck aus dem Bierkrug. Er sah sich um, sah die scherzenden und lachenden Gesichter und dachte an die vielen Freunde, die einmal mit ihm zusammen an einen ähnlichen Tisch gesessen hatten. Und er tat sich schwer, den Rest des Abends zu genießen. Aber er versuchte es, das war er diesen jungen Kerlen schuldig.

Eleonora reiste mit Oberschwester Mathilda durch das Land. Sie ließen Wälder und Täler, Hügel und Felder hinter sich und kehrten in dem einen oder anderen Gasthaus ein oder fanden Zuflucht in einer kleinen Kirche oder Kapelle im jeweiligen Dorf oder Städtchen. Überall wurden sie respektvoll und freundlich behandelt. Falls es einmal nicht so war, und einer der Dorfbewohner mürrisch den Glaubensfrauen gegenüber war, dann sorgte Mathilda mit ihrer ganz eigentümlichen Art dafür, dass sich das schnell änderte. Denn Mathilda war nicht nur freundlich und diplomatisch, nein sie konnte auch streng sein, mit einem Blick dem anderen ewige Verdammnis androhen, wenn er sie nicht standesgemäß behandelte.

Generell war es für Eleonora tatsächlich eine lehrreiche Erfahrung, mit dieser Oberschwester unterwegs zu sein. Denn auch wenn sie sich schon einige Jahre kannten und sie viel Zeit mit ihr verbracht hatte, so war es doch etwas völlig anderes, nun alleine mit ihr unterwegs zu sein und völlig von den anderen Schwestern und der Äbtissin getrennt zu sein. So hatten sie mehr Zeit denn je sich auszutauschen, über Gott und die Welt zu philosophieren und mit jedem Gespräch lernte Eleonora etwas dazu.

Es war unglaublich, wie belesen Mathilda war. Sie kannte wohl die gesamte Bibel auswendig und noch die Klassiker der Heiden obendrauf. Zu allem hatte sie eine Meinung und zu allem wusste sie etwas. Sie kannte sogar die Vögel und Gräser auf dem Weg, selbst diejenigen, die Eleonora vorher noch nie gesehen hatte.

Gar noch beeindruckender, als mit Schwester Mathilda zu reisen, war, die Welt von außerhalb des Klosters zu sehen. Sie war so riesig, so gewaltig. Diese Furcht einflößenden

Wälder, die langen schlammigen Wege die nirgendwohin zu führen schienen. Die schmutzigen und doch so lebendigen Orte davor, in denen es von Männern nur so wimmelte. Ja, Männer hatte sie selten zu Gesicht bekommen, und es war nun etwas ganz besonderes, jedes Mal, wenn sie auf Leute, traf gleich mehrere von ihnen zu sehen. Sie hielt sich an das, was sie im Kloster gelernt hatte, nämlich als junge Nonne sich von den Männern fernzuhalten, nicht mit ihnen zu sprechen und ihnen nicht in die Augen zu sehen. Dennoch fiel ihr auf, wie sie und die Oberschwester angesehen wurden. Aber vor allem sie war offenbar der Blickfang. So richtig erklären konnte sie es sich nicht, denn die Oberschwester war eine äußerst beeindruckende Erscheinung. Aber das musste wohl etwas mit ihrem Engels Gesicht, wie es die Äbtissin genannt hatte, zu tun haben.

Dies sprach auch die Oberschwester einmal an und meinte, Eleonora würde sich sehr gut verhalten, wenn man bedenke, wie die Männer sie immer anstarrten. Dabei gab sie ihr gleich mit auf den Weg, die Keuschheit immer als oberstes Gebot zu achten und die Männer gar nicht erst an sie heranzulassen. Aber das wusste Eleonora schon, denn es war ihr im Kloster über die Jahre hinweg immer wieder eingetrichtert worden und sie hatte es verinnerlicht wie das Vaterunser.

Eines abends dämmerte es schon. Weit waren sie vom nächsten Dorf nicht mehr entfernt, aber sie würden es nicht mehr rechtzeitig zu einem Unterschlupf schaffen und so mussten sie erneut im Wald übernachten, etwas, dass sie schon vor einigen Tagen durchgemacht hatten. Es war gar

nicht so schlimm gewesen, wie Eleonora befürchtet hatte. Denn sie wusste, dass Gott mit ihnen war, zumindest erzählte Mathilda das, und in ihrem kleinen Notzelt, das sie aufgebaut hatten, fühlte sich sie sogar ein wenig heimisch. Sie beteten viel, nachdem sie es aufgebaut hatten und hörten, wie die Regentropfen leise auf das dünne Leinen klopften.

Doch diese Nacht war anders als beim letzten Mal. Der Wind rauschte, die Vögel sangen seltsame Lieder. Hörte Eleonora da im Hintergrund einen Bären? Nein, das war nur Einbildung. Sie betete ein wenig und schlief dann wieder ein. Etwas später war sie wieder drauf und dran, wach zu werden, nach einigen wirren und äußerst beunruhigenden Träumen, an die sie sich nicht mehr erinnern konnte.

Dort hörte sie ein kleines Mädchen sprechen, aber was es sagte, verstand sie nicht. Und schon war sie wieder im Land der Träume verschwunden. Sie erwachte ausgeruht, aber mit schwerem Kopf, als die Sonne das Zelt, das am Waldrand stand, über die Felder hinweg aufheizte. Sie streckte sich und gähnte leise, um Mathilda nicht zu wecken und stimmte sich schon auf das Morgengebet ein.

Da bemerkte sie, dass die Oberschwester gar nicht auf ihrem Lager lag. Nun ja, sie würde wohl einmal in die Büsche gegangen sein, dass war etwas allzu menschliches und Gott konnte sie von dieser Last nicht befreien.

Vorsichtig kroch Eleonora aus dem Zelt und streckte sich und atmete die frische Waldluft ein. Es war ein schöner Morgen, die Sonne schien schon jetzt warm herunter und sie war froh, aus dem stickigen Zelt draußen zu sein. Sie drehte sich um und suchte nach der Oberschwester, konnte sie aber nicht sehen. Sie nutzte die Gelegenheit, einen

Apfel aus dem Gepäck zu holen und für sich beide Frühstück zurechtzuschneiden. Dazu flugs ein paar Spitzwegerichblätter gesammelt, das würde ein ausgezeichnetes und gottesfürchtiges Mahl abgeben. Dann wären Sie bereit für die Reise.

Aber als Eleonora schon alles geschnitten und auf einem kleinen Holzbrettchen zierlich zurecht gestellt hatte, war die Oberschwester immer noch nicht wieder zurück. Sie traute sich nicht zu rufen, daher ging sie einmal um das Zelt herum und spähte hinter jedem Baum und Busch, den sie fand. Außer einem Eichhörnchen, das davon huschte, war nichts zu sehen. Nun, dann musste sie warten.

Einige Momente saß sie schweigend, aber die Oberschwester kehrte nicht zurück. Langsam begann sich Eleonora doch Sorgen zu machen. Was war nur los? Die Schwester würde doch nicht ohne sie aufbrechen ohne jegliches Gepäck? Nein, das konnte nicht sein. War ihr etwas zugestoßen? Sie hatte keine Schreie gehört, weder von der Oberschwester noch von irgendwelchen Räubern oder Wölfen oder Bären.

Es konnte doch nicht sein, dass eine stattliche Nonne wie die Oberschwester einfach verschwand. Nachdem die Sonne schon deutlich über den Horizont gestiegen war, musste Eleonora etwas tun. Erst zögerlich dann etwas lauter rief sie in den Wald hinein.

»Mathilda, Mathilda!«

Aber es tat sich immer noch nicht. Sie bewegte sich vorsichtig vom Zelt weg, hielt es immer in Sichtweite, damit sie sich nicht verlor und suchte die Umgebung ab, so gut sie konnte, aber es war gar nichts von der Oberschwester zu entdecken. Keine Spuren, nicht einmal abgerissene Äste,

keine Kleidungsstücke, kein Blut, gar nichts. Es war, als habe Schwester Mathilda dieses Stück Wald niemals betreten. Jetzt wurde es Eleonora mulmig. Was sollte sie tun? Weiter warten, um Hilfe schreien? Aber hier war doch niemand, der helfen konnte. Außerdem traute sie sich nicht, laut nach Hilfe zu rufen.

Sie traute sich erstmals aus Sichtweite des Zeltens zu gehen und zog zwei noch größere Kreise aber es war dasselbe Bild. Nun hatte sie wirklich Angst. Sie ging zurück zum Zelt und aß den Apfel, denn sie war schon ganz zittrig vor Hunger und betete. Doch Gott wollte ihr keine Einsicht schenken, was zu tun war, also musste sie wohl ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Sie beschloss, noch bis nach dem Mittag zu warten. Wenn die Schwester dann nicht zurück war, würde sie auf dem Waldweg weitergehen und immer wieder rufen und hoffen, auf die Oberschwester oder auf jemanden zu treffen der wusste, was mit ihr geschehen war.

Und so machte sie es. Das Warten war unerträglich und nur das eine oder andere Gebet ließen die Zeit einigermaßen vergehen. Schließlich war der Mittag lange vorbei und Eleonora sah ein, dass weiteres Warten nichts bringen würde. Sie nahm ihren Teil des Gepäcks mit, versteckte das Zelt mit dem Teil von Mathildas Gepäck im Gebüsch, damit kein Streuner es einfach mitnehmen würde, falls er es fand.

Sie wusste von Karten und von Berichten der Dorfbewohner, wo ihr Reiseziel lag, und wusste auch, dass es nicht mehr als zwei Tagesmärsche waren. Dabei würde noch ein verlassener Gasthof auf ihrem Weg liegen, vielleicht hatte sich die Oberschwester dorthin verlaufen.

Das konnte zwar nicht sein, aber an irgendetwas musste sich Eleonora klammern.

Sie lief weiter und alle paar hundert Schritt rief sie nach der Oberschwester. Doch bis auf den ein oder anderen Vogel erhielt sie keine Antwort. Weder Mathilda war da, noch irgendjemand anderes. Komischerweise hatte sie gar nicht so sehr Angst, alleine von irgendjemandem oder etwas im Wald angegangen zu werden. Nein, Angst macht es ihr, dass Mathilda einfach verschwunden war.

Hatte es etwas mit diesen seltsamen Träumen zu tun, dieser Kinderstimme? Nein, das waren doch nur Träume. Womöglich hatte noch der Teufel seine schwerfälligen Finger im Spiel. Aber konnte er es schaffen, jemanden mit Mathildas Glaubensstärke einfach verschwinden zu lassen? Nein, dann hätte er sich doch eher die schwache und junge Eleonora geholt. Sie schüttelte den Kopf, es war verwickelt. Nach einiger Zeit ertappte sie sich dabei, wie es wohl wäre, wenn sie nicht zum Dorf weitergehen würde und auch nicht ins Kloster zurückzukehren, was die nächst naheliegende Möglichkeit gewesen wäre. Sie könnte einfach irgendwohin gehen. Sie war frei, sie war nicht beaufsichtigt. Gewandung der nicht Geweihten ließ sich sicher einfach irgendwo besorgen. Sie könnte einen neuen Namen annehmen oder ihren behalten und irgendwo viele viele Meilen weit ab ein neues Leben beginnen. Außerhalb des Klosters, inmitten von Menschen, in der Natur, in der Stadt, im Leben. Sie konnte alles hinter sich lassen, was sie in den letzten Jahren manchmal wie eine Last auf den Schultern getragen hatte. Andererseits würde sie dann auch ihre Sicherheit und ihren geregelten Tagesablauf hinter sich lassen. Und ob sie mit ihrer Angst, mit mehreren Leuten auf einmal zu tun zu

haben, in der Welt außerhalb des Klosters bestehen könnte, war keinesfalls sicher. Ja, einfach alles hinter sich zu lassen, das klang verlockend. Aber was, wenn Mathilda etwas weiter den Weg entlang auf sie wartete? Das war zwar unwahrscheinlich, aber möglich, und dann brauchte sie sie. Wenn Mathilda ohne sie irgendwann zum Kloster zurückkehren würde, nein, das konnte sie der Oberschwester nicht antun. Ihr zumindest musste sie loyal sein, wenn sie es auch nicht wirklich dem untergeordneten Leben im Kloster war. So beschloss sie, zu ihrem Ziel weiter zu ziehen und hoffte und betete, dass Mathilda doch noch auftauchen möge.

Das erste, das Barnabas vom Dorf roch, war Suppe. Eindeutig Gemüsesuppe. Er bekam Hunger und freute sich, dass sein Marsch nun vorbei war. Der Hinweis seiner Kumpanin war korrekt gewesen und das Dorf lag nun vor ihm, bereit von ihm, seinem Reden und seinen Heilmittelchen beglückt zu werden.

Als er das Dorf betrat, merkte er, dass niemand auf der Straße war. Irgendwie hatte er es sich etwas prunkvoller vorgestellt. Aber hier lebte man immer noch wie vor 200 Jahren. Lose gruppierte einzelne Gehöfte, jeweils mit einem Gemüsegartenfeld ausgestattet, die entlang einer breiten und staubigen Straße errichtet waren. Weiterhin gab es eine Art Marktplatz aber Barnabas konnte noch nicht erkennen, ob dort etwas los war.

Und ganz in der Entfernung etwas leicht erhöht am Horizont schien sich noch eine Art Wehrturm zu erheben. Auffällig war, dass die Leute hier nicht nur kleine Felder und Gärten an ihren Häusern hatten, sondern auch noch außerhalb des Dorfes. Und hier stand alles im Saft es war schon beinahe eine rekordverdächtig gute Ernte, falls das Wetter so bleiben würde.

Der Geruch der Gemüsesuppe gab Barnabas neue Kraft. Mit seinem ganzen schweren Gepäck marschierte er die leere Straße entlang. Schließlich gelangte er tatsächlich an den Marktplatz. Dort hatte sich wohl auch das halbe Dorf versammelt. Er fragte sich, was die Leute dort machten, denn es war früher Nachmittag und soweit er gehört hatte, kein Wochenmarkt geplant.

Doch standen alle Leute um irgendetwas herum und schienen interessiert, wenn nicht gar aufgekratzt zu sein. Er näherte sich vorsichtig, doch ihm wurde keinerlei

Beachtung geschenkt. Denn alle konzentrierten sich auf eine Nonne, die dort stand und irgendetwas erzählte. Barnabas stellte sich einfach dazu, und schien immer noch unsichtbar zu sein. Er sah sich die Nonne genauer an und bekam eine regelrechtes Stechen in der Magengrube. War das eine Schönheit! Sie war nicht groß und auch nicht klein, sie war auch nicht zierlich oder eine kampfstarke Matrone, nein sie war jung und weich und wohl geformt. Sie hatte braunschwarze Haare und ebensolche Augen, in die man versinken konnte, wenn man nur kurz hinschaute. Ihr Gesicht war völlig gleichmäßig, die Lippen weich und die Wangen entweder vor Hitze oder Aufregung gerötet. Ansonsten hatte sie überhaupt nichts von dem bleichhäutigen Schönheitsideal der abgehobenen Adligen, sondern eine gesunde Gesichtsfarbe, wie man das von einer Nonne überhaupt nicht erwarten würde. Aber vielleicht war sie länger in der Sonne unterwegs gewesen, wer wusste das schon?

Ein Jammer, dass sie eine Nonne war. Wäre sie ein einfaches Mädchen bzw. eine einfache junge Frau gewesen, hätte sich Barnabas sofort an ihr Seite gesellt. So aber musste er ein wenig Abstand halten, denn Frauen Gottes bedrängte man nicht. Wenn er sich den Eindruck, der in diesem Dorf machen wollte, nicht sofort zerstören wollte, musste er sich an diese unausgesprochenen Regeln halten. Doch jetzt sah er, dass die Nonne offenbar Schwierigkeiten hatte. Sie betete nicht, was er zuerst erwartet hätte, sondern versuchte den Menschen im Dorf etwas zu erklären. Sie stammelte etwas was wie Eleonora klang, das musste wohl ihr Name gewesen sein und dann fing sie immer wieder an eine Frage zu formulieren, gewandt an

den einen oder anderen der glotzenden Dorfleute. Aber es wollte ihr einfach nicht gelingen. War sie verletzt? Hatte sie eine Sprachstörungen? Nein, sie war anscheinend einfach nur aufgeregt. Das war aber auch kein Wunder, so wie die Leute sie ansahen. Barnabas hatte sich ja noch zurückgehalten, er wusste, wie man Gefühle verstecken konnte, wenn man sie anderen nicht zeigen wollte. Aber wie die Bauerntölpel an diesem Ort die Nonne anstarrten, das war er schon mehr als anzüglich und selbst die Frauen schienen von ihr fasziniert zu sein. Wobei es dort schon den Neid in den Augen blitzen zu sehen gab.

Barnabas sah, dass sich die Menschen im Dorf irgendwie seltsam verhielten. Sie wirkten unausgeschlafen und teilweise verwirrt, andere schienen auf besondere Art und Weise aufgekratzt zu sein und manche hielten sich im Hintergrund und beobachteten die ganze Szene offenbar mit Missfallen. Es schien wohl nicht jeder einer Nonne gleich offen gegenüberzustehen.

Aber sofort wanderte Barnabas Blick wieder zu dem jungen Weib und der Tracht der gläubigen Frauen. Er hätte sie den ganzen Tag ansehen können, so wunderschön war sie.

Wenn nur nicht dieses leise Piepsen und Stammeln wäre, wie von jemandem, der nicht wusste, was er sagen sollte und versuchte, trotzdem irgendwelche Sätze zu formulieren.

Sie redete etwas von einer Oberschwester und einem Bruder, dass irgendjemand verschwunden sei. Barnabas konnte sich keinen richtigen Reim darauf machen. Die Leute anscheinend auch nicht, denn nach und nach verließen die Dorfbewohner das Schauspiel und kehrten in ihre Hütten und Häuser zurück. Niemand verstand offenbar,

was die Nonne von ihm wollte und niemand fühlte sich verpflichtet, näher darauf einzugehen.

Nur ein älteres Weib, das von der Schönheit her der Nonne direkt entgegengesetzt stand, nahm sie schließlich ihrer an legte ihren Arm um sie und nahm sie mit ihre Hütte, die unweit des Marktplatzes stand.

Barnabas sah, dass vor der Hütte unzählige Kräuter zum Trocknen aufgehängt waren, es musste sich also um die hiesige Kräuterfrau handeln. Gut zu wissen, der würde er wahrscheinlich auch noch einen Besuch abstatten müssen. Was ihn aber noch viel mehr verwunderte, war, dass offenbar niemand wirklich von ihm Notiz genommen hatte. Dabei war er normalerweise immer der Mittelpunkt wenn er irgendwohin kam, aufgrund seiner Größe und seiner Wurzelnase. Irgendwann stand er alleine auf dem Marktplatz und alle waren gegangen. Er schüttelte den Kopf. Das war ihm noch nie passiert. Hier würde es ihm wohl beim Versuch, seine Mittel an den Mann zu bringen, so schnell nicht langweilig werden.

Arkadius schreckte auf. Er wuchtete sich von seiner Holzliege hoch, die er im ersten Stock des Wehrturm bezogen hatte, ganz hinten in einer Ecke, und lauschte. Ja, es war eindeutig, der Fürst stritt mit irgendeinem Weib. Er hörte es eindeutig von unten die Treppe hoch schallen. Er blickte aus dem Fenster, die Sonne stand schon tiefer. Er hatte sich länger ausgeruht, als er es vorgesehen hatte. Ganz früher hatte er nie Mittagsschlaf gehalten, aber in den letzten 20 Jahren war er ihm ein treuer Helfer und Begleiter geworden. Nur durfte er es nicht übertreiben, denn der Tag konnte schneller vorbei sein, als es ihm lieb war. Er stand auf, streckte sich, und sein Rücken knackte. Dann ging er ein paar Schritte im Raum herum, um wieder etwas beweglicher zu werden. Eigentlich war ja jetzt ein Übungskampf mit dem Fürst angesetzt, um dessen Fertigkeiten zu schleifen. Aber offenbar war dieser noch mit etwas anderem beschäftigt.

Arkadius spitzte die Ohren, aber er konnte nichts verstehen. Er rückte sein verknittertes Gewand zurecht und trat die Treppe herunter in den großen Saal des Wehrturm. Dort standen Balthasar und das knackige Bäckersweib. Die zwei hatten sich also heftig unterhalten. Als sie ihn erblickten, verstummte das laute Gespräch sofort. Sie redeten noch etwa ein zwei Sätze miteinander so leise, dass Arkadius nichts verstand, dann nickte ihm die Bäckersfrau kurz zu und verschwand nach draußen. Balthasar kam ihm Hände reibend entgegen und tat so, als wäre nichts gewesen.

»Nun, Arkadius, ausgeschlafen und bereit für den Kampf?«

»Klar, immer!«, knarzte Arkadius zurück. Er hätte zwar gerne gefragt, was die beiden so wichtiges zu besprechen hatten, aber er schluckte die Neugier herunter, denn es war

ihm noch nie gut bekommen, zu viel von seinen Arbeitgebern wissen zu wollen.

Er holte die Übungsschwerter von der Wand und gab eines Balthasar.

»Bereit für eine Abreibung?«, fragte er und schlug mit der flachen Seite des Übungsschwertes auf seine Hand.

Balthasar funkelte ihn herausgefordert an und lachte.

»Mehr als das«, sagte er und stellte sich in Position.

Es war nicht der erste Übungskampf, den sie bestritten hatten, aber es war der schlimmste. Denn Balthasar war kein Dummkopf. Er hatte sich die Lektionen, die er von Arkadius es gelernt hatte, sehr zu Herzen genommen und wohl auch heimlich etwas geübt. Er war viel beweglicher hielt das Schwert stabiler und auch sein Stand war viel fester als noch zu Beginn des Engagements.

Arkadius hatte zwar im Laufe des Kampfes immer alles unter Kontrolle, musste aber zugeben, wenn Balthasar so weiter übte, konnte er in einigen Monaten ein ernstzunehmender Kämpfer werden. Auch wenn er sonst vielleicht nicht auf den Mund gefallen war, sagte er ihm das so aber nicht, sondern ermutigte ihn nur dadurch, dass er ihn hin und wieder lobte, immer aber auch böse auf die Finger hieb, wenn er wieder ein Fehler gemacht hatte. Das war ihm als Ausbilder erlaubt. Es war auch notwendig, denn ein Schüler, der immer nur in Wolle gepackt wurde, lernte gar nichts. Der Fürst konnte es vertragen und er lernte gerne auf diese Weise. So kämpften sie und kämpften und irgendwann war es genug. Gerade zum rechten Zeitpunkt, denn Arkadius war verdammt müde und noch viel erschöpfter.

Der Fürst legte das Übungsschwert beiseite und sah

Arkadius besorgt an.

»Alles in Ordnung mit dir, Drachentöter?«

Arkadius richtete sich auf und zwang sich, nicht keuchend zu atmen.

»Selbstverständlich. Es ist nichts!«, sagte er, so stark und sicher wie es nur vermochte. Aber innerlich fühlte er sich elend. Wie lange hatte der Kampf wohl gedauert? Fünf Vaterunser, vielleicht zehn.

Was war nur aus ihm geworden? Einem Mann, der früher einmal stundenlang üben konnte und der Schlachten geschlagen hatte, die den halben Tag gedauert hatten und der danach immer noch stand. Heute war er nach einem kurzen Übungskampf völlig hinüber. Wie beschämend. Aber das würde niemand merken.

Schnell lobte er Balthasar für die Fortentwicklung seiner Techniken und versuchte dann, ein Gespräch zu beginnen, das von seinem Zustand ablenkte.

»Was genau sind deine Pläne mit den Männern, Balthasar? Es ist nicht üblich, dass sich ein Fürst, vor allem so einer bescheidenen Siedlung wie dieser hier, einen Ausbilder engagiert nur um ein paar Räuber zu erledigen.«

»Nun, es mag nicht üblich sein, aber notwendig. Der Kaiser ist weit weit weg und auch der nächste Bischof. Ich habe schon oft um Hilfe gebeten, dass hier jemand mal nach dem rechten sehen möge, aber nichts geschah.

Nein, hier draußen müssen wir unsere Geschicke selber in die Hand nehmen, ebenso wie es unsere Vorfahren getan haben. Wir sind mutig und stark, wie du siehst, aber dennoch sind wir nur Bauern. Wir brauchen jemand, der im Krieg erfahren ist.«

»Das sehe ich ein. Aber da steckt doch noch mehr dahinter!

Ich bin kein junger Hüpfer mehr, ich habe schon mehr von der Welt gesehen. Du hast doch Pläne, oder?»

Arkadius sprach endlich aus, was ihn in den letzten Tagen beschäftigt hatte. Dieser Fürst war zu ambitioniert. Redete ständig davon, zu seinen Nachbarn zu reisen und dort irgendetwas zu erledigen zu haben, wie er doch in der Welt herumgekommen war und wie wichtig ihm doch die Leute des Dorfes waren.

Wieso reiste er nur mit ein zwei Leuten als Schutz durch die Gegend, wenn dort Räuber lauerten? Da stimmte etwas nicht und es war an der Zeit, die Wahrheit zu erfahren.

Balthasar sah ihn an und Arkadius merkte, dass er vielleicht ein wenig zu weit gegangen war mit seiner Neugier. Aber vielleicht hatte Balthasar ihn auch nur falsch eingeschätzt und für einen Einfaltspinsel gehalten. Auf jeden Fall lächelte er, aber in diesem Lächeln war auch eine gewisse Vorsicht versteckt.

»Ja, Arkadius es stimmt. Da steckt mehr dahinter. Ich möchte, dass du aus diesen Jungs eine richtige Kämpfertruppe machst. Keine Bauern, die sich mit Räubern prügeln, nein. Sie sollen es mit richtigen Soldaten aufnehmen können. Ich weiß, dass dazu noch die richtige Ausrüstung fehlt, aber darum werde ich mich noch kümmern. Irgendwann in den nächsten Monaten, wenn die Jungs soweit sind, dann werden wir zu den Nachbarfürsten aufbrechen. Ich habe etwas vor, was uns allen gut tun wird und da brauche ich eben einfach ein paar starke Männer an meiner Seite.«

Arkadius überlegte. Was hatte er wohl vor? Die Nachbarfürsten erobern? Das würde aber nicht zu seinen angeblich diplomatischen Missionen passen, von denen er

immer erzählte. Arkadius riet ins Blaue hinein und zwar das, was immer war, wenn man nicht wusste worum es ging.

»Es geht um ein Weib, richtig?«

Balthasar grinste. »Man merkt deine Weisheit. Ja, es geht um eine Frau. Nicht um eine bestimmte, aber ich möchte meinen Einfluss und damit auch den Einfluss unseres Ortes vergrößern, mir in den Nachbargemeinden eine geeignete Heiratspartnerin suchen. Ich möchte Freunde gewinnen, mich verbünden. Sich gegenseitig helfen, damit, wenn wir die Räuber erst einmal entfernt haben, keine anderen jemals auf die Idee kommen, sich von uns etwas holen zu wollen. Ein Dorf alleine kann die Räuber zwar abwehren. Aber wenn wir alle zusammen stehen, haben diese Halunken keinerlei Gelegenheit mehr, irgendjemanden von uns irgendetwas wegzunehmen. Wir können eine neue Tauschwirtschaft errichten. Unser Schmied ist kein Könner. Aber einer der anderen schon. Dafür haben wir ein Kräuterweib, das ihresgleichen sucht. Kann man dieses Wissen nicht irgendwie austauschen oder erweitern, bzw. sich ergänzen? Klar sind die anderen Fürstentümer weit weg, aber wenn wir die Wege instand setzen und immer ein frisches Pferd zur Verfügung haben, ist es eine Sache von weit unter einem Tag seinen Nachbarn zu besuchen. Ja, wir hätten alle etwas davon und eine Frau ist der erste Schritt in die richtige Richtung.«

Sie traten ans Fenster und schauten hinaus über das Dorf, während sie so redeten. Arkadius dachte, dass Balthasar eine gute Visio hatte. Zusammenarbeit konnte nie schaden. Sich ein Weib zu suchen, war in seinem Alter auch höchste Zeit. Ein Fürst ohne Fürstin, ja das mochte es geben. Mit einer war er mit Sicherheit besser. Natürlich konnten die

Leute jederzeit einen neuen wählen, aber von den Jungs, die er trainierte, war niemand dafür geeignet irgendwem den Anführer zu geben.

Nein, Balthasar war schon an der richtigen Stelle. Er redete viel vom Wohlergehen des Dorfes und Arkadius nahm es ihm auch ab. Er dachte zwar, dass das alles mit Sicherheit auch ohne eine gut geschulte Kämpfertruppe ablaufen könnte, aber so war es umso besser. Schließlich hatte Arkadius Lohn und Brot und Ansehen und mittlerweile auch wieder etwas Luft zum Atmen gefunden – Er hatte sich einigermaßen von dem Kampf geholt. Trotzdem würde er diese Nacht gut schlafen, da war er sich sicher.

Eleonora atmete tief durch. Die Luft war rein und frisch, die Sonne lachte vom Himmel herunter und im Hintergrund zwitscherten ein paar Vögel, die sich auf den Reisigdächern mancher Hütten niedergelassen hatten. Eigentlich war alles perfekt. Da war nur das alte Problem: Ihre Angst vor Menschen.

Sie war höchst sonderbar im Dorf empfangen worden. Von Oberschwester Mathilda hatte niemand etwas gehört, über irgend einen Bruder wollte keiner sprechen und generell hatte sie den Eindruck, dass die Leute gar nicht verstanden, wonach sie gefragt hatte. Auch schien sie kaum jemand wirklich zu beachten.

Die einzige, die sich ihrer zu anfangs annahm, war die Kräuterfrau des Dorfes, eine herzensgute alte Dame, die ein wenig verwirrt schien, sich ständig umdrehte, als befürchtete sie, beobachtet zu werden. Aber sie nahm sie mit in ihre Hütte, gab ihr einen Beruhigungstee und so konnte sie sich von der anstrengenden Anreise erholen. Die Kräuterfrau war es auch, die vorgeschlagen hatte, da heute schließlich Sonntag war, eine Messe für die Leute im Dorf zu halten und sie Gott näherzubringen und von ihren Problemen hin zur Hoffnung zu führen. Denn dem Dorf schien es aus irgendeinem Grund nicht richtig gut zu gehen. Diesen Eindruck hatte Eleonora auch schon gehabt, auch wenn sie eine ihn an nichts konkret festmachen konnte. Das Dumme war, dass sie nicht sagen konnte »Nein, ich halte keine Sonntagsmesse, denn ich bin eine schlechte Rednerin wenn ich vor mehr als zwei Leuten sprechen muss.« Nein, sie war neu hier, das wurde sicher von ihr erwartet und es war auch das Richtige, vor allem, weil es hier auch keinen Priester gab. Und irgendwie hatte sie ja Hoffnung,

dass Gott ihr half, außerhalb des Klosters zu neuer Stärke zu finden, so wie es die Äbtissin ursprünglich auch geplant hatte.

Sie dachte an Mathilda, wo auch immer sie jetzt stecken mochte, und sie wollte sie stolz machen. So stellte sie sich auf eine Gemüsekiste, die Kräuterfrau rief die Leute des Dorfes zusammen. Eleonora wusste genau, was sie zu sagen hatte, sie kannte das gesamte Gebetsbuch auswendig, schließlich hatte sie jahrelang damit verbracht, es immer wieder jeden Tag zu sprechen. Doch ging es ihr furchtbar. Diese sonderbaren Menschen schauten sie wieder so an. Die Männer glotzen regelrecht, die Frauen tuschelten hinter vorgehaltener Hand.

Da war noch so ein Reisender, der gestern angekommen war, ein großer grober Kerl mit einer fürchterlichen Rübennase. Irgendetwas hatte er an sich. Vielleicht war es das Blitzen seiner Augen, das ihn von den anderen unterschied? Sie würde ihn bei Gelegenheit kennen lernen. Und da war auch noch dieser alte Ritter, der wohl im Wehrturm so etwas wie der Oberwächter war. Er führte im Hintergrund sein Pferd, eine alte Schindmähre, hinter sich her und schien sich auf die Messe zu freuen.

Eleonora dachte an die Geschichten von den Wanderpredigern aus der Bibel oder aus den alten Büchern. Sie hatte sie gerne gelesen. Mutige Märtyrer, die nur mit einem Stück Fell um die Hüfte zu den Heiden gingen, ein Kreuz aufstellten, sich davor aufbauten und von unserem lieben Herrn Jesus berichteten.

Mutig und ohne Angst vor Speeren und Pfeilen, wortgewandt, Wind und Wetter trotzen. Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Eigentlich sollte sie laut

Kirche von Gott geführt eine flammende Rede halten und die Leute dann dazu bringen, niederzuknien, demütig sich dem Herren hinzugeben.

Aber sie wusste nicht einmal das erste Wort, das sie sagen sollte. Wobei sie es eigentlich schon wusste, es wollte einfach nur nicht hervorkommen.

So stellte sie sich einfach vor, Mathilda zu sein. Was würde sie tun? Sie würde sich gerade auf die Kiste stellen, erhaben die Arme ausbreiten, tief Luft holen. Und genau das tat Eleonora jetzt auch.

Dann würde Mathilda sagen »Gemeinde, kniet nieder«. Und genau das wollte Eleonora auch sagen, aber es kam kein Ton aus ihren Lippen.

Der Schweiß brach ihr aus, die Hände zitterten, aber sie konnte nicht sprechen. Die Menge starrte sie erwartungsvoll an. Sie bildete sich ein, dass der Kerl mit der Rübenase ihr ermutigend zunickte. Sie wollte erneut versuchen zu sprechen, aber es gelang einfach nicht. Sie konnte diese Leute nicht auffordern, sich nieder zu knien, nicht einmal im Namen Gottes. Sie konnte es einfach nicht, warum auch immer.

So sagte sie nur ganz leise, so dass man wahrscheinlich schon Schwierigkeiten gehabt hätte, sie zu verstehen, wenn man genau neben ihr gestanden hätte, »lasset uns beten«. Einige der Leute nahmen unbewusst ihre Hände hinter die Ohren, einer rief »lauter!«

Eleonora wiederholte es noch einmal: »Lasset uns beten.« Sie wusste genau, dass es diesmal noch leiser war, als beim ersten Mal. Es gab noch mehrere »Lauter!«-Rufe, und Eleonora stieg die Schamesröte ins Gesicht.

Aber sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sie tat das,

was sie am besten konnte: sie kniete sich hin faltete, die Hände und fing an zu beten. Zwar im Flüsterton, aber sie betete.

Vorsichtig schielte aus den Augenwinkeln, was die Menge wohl tun würde. Der erste, der sich voller Hingabe hin warf, war der uralte Ritter. Es wirkte, als bete er ohnehin regelmäßig.

Bei den Dorfbewohnern konnte man das wohl nicht sagen. Einige gingen einfach davon, ein paar knieten sich hin doch die anderen blieben einfach stehen um das Schauspiel zu betrachten. Was in ihrem Kopf vorging, konnte man natürlich nicht hören, aber man konnte es sich denken. Sie hielten sie wohl für ein schwächliches, piepsiges kleines Mädchen, das Nonne spielte.

Dabei war sie überhaupt gar nicht klein und schwächlich. Ja, sie war sogar etwas wütend, wenn sie darüber nachdachte. Aber sie konnte nicht zeigen, wie sie wirklich war, es ging irgendwie nicht.

Und so betete sie weiter. Und einige der Dorfleute taten es ihr gleich. Eleonora ließ sich nicht davon beeindrucken. Oder zumindest bildete sie es sich ein. Sie betete zu Gott, ihr Stärke zu schenken und vor allem den guten Menschen in diesem Dorf. Sie brauchten Führung und die göttliche Hand möge sie ihn gewähren.

Er solle alles fernhalten, was den Frieden des Dorfes störte und den Menschen ihre Ängste nehmen, Kraft und Vertrauen schenken. Er möge seine Hand über jeden einzelnen zum Schutze halten und sie auf den rechten Pfad zum Weg ins Himmelreich führen.

Als sie geendet hatte, blieb sie noch einige Zeit lang in der betenden Pose sitzen und wartete bis die meisten gegangen

waren. Dann traute sie sich aufzustehen, und ihr Gewand zurecht zu ziehen.

Sie sah, dass immer noch jemand am Boden kniete. Es war der alte Ritter. Jetzt, nachdem sie aufgestanden war, stand auch er auf und kam auf sie zu. Mit leuchtenden Augen sah er sie an.

»Es war mir eine Ehre!«, sagte er.

Sofort schien sich etwas in Eleonora zu erheben. Sie fühlte sich größer, wichtiger und anerkannter.

»Aber das nächste Mal, sprich lauter Mädchen!«, polterte der Ritter und klopfte ihr auf die Schulter. Dann ging er davon.

Eleonora kratzte sich am Kopf. Sie wusste nicht, was sie nun davon halten sollte. Ein betender alter Kämpfer, der sie unterstützte, aber wie ein dummes Mädchen zurechtwies? Nun ja, wenigstens hatte er sie beachtet. Nicht einfach nur angestarrt. Irgendwie fühlte sie sich besser. Vielleicht hatten die Gebete ja doch etwas bewirkt.

Barnabas kniete in seinem kleinen Gästequartier im Haus des Schmiedes und wühlte in seinen Sachen. Er suchte das Päckchen mit den kleinen Phiolen, die schützend in Leder eingewickelt waren. Aber er konnte es nicht finden. Dabei zog er die Stirn in Falten. Eigentlich hatte er erwartet, in dem Dorf mit offenen Armen empfangen zu werden und dass sie ihm seine Tränke und Wundermittelchen aus der Hand reißen würden. Denn eigentlich wäre das auch richtig so, denn den Leuten ging es offensichtlich nicht gut. Der Schneider war ein dünnes bleiches Männchen, das kurz davor war, umzukippen. Der Schmied, bei dem er jetzt wohnte, war ein lethargischer Fettsack, dem es schon zu schwer war, überhaupt aufzustehen. Barnabas fragte sich, wie der Mann es wohl schaffte, Eisenwaren zu bearbeiten, ohne sich dabei umzubringen. Noch dazu saß er wirklich den ganzen Tag nur in seinem Heim und aß. Und wenn nicht, dann machte er ein Schläfchen. Dabei hat er eine sehr schöne und große Schmiede, mit allem Werkzeug was dazugehörte in gutem Zustand. Es war ein Rätsel, wie er es zu dieser gebracht hatte, wenn doch sonst gar keine Aufträge bei ihm eingingen. Und wo hatte er die Mittel für das ewige Fressen her? Dennoch schien das niemanden im Dorf zu kümmern, außer vielleicht diesen seltsamen alten Kämpfer, der sein abgetragenes Kettenhemd zur Reparatur abgegeben hatte, und das der Schmied immer noch nicht fertig gestellt hatte.

Dann war da noch seine Frau. Eine Frau von der Marke unauffällig. Die Haare hinter einem zusammengebunden Kopftuch versteckt, ein einfaches aber blumenbesticktes Arbeitskleid und eine Haltung, die Unsichtbarkeit vermittelte. Dennoch war sie diejenige, die im Heim des

Schmiedes den Laden zusammenhielt.

Denn das Haus war groß, eigentlich sogar das größte im Ort, wenn Barnabas das richtig sah. Es war im Gegensatz zu den meisten anderen aus Stein gemauert und in mehrere Räumlichkeiten unterteilt. Eine davon, die immerhin genug Platz für ein Bett und einen kleinen Tisch bot, war sein Gästequartier.

Er musste ihnen wirklich zugute halten, dass sie ihn bei sich aufgenommen hatten. Von da hatte die letzten beiden Tage versucht, Kontakte zu knüpfen und seine Mittelchen unterzubringen. Er hörte ständig von Kopfschmerzen, Verwirrung, unerklärlicher Müdigkeit und generell sehr durchwachsenem Gesundheitszustand. Dennoch waren die Leute kaum dazu zu bringen, sich für ihn oder seine Mittelchen zu interessieren, geschweige denn, dass sie an einer Dämonenaustreibung interessiert wären.

Selbst die atemberaubend schöne Nonne hatte wenig Eindruck hinterlassen und die Leute gingen nach ihrer Ankunft wieder einfach ihrem Tagewerk nach, was darin bestand, ein wenig im Garten herum zu arbeiten, ein paar Feldfrüchte zu ernten und ansonsten in der Sonne zu sitzen und es sich gut gehen zu lassen. Es war offensichtlich: Das Dorf war zwar lebendig, aber eindeutig stimmte etwas nicht. Barnabas hat nur noch keine Ahnung, was es sein könnte. Aber er würde es herausfinden. Sobald man die Menschen kannte, kannte man auch ihre Schwachstellen und konnte sie begeistern. Das würde er tun.

Er kramt weiter in seinen Sachen. Schließlich hatte er das Lederpäckchen gefunden, wickelte es auf und untersuchte den Inhalt. Alle Phiolen war noch ganz, alle waren noch gefüllt mit allerlei Tränken, die er gebraut hatte. Die

meisten waren im Prinzip einfach Kräutertees, bei anderen hatte er versucht, sich an die Rezepte zu halten, die ihm sein alter Meister beigebracht hatte. Aber konnte sich schon lange nicht mehr an die korrekten Ingredienzen erinnern, daher improvisierte er etwas.

Ihm fiel schon wieder diese Nonne ein. So etwas wunderbares hatte er lange nicht gesehen, wenn nicht sogar noch nicht in seinem ganzen Leben. Zu dumm, dass sie eine Nonne war. Und nicht einmal eine besonders gute! Die Sonntagspredigt war vollkommen in die Hose gegangen. Keiner derer, die sich um sie geschart hatten, um ihren Gebeten zu lauschen, hatte verstanden, was sie gesagt hatte. Und dennoch hatte sie eine gewisse Ausstrahlung, die die Menschen immerhin für einige Zeit packen konnte. Aber dann waren die gottlosen unter ihnen wieder gegangen und die anderen, denen die Sonntagsmesse wirklich wichtig war, hatten das getan, was die Nonne offenbar auch getan hatte, nämlich gebetet.

Das Verrückteste an der Geschichte jedoch war, dass nach diesem Gebet offenbar alles nur schlimmer geworden war. Barnabas hatte letzte Nacht miserabel geschlafen. Er hatte irgendwelche finsternen Dinge geträumt, an die er sich nicht mehr erinnern konnte, aber er war mit dumpfen Kopfschmerzen und Herzrasen aufgewacht.

Das alleine wäre jetzt nicht unbedingt etwas besonderes gewesen, aber es schien allen anderen genauso zu gehen. Der Schmied hatte dicke schwarze Augenringe, seine Frau war noch unsichtbarer als sonst und der Schneider, der zuvor schon äußerst kränklich ausgesehen hatte, schien kurz vor dem Tod zu stehen. Der war auch der erste gewesen, der sich nun an ihn gewandt hatte, da die

Mischungen des ortsansässigen Kräuterweibes offenbar nicht zu helfen vermochten.

»Ein erster Käufer ist ein guter Käufer«, sagte sich Barnabas und schnappte sich die fürs die Krankheit des Schneiders passende Phiole. Leise durchquerte er das Haus des Schmiedes, um diesen und seine Frau nicht zu stören, und ging hinaus auf die Straße. Diese war wie fast immer leer und der Abend war schon weit vorangeschritten. Im Hintergrund zierpten die Grillen auf den Feldern und den Gärten und es war eine friedliche Stille eingekehrt. Er spürte den festen Boden unter den Füßen, während er hinüber zum Haus des Schneiders ging und an die Tür klopfte.

Ein schwächliches »Herein« ertönte und Barnabas trat ein. Das Häuschen des Schneiders war winzig. In der einen Ecke ein viel zu kurzes Bett, in der anderen eine große Truhe. Der Rest des einzigen Raums wurde von einer Feuerstelle und dem Handwerkszeug des Mannes eingenommen.

Er war nicht nur Schneider, so wie der Schmied nicht nur Schmied war oder die Bäckerin Bäckerin. In diesen Dorf sorgte jeder für sein Essen auf dem Teller in dem er einen Garten oder gar einen ganzen Acker bearbeitete. Aber diejenigen, die etwas am besten konnten, wurden auch von den anderen um ihre Hilfe gebeten. Und der Schneider war eben ein talentierter Schneider. Jedenfalls wenn er gesund war. Jetzt lag er auf dem Bett, bleich wieder tot und hatte rot geränderte Augen. Sein Kopf zitterte, als er sich umdrehte und durch die Tür sah, um zu sehen, wer hereingekommen war.

»Ah, der Wunderheiler. Du kommst gerade recht, mir geht es so elend.«

Der Schneider sprach, als sei er gar nicht richtig bei Bewusstsein und Barnabas begann sich ernste Sorgen zu machen. Er trat an ihn heran und führte seine Hand. Sie war eiskalt. Danach fühlte er die Stirn diese war glühend heiß. Ob da sein Trank etwas bewirken konnte? Ein Käufer, der, nachdem er sein Elixier zu sich genommen hatte, am Fieber verstarb, das war nur nichts was er gebrauchen konnte. Und außerdem würde es ihm um diesen armen Mann leid tun.

Andererseits hatten seine Tränke auch noch niemandem geschadet, deswegen konnte es gut sein, dass es mit dem Schneider danach wieder aufwärtsging. Einen Versuch war es wert, und er würde ihm einen ordentlichen Rabatt geben.

»Guter Schneider, ja, du hast Glück, dass ich zur Rechten Zeit angekommen bin. Hab keine Sorge ich habe bei den Besten gelernt, und mein Trank wir dir schnell wieder zu Gesundheit verhelfen. Ruhe dich nur gut aus, nachdem du ihn zu dir genommen hast und vergiss nicht, viel Wasser zu trinken und frische Kräuter und Feldfrüchte zu dir zu nehmen.

Und wenn du kannst, kaue am nächsten Tag frische Gräser, die treiben die schlechten gelben Säfte aus.«

»Ja, danke, ich werde alles tun«, sagte der Schneider und die Augen fielen ihm zu. Barnabas drückte ihm die Phiole in die Hand und schüttelte ihn leicht, dass er wieder aufwachte.

»Das macht zwei Kupferstücke«, mein Freund.

Der Schneider richtete sich mühselig auf, kramte in seinen Taschen und drückte Barnabas die beiden Kupferstücke in die Hand. Dann öffnete er mit einem seligen Lächeln die

Phiole und kippte den gesamten Inhalt sich hinein. Danach sank aufs Bett zurück, lächelte als ob er einen gesamten Krug Bier geleert hatte und schlief anschließend auf der Stelle ein.

Barnabas zuckte mit den Schultern, steckte seine zwei Kupferstücke ein und verließ leise den Raum um dem Schneider seine Gesundheit zu ermöglichen.

Er trat raus auf die Straße, es war schon wieder ein wenig dunkler geworden. Aber noch war genug Licht, um zu sehen ob beim Haus der Kräuterfrau nebenan noch Leben war. Er ging daran vorbei und sah rein zufällig durch das Fenster. Da sah er, dass die alte und wunderliche Kräuterfrau nicht daheim war, sondern nur die wunderbare Ausgabe einer Nonne auf dem Bett saß und entweder betete oder einfach nur so die Wand anschaute.

»Sie ist eine Nonne!«, dachte er bei sich. Aber wenn er sie so dasitzen sah, kribbelt es in überall. Nun ja, es gibt Nonnen und Nonnen. Wollen wir sehen, von welcher Sorte diese ist. Er trat ans Fenster und rief ein kräftiges »Guten Abend« hinein.

Die Nonne zuckte kurz zusammen, sprang regelrecht auf und drehte sich richtung Fenster. Erschrockene Augen sahen Barnabas an. Nachdem sie ihn erkannt hatte, seufzte sie.

»Der Wunderheiler. Ebenfalls guten Abend und Gott sei mit dir!«

»Ja, Gott ist mit Sicherheit mit uns, wenn wir die Ehre haben, eine Nonne hier begrüßen zu dürfen.«

Er wartete, dass das wunderschöne Geschöpf etwas erwidern würde, aber sie war wohl nicht von der gesprächigen Sorte. Da er jedoch keine Schwierigkeiten zu

reden hatte, tat er genau das.

»Wenn ich fragen darf, was führt eine junge Gottesdienerin wie dich ganz allein in dieses abgelegene Dorf?«

Der Nonne entglitten schlagartig die Gesichtszüge.

Traurigkeit umspielte das Engelsgesicht.

»Nun, meine Äbtissin hat mich hierher geschickt, zusammen mit der Oberschwester. Aber diese ist auf dem Weg einfach verschwunden. Ich weiß nicht, was ich nun tun soll. Daher bin ich hierhergekommen um einen Auftrag zu erfüllen. Der lautet, den Leuten hier Gott zu bringen und heraus zu finden, was mit den beiden Mönchen passiert es, die hier gewesen waren.«

Oh, die war aber vertrauensselig, dachte sich Barnabas.

Tischte ihm gleich ihre halbe Lebensgeschichte auf, obwohl er nur eine kleine Frage gestellt hatte. Aber er wusste, was das bedeutete. Sie war verängstigt, allein und kannte niemanden. Sie war froh, dass sich jemand für sie interessierte, was ihm in diesem Dorf genauso gehen würde, und wohl ebenso froh, dass sie endlich mit jemandem reden konnte.

»Da hast du dir aber etwas vorgenommen. Das ist übrigens sehr interessant, denn ich wusste gar nicht, dass bereits Mönche hier gewesen waren.«

»Ja, sie waren vom Bischof geschickt worden, um die letzten Heiden in diesem Ort zum wahren Glauben zu bekehren. Einer von ihnen ist dann völlig verrückt zurückgekehrt, während der andere verschwunden ist.«

»Das klingt äußerst merkwürdig«, sagte Barnabas und kratzte sich am Kinn. »Wollen wir nicht uns ein wenig draußen noch die Beine vertreten und dann weiter darüber sprechen?«

Die Nonne überlegte kurz, dann stand sie mit einem sehr sanften Lächeln auf. Dieses Lächeln haute Barnabas beinahe aus den Schuhen, aber er ließ sich nichts anmerken. Zumindest versuchte er es.

Die Nonne kam heraus und gesellte sich zu ihm und begann Fuß vor Fuß zu setzen und langsam durch den späten Abend über die Straße zu schlendern.

»Mein Name ist übrigens Barnabas, ich bin Wunderheiler, Teufelsaustreiber und in gewisser Weise auch ein Mann Gottes, denn alles was ich tue, ist auf die Kraft des Herrn begründet.«

»Ich bin Schwester Eleonora. Leider habe ich nicht solch einen beeindruckenden Lebenslauf vorzuweisen, denn ich habe die meiste Zeit meines Lebens im Kloster verbracht. Ich bin neugierig, wie wird man denn ein Wunderheiler?«

»Nun, man lernt von dem einen und dem anderen, von Kräuterfrauen, von anderen Gelehrten oder aus Büchern. Beispielsweise habe ich das Buch, das mir mein Meister hinterlassen hat, immer bei mir. Dort steht alles drin, was ich über Heilung wissen muss und noch viel mehr. Es ist riesig, in kleiner Schrift geschrieben und mit noch kleineren Bildern bebildert. Ich nehme an, du kannst lesen, bei Gelegenheit kann ich es dir vielleicht einmal zeigen.«

»Ja, das würde mich tatsächlich interessieren. Aber, Barnabas was verschlägt dich denn hierher?«

»Ich habe den Ruf vernommen, dass sie in diesem Dorf Hilfe benötigen. Daher bin ich ihm natürlich gefolgt und hoffe, hier Gutes tun zu können.«

»Das ist nobel von dir und ich glaube auch, dass es stimmt.« Die Nonne lächelte ihn wieder an. Kaum zu glauben, dass sie das selbe verschüchtert Ding war, dass bei

der Sonntagspredigt keinen Ton herausbekommen hatte. Barnabas versuchte es mit einem Scherz: »Ich muss schon sagen, du entpuppst dich doch als redengewandter als es bei der Sonntagspredigt den Anschein hatte.«

Eleonora wurde rot. »Ja. Das ist richtig. Ach, ich muss es einfach sagen, denn ich vertraue dir. Und ich habe hier sonst niemanden: Ich kann nicht vor mehreren Leuten sprechen. Das konnte ich noch nie. Im Kloster versagt die Stimme, wenn ich Menschen vorbeten soll. Und auch hier bei der Sonntagsmesse. Ich weiß nicht, was es ist, denn wie du siehst, kann ich mit dir ganz normal reden. Wenn nun aber noch einige andere dabei wären, würde ich kaum ein Zwitschern herausbekommen.«

Barnabas blieb stehen und sah sie sanft an. Sie war wirklich umwerfend. Er lächelte, nahm vorsichtig ihre Hand und wartete, ob sie sie zurückzog. Das tat sie nicht.

»Eleonora, gute Nonne, das wird im Lauf der Zeit kommen. Wenn Gott es dir erlaubt, mit mir ein normales Gespräch zu führen, wird er es dir auch irgendwann erlauben, vor mehreren ohne Probleme zu sprechen. Das ist eine Sache der Erfahrung und der Übung. Schau, du bist noch so jung, wirst noch so viel erleben.

Und es kann generell nicht schaden, ein wenig lockerer zu werden. Wenn du schon einmal hier bist, dann lerne die Welt kennen. Beobachte, soviel du kannst, lerne, soviel du vermagst und vergiss nicht, dabei auch die Freuden des Lebens auszukosten.«

Eleonora ließ seine Hand wieder los, es war allerdings eher ein weitläufiges loslassen und kein zielstrebiges. Dennoch spürte er ihre Berührung immer noch auf seiner Hand prickeln.

Die junge Nonne lachte, aber es klang müde. »Die Freuden des Lebens auskosten. Für mich gibt es keine Freuden des Lebens. Ich bin mit Herrn Jesus verheiratet und folge normalerweise einem festen Tagesablauf, bei dem ich der Oberschwester zu gehorchen habe.

Dass ich hier bin, ist etwas völlig Neues für mich und am liebsten würde ich mich in eine Ecke verkriechen und gar nichts tun. Aber ich muss doch herausfinden, was meinem Mitbruder geschehen ist und wo Schwester Mathilde abgeblieben ist und was hier überhaupt vorstatten geht.« In ihren Augen schillerten Tränen, sie schluckte. Aber sie fing sich wieder. »Außerdem war die letzte Nacht wirklich schrecklich. Ich weiß, dass es nicht nur an meiner verpatzten Predigt gelegen haben kann. Ich habe sonderbare Alpträume gehabt, an die ich mich leider – oder zum Glück – nicht erinnern kann und fühle mich in keinsten Weise ausgeschlafen. Manchmal frage ich mich, warum Gott mir diese Prüfung auferlegt hat.«

»Wie du ja weißt, ist Gott allwissend und er hat Pläne mit dir. Sammle Erfahrung und wachse, es wird dir gut tun!«

»Das hat die Äbtissin auch gesagt«, murmelte Eleonora leise vor sich hin. Sie schlenderten weiter und für einen Moment verschlug es Barnabas die Sprache, denn was er jetzt vorhatte, ging vielleicht zu weit.

Er würde sehen, welche Art von Nonne sie war. Er rechnete zwar nicht mit einem Erfolg, aber so wie er aussah, war das kein Wunder. Er konnte nur hoffen, dass die kleine Nonne hungriger war auf das Leben, als sie es dürfte und, dass sie noch keine Gelegenheit gehabt hatte, diesen Hunger auszuleben und daher eventuell über Barnabas makelvolles Gesicht hinwegsehen konnte. Gut zu verstehen schienen sie

beide sich, der erste Schritt war getan. Nun musste er den zweiten gehen.

Er räusperte sich erneut. »Eleonora, das was ich mit dem auskosten des Lebens gemeint habe, war mein voller Ernst. Darf ich dich einladen, mich in meiner Absteige im Haus des Schmiedes zu besuchen? Wir könnten ein wenig über Gott sprechen, das eine oder andere wohltuende Getränk zu uns nehmen. Womöglich können wir uns am Schmiedefeuher noch ein wenig erwärmen. Und vielleicht auch uns selbst. Lass uns einen schönen Abend verbringen, und sehen, was nach den Gesprächen und den anderen Annehmlichkeiten noch alles passiert, du weiß, was ich meine.«

Er ärgerte sich. Schon beim Sprechen war ihm klar, dass er die völlig falschen Worte gewählt hatte und dass es plump gewesen war. Er konnte zwar gut reden, aber manchmal musste man eben auch wissen, was man sagte und er hatte es offenbar nicht gewusst.

Aber er musste sich auch eingestehen, dass es nicht unbedingt seine Schuld war, denn diese Eleonora war so etwas von anziehend, dass es ihm fast die Sprache verschlug. Und das bei jemandem, der normalerweise noch reden konnte, wenn ihn der Teufel in die Hölle hinunterzog und dabei auslachte.

Eleonora sah ihn einen Moment an, als ob sie nicht wusste, was er gemeint hatte. Er konnte regelrecht sehen, wie es hinter schönen Stirn arbeitete. Dann errötete sie erneut leicht. Da hatte sie zumindest erahnt, was er sagen wollte.

»Das, lieber Wunderheiler, ist unmöglich. Mein Orden verbietet es mir, näheren Kontakt zu den Menschen zu haben und schon gar keinen lediglich zum Vergnügen, wie auch immer du ihn dir vorgestellt hast. Ich habe auch keine

Erfahrung in den Freuden und ich darf eigentlich mit Männern überhaupt nicht sprechen.

Und ich bin auch sehr gehorsam, glücklicherweise, aber hier muss ich was das letzte Gebot angeht, eine Ausnahme machen. Denn wie soll ich denn meine schwere Aufgabe lösen, wenn ich nicht unter Leuten sprechen kann? Daher lass uns zusammenarbeiten und reden, aber die Freuden überlassen wir anderen!«

Oha, dachte sich Barnabas, die kann ja auch reden. Das hätte er nicht erwartet. Aber irgendwie war er auch erleichtert. So hatte er einen Gewissenskonflikt vermieden, auch wenn er mal wieder leer ausgegangen war.

Er lächelte Eleonora ehrlich an. »Einverstanden. Lass uns zusammenarbeiten, und herausfinden was hier im Busch ist. Es wäre doch gelacht, wenn wir mit Gottes Hilfe der Finsternis, die diesen Ort irgendwie befallen hat, nicht die Schranken weisen können.« Eleonora sah nach oben, in den immer dunkler werdenden Himmel, in dem sich schon die Stern zeigten.

»Es wird Zeit, dass sich hinein gehe, morgen wird sicher wieder ein anstrengender Tag.«

»Gute Nacht, Schwester Eleonora, ich wünsche dir, dass die Albträume dich diesmal verschonen mögen.«

»Hab Dank, Barnabas, ich werde dich in mein Abendgebet einschließen.«

Dann nickte sie kurz, er nickte zurück und sie gingen wieder hinein.

Barnabas seufzte. So ein schöner Abend, und wieder alleine im Bett. Aber das war nun mal sein los, er würde sich vorerst damit abfinden müssen. Doch zumindest hatte er jemanden, mit dem er sprechen konnte und der genauso

daran interessiert war, hinter dieses versteckte Geheimnis zu kommen, wie er. Es würde sich noch offenbaren, ganz bestimmt, das wusste er. Er drehte herum und kehrte zurück Richtung Haus des Schmiedes.

Als er noch etwa zwei Dutzend Schritte entfernt war, sah er im halbdunklen Hintergrund den alten Kämpfer, der offenbar gerade die Schmiede verlassen hatte. Er hatte sein Kettenhemd noch nicht bei sich, was ihn sicher ärgerte.

Aber Barnabas fiel auf, dass das riesige Pferd, das der Alte mit sich führte, irgendwie zu schwanken schien. Er kannte sich ja mit Pferden überhaupt nicht aus, aber gesund war es nicht mehr. Und auch der Ritter schien es zu bemerken, denn er blieb hin und wieder stehen und streichelte den alten Gaul. Und ja, dachte sich Barnabas, der wird schon wissen was er tut, schließlich bringt er mehr als genug Erfahrung mit. Vielleicht würde er auch einmal mit ihm sprechen, eventuell wusste der, was hier vorging, denn mit Sicherheit war er kein Dorfbewohner und hatte einen anderen Blick auf die Dinge.

Aber jetzt war ersteinmal Schlafenszeit. Er würde sich hinlegen und hoffentlich von etwas schönen Träumen. Beispielsweise von Eleonora, nackt und willig.

Eleonora hatte pochende Kopfschmerzen. Das machte ihr ein wenig Angst, denn sie hatte normalerweise nie wirklich Kopfschmerzen. Wurde sie etwa ernsthaft krank? Aber sie war ja nicht die einzige, denn offenbar hatte die Hälfte des Dorfes Kopfschmerzen oder Unwohlsein. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die letzte Nacht war grauenhaft gewesen, erneut, wo sie doch so eine nette und interessante Unterhaltung mit dem Wunderheiler gehabt hatte.

Sie verließ das Haus der Kräuterfrau, bog direkt um die Ecke und steuerte auf den Waldrand zu.

Es war später Nachmittag, kurz vor dem Abend, und sie hatte den gesamten Tag damit verbracht, im Dorf herum zu streichen und Gespräche mit den Bewohnern anzufangen. Dabei war sie darauf bedacht gewesen, die guten Leute möglichst einzeln zu erwischen. Aber viel mehr als oberflächliches Gerede über Gott und die Kopfschmerzen und anderen Wehwehchen der Menschen war dabei nicht herausgekommen.

Sie musste schon wieder an diesen Wunderheiler denken. Sie hatte nicht ganz genau gewusst, was er mit dem Leben-Auskosten in seinem Quartier gemeint hatte. Aber es war genau das, wovor die Äbtissin und die anderen sie immer gewarnt hatten. Die Männer würden ihr Komplimente machen, freundlich zu ihr sein, sie zu sich nach Hause einladen. Deswegen durfte man sie eigentlich gar nicht ansehen, geschweige denn mit ihnen reden. Und es musste unter allen Umständen vermieden werden, dass sie mehr als das Gesicht oder die nackten Hände von ihr zu sehen bekamen, alles andere musste stets bedeckt sein.

Dieser Punkt galt übrigens auch für Frauen. Eleonora

verhielt sich eigentlich schon rebellisch, weil sie alleine hier war. Aber wie sie schon zu dem Exorzisten gesagt hatte, blieb ihr gar nichts anderes übrig, wenn sie hier irgendetwas bewegen wollte. Sie musste ja mit den Menschen reden und da gehörten die Männer eben auch dazu. Sie glaubte nicht, dass Barnabas ihr irgendetwas Böses wollte. Nein, in gewisser Weise hatte er sicherlich Liebe zu geben, womöglich eine Liebe, von der in den alten Schriften die Rede war, deren Passagen sie immer übersprungen hatte, so wie es ihr geheißen ward. Aber böse war das nicht, nur einfach nicht erlaubt. Und sie würde sich daran halten.

Trotzdem war es sonderbar, sie fühlte sich irgendwie zu diesem großen und plumpen Mann hingezogen. Eigentlich war er hässlich wie die Statue eines schlecht gehauenen Wasserspeiers. Aber er hatte wache und intelligente Augen und eine angenehme Stimme. Zudem schien er ehrlich und offen zu sein und womöglich der einzige, der etwas zum Wohle der Menschen hier tun wollte. Diese waren wohl alle mit sich selbst beschäftigt und der Zusammenhalt, der angeblich immer in Dörfern vorherrschen sollte, war hier nicht wirklich gegeben.

Nicht, dass die Leute sich nicht leiden konnten, nein sie halfen sich nur nicht so, wie sie es aus den Erzählungen der Besucher der Klöster erwartet hätte. Ja, es war ein seltsamer Ort und sie betete ständig nicht nur für sich und Schwester Mathilda und den verschollenen Bruder, sondern auch für das Dorf.

Aber irgendetwas war schiefgelaufen und sie zweifelte. Sie setzte sich an den Waldrand auf den Erdboden, spürte den warmen Wind im Gesicht, roch das frische Grün, tastete mit

den Fingern über Erde und Gras. Es war nichts zu hören außer sanftes Blätterrauschen und ein wenig Vogelgezwitscher. Die Geräusche des Dorfes blieben dort obwohl die äußersten Häuser nicht weit entfernt waren. Falls es hier am Waldrand irgendwie mulmig werden sollte, wäre sie in kürzester Zeit wieder zurück im Dorf. Ja, sie würde etwas tun, sie würde den Leuten helfen. Vielleicht wären diese dann offener und würden ihr im Gegenzug helfen.

Dann tat sie das, was sie am besten konnte, nämlich beten. Sie sprach zu Gott im Gras, bis es dunkel wurde. Auch wenn sie öfter die Pose wechselte vom Knien über Stehen bis hin zum Liegen und den Körper hin und her zu wiegen, betete sie ohne Unterlass.

Sie genoss es, draußen in der Natur zu sein und ein Zwiegespräch mit Gott zu führen. Auch wenn diese Zwiegespräch ihr stets wie ein Monolog vorkam, dann sie hatte noch nicht das Glück gehabt, dass Gott direkt geantwortet hatte.

Sie betete erneut für das Dorf, dass Gott den Menschen einen guten Schlaf und Erholung schenken möge, dass er sie ermutigte, einander zu helfen und gemeinsam dafür zu sorgen, dass die Ernte gut eingebracht wurde.

Sie betete, bis ihr keine heiligen Worte mehr einfielen und das mochte schon etwas heißen, denn sie war durchaus belesen. Zudem wurde es dunkel und sie war müde, durstig und erschöpft. Und irgendwie schien der Wald hinter ihr auch langsam unheimlich zu werden.

Sie hatte zwar nichts gehört, weder Wolfsgeheul noch irgendwelche schrecklichen Kreaturen, von denen in den alten Schriften die Rede war, aber dennoch würde sie sich

in der Hütte der alten Kräuterfrau immens sicherer fühlen. Auch wenn diese beinahe nie zu Hause war und ständig irgendwo durch die Landschaft streifte oder sich in finsternen Ecken hinter den Häusern herumtrieb. Keine Ahnung was sie dort machte, außer Kräuter sammeln natürlich. Aber Eleonora schätzte sie als harmlos ein. Sie redete auch nicht viel und hatte nur diesen Tick, sich ständig umzusehen, als ob irgendwelche Ungeheuer hinter ihr her wären.

Nein, diese Frau war herzensgut und einfach gestrickt, und in ihrer Hütte fühlte sie sich sicher. Sie kehrte dorthin zurück, zog einen Vorhang vor das Fenster, entkleidete sich bis auf das Untergewand und schlüpfte in das Stroh, das auf ihrer hölzernen liege in ausreichender Stärke für sie gebettet war. Mit einem guten Gefühl und der Wärme von Gott im Herzen schlief sie ein.

Sie träumte von grünen Wiesen und trabte davon mit lachenden Menschen und sie kamen gemeinsam in das Dorf. Die Bewohner begrüßten sie freudig, sie redete mit jedem, als ob er schon ein alter Freund wäre.

Schließlich sah sie den Wunderheiler, der ihr ebenso lachend entgegenkam. Er nahm sie an die Hand, sie zogen durch das Dorf und alles war wunderbar.

Endlich nahm er sie auf den Arm und trug sie in eine Hütte. In der brannte ein Feuer im Kamin, auf dem Boden waren Felle ausgebreitet. Er legte sie auf eines der Felle und schloss sanft die Tür. Sie lachten. Dann begann er plötzlich, an ihrer Kleidung herumzuspielen und sie herunter zu ziehen. Sie fühlte sich schrecklich damit, aber auf irgend eine sonderbare Weise genoss sie es auch und sie konnte

auch nichts dagegen tun. Schließlich war es nur ein Traum. Es war ihr sogar bewusst, dass es ein Traum war, sie wehrte sich dagegen, aber es funktionierte nicht.

Sie wollte zu Gott beten, dass er helfe, aber hier in diesem Traum wusste sie nicht, wie das ging.

Der Wunderheiler hatte sich schon beinahe ausgezogen, nur das letzte Untergewand trug sie noch. Dann lachte er plötzlich und die Farbe seiner Augen wich zu einem tiefen Schwarz.

Eleonora fühlte sich gleichzeitig seltsam erregt und verängstigt. Schließlich trat der Wunderheiler einen Schritt zurück, riss sich die Kleider vom Leib und dann fiel seine Haut wie ein Lumpen zu Boden.

Darunter war ein schwarzes Ungetüm, das nur aus Schatten zu bestehen schien und große, starre Augen hatte, die sie direkt anglotzten. Eleonora wollte schreien, aber sie konnte ihren Mund nicht öffnen. Stattdessen bekam sie eine Gänsehaut am gesamten Körper. Sie wollte zurückweichen, aber es ging nicht.

Das schreckliche Geschöpf der Nacht starrte sie an und legte eine Art Schattenflügel um sie, sodass ihr heiß und kalt wurde. Sie zappelte und zuckte und wollte aufwachen, doch es gelang nicht. Sie wusste genau, dass es nur ein Traum war, dennoch hatte sie Angst, als würde sie wirklich von diesem Dämon in der wahren Welt geplagt werden. Sie rief nach Gott und Jesus, aber es wollte nichts über ihre Lippen kommen. Es war, als sei ihre Stimme auf magische Weise zum Schweigen gebracht worden. Sie versuchte den Blick von dem schrecklichen Geschöpf abzuwenden und schaffte es schließlich nach oben an die Decke zu sehen. Mit der letzten Anstrengung ihres Geistes bildete sie sich

ein, allein im Raum zu sein und stellte sich vor, alles sei ruhig und friedlich und sie wäre nur zu einem Gespräch mit dem Wunderheiler auf dem Fell.

Doch die Angst war da, das Herz klopfte hämmernd und Ruhe und Frieden wollten sich nicht einstellen. Plötzlich erwachte Eleonora schweißgebadet. Ihr Herz klopfte nicht mehr übermäßig, im Gegenteil, sie fühle sich schwach und matt.

Die Kopfschmerzen waren durchdringend und sie hatte einen ekelhaften Geschmack im Mund. Ein Blick zum Fenster verriet ihr, dass schon längst helllichter Tag war. Sie wusste nicht, ob der Traum so lange gedauert hatte, oder ob sie einfach danach in den Schlaf des Vergessens gefallen war. Nein, hier stimmte etwas nicht. Sie ließ sich vom Bett herunter auf die Knie gleiten, stützte sich mit den Armen auf den Boden und fing an zu beten.

Arkadius lehnte an der Wand neben dem Kamin in der großen Halle des Wehrturmes und beobachtete seine Jungs. Das Feuer prasselte und wärmte ihn. Das war auch bitter nötig, denn er hatte schon wieder Schmerzen. In den letzten Tagen hatten sie sich von den Knien bis quasi in den ganzen Körper verteilt. Die Wärme half, aber das stürmische Regenwetter draußen, das einem die eiskalten Tropfen in das Gesicht peitschte, tat es wenig. Nicht nur aus diesem Grund war es besser gewesen, die Übungen nach drinnen zu verlegen. So hatten seine jungen Kämpfer genug Platz geschaffen und übten jetzt vor dem prasselnden Feuer inmitten der Halle. Es roch nach Rauch und Schweiß und Arkadius war zufrieden, denn mittlerweile waren die Übungen beinahe so etwas wie Routine geworden und oft musste er einfach nur noch zuschauen. Es gab sogar schon Verbesserungen, die jungen Kerle machten es ganz ordentlich.

Diese Routine führte aber auch dazu, dass er sich über andere Dinge Gedanken machte. Denn hier, im Wehrturm, war alles so wie es sein sollte. Aber das Dorf kam ihm höchst sonderbar vor. Und was noch sonderbarer war, war der Fürst. Balthasar war mehr unterwegs als dass er zu Hause war, wobei er immer wieder betonte, wie wichtig ihm doch das Dorf und die Leute sein. Aber wie konnte er helfen, falls jemand einmal Probleme hatte, wenn er überhaupt nicht anwesend war? Arkadius nahm ihm ab, dass er ein guter Anführer sein wollte, ob er den richtigen Weg beschritt, vermochte er nicht zu beurteilen.

Außerdem zweifelte er daran, ob Balthasar wirklich nur auf Brautschau war. Es konnte doch nicht sein, dass er in jedem kleinen Fürstentum der Umgebung ein Mädchen sitzen

hatte. Oder vielleicht doch? Die Jugend von heute gab Arkadius manchmal Rätsel auf. Aber hier in diesem Dorf waren es nicht nur die jungen. Auch die älteren wie die Kräuterfrau oder der Schneider, der auch nicht mehr zu den jüngsten gehörte, und den er kurz durch das Dorf hatte wanken sehen. Und auch all die anderen, die er nicht kennen gelernt hatte, wirkten nicht wie normale Dorfbewohner.

Sie verhielten sich in gewisser Weise unberechenbar und gleichzeitig wie Einzelgänger, obwohl sie zusammenarbeiteten. Das musste man in einem Dorf auch, sonst würde es schwer werden, aber hier schien jeder nur das nötigste zu tun. Am Anfang als er hergekommen war, da waren die Leute noch irgendwie lebendiger gewesen. Sie hatten mehr miteinander gesprochen mehr zusammen auf den Feldern gearbeitet. Jetzt war jeder für sich und viele kamen kaum noch aus dem Haus. Andererseits hörte er öfters wie innerhalb der Räume ein Paar miteinander stritt und sich anschrie. Oder wie draußen auf den Straßen jemand mit finsternen Gesichtsausdruck um die Ecken huschte. Dann noch die Leute wie der Schmied, der seinen Hintern kaum noch aus dem Stuhl hoch bekam. Wann würde endlich sein Kettenhemd fertig werden?

Und die Kräuterfrau war ihm sowieso nicht ganz geheuer. Er war sich sicher, dass sie eine Heidin war, die noch an die schrecklichen blutrünstigen alten Götter glaubte. Welch ein Hohn, dass ausgerechnet sie die junge Nonne aufgenommen hatte. Dieser Frau hatte Gott eine außergewöhnliche Schönheit geschenkt. Wäre sie keine Nonne und er ein paar Jahrzehnte jünger, dann hätte es ihm durchaus das Blut in Wallung gebracht. Aber so war er

lediglich froh, dass Gott ihnen nicht einen stinkenden hässlichen Priester gesandt hatte so wie so oft. Nur musste das junge Ding noch viel lernen, denn eine Sonntagspredigt zu halten, die man nicht hörte, erfüllte ihren Zweck nicht. Aber das würde sie schon schaffen im Laufe der Zeit, er war als Jüngling auch anders gewesen als heute.

Arkadius schnauzte zwei Bauern zusammen, weil sie zu wenig Körperspannung zeigten und widmete sich dann wieder seinen Gedanken. Er betete jeden Tag. Nicht so oft wie ein Mönch oder eine Nonne aber doch regelmäßig und voller Überzeugung. Schließlich war er nicht ohne die Hilfe Gottes so alt geworden. Und er war sich sicher, dass dieses Dorf auch Hilfe brauchte, selbst wenn es niemand aussprach. Seit die Nonne und dieser fürchterliche Quacksalber angekommen waren, schien es den Leuten seltsamerweise noch schlechter zu gehen und selbst er, der in seinem Leben schon viel gesehen hatte, träumte in den letzten Tagen schlecht.

Jedes Mal, wenn er im Dorf war, sah er die Nonne in irgendeiner Ecke sitzen und beten und er nahm sich ein Beispiel an ihrer Frömmigkeit und tat es ihr in seiner freien Zeit nach.

Doch irgendwie wollten die Gebete überhaupt nicht wirken. Das Wetter war schlecht geworden, die Leute immer fremdartiger und ihm tat alles weh. Ein Zeichen, dass Gott sie strafen wollte und ihnen aufzeigen, wieder den richtigen Weg zu betreten. Und er wusste, dass es irgendwann so sein würde, so war es immer. Denn er führte einen aus dem finsternen Tal und weidete einen an den grünen Auen. Manchmal musste man nur etwas mehr dafür tun. Er schnaubte. Wenzel, der beste Kämpfer mit der Statur

eines Zuchtstieres, nutzte wie immer dieselben Angriffe um seine Gegner zu überwinden. Bei seinen Bauerntölpel-Kumpanen mochte das funktionieren, wenn er einen gewieften Kämpfer gegenüberstand würde der ihn jedoch schnell durchschaut haben.

»Wenzel!«, schrie er. »Nutze gefälligst die Angriffe, die ich dir gezeigt habe. Unberechenbarkeit ist der Schlüssel. Überraschung.

Hat dich deine Mutter immer nur mit einer Brust gesäugt, oder was?«

Arkadius hatte so laut geschrien, dass alle im Saal kurz mit dem Üben aufgehört hatten. Aber ein brennender Blick von ihm ließ sie schnell weitermachen und Wenzel erinnerte sich an das, was er in den letzten Wochen gelernt hatte. Aber es war noch ausbaufähig. Selten hatte Arkadius jemanden mit solcher Athletik und solch riesigem Grundtalent gesehen. Aber leider auch selten jemanden der so lernresistent war. Alles was er ihm sagte, schien in einem Ohr hinein und dem anderen wieder hinauszuschließen. Dabei hatte er schon andere Jungs dazu gebracht, sich zu verbessern und bei diesem würde es auch gelingen, zumal Gott half.

Es war Zeit, wieder mitzumachen und den Jungs ein Vorbild zu sein. Er wärmte seine Hände noch einmal am Feuer, streckte sich und schnappte sich dann sein Übungswert. Dann trat er an das erste Kämpferpaar heran, schickte einen weg und übte mit dem anderen. Er fühlte sich gut und seine Angriffe waren schnell und präzise. Er hätte den Bauern in einem richtigen Kampf schnell erledigt. Aber nach wenigen Momenten wurden die Schmerzen wieder stärker. Eine Wut tauchte in ihm auf, die sich in den letzten Wochen

immer wieder gezeigt hatte. Er hatte das Gefühl, dass sein Körper nicht mehr wollte. So etwas hatte er früher ab und an auch gehabt, aber es war wieder vorbeigegangen. Diesmal war es geblieben bis heute. Er spuckte auf den Boden und strengte sich umso mehr an. Er würde sich nicht von ein paar Schmerzen bezwingen lassen, das hatte er noch nie. Und so setzte er den Bauern unter Druck, dass der mit aufgerissenen Augen langsam zurückwich und sich kaum noch zu wehren wusste.

Aber offenbar hatten Arkadius Lektionen gewirkt und der Bauer setzte schließlich seinerseits zum Gegenangriff an. Das machte er gar nicht schlecht, auch wenn Arkadius keine sonderlich große Mühe hatte ihn abzuwehren.

Da stach es ihn wieder in den Rippen, einfach aus heiterem Himmel. Wutentbrannt schlug er dem anderen das Schwert in die Seite. Der ließ sich aber nicht überraschen, hielt dagegen und verpasste Arkadius einen Stoß an den Oberarm. Wutentbrannt hieb Arkadius zurück und traf den Bauern am Hals dass es krachte. Mit einem Schmerzensschrei glitt dieser zu Boden und hielt sich die Kehle. Blut floss unter den Händen hervor. Arkadius hielt inne und steckte das Schwert weg. Was hatte er getan? Schnell trat er an den Bauern heran, der ihn verschüchtert ansah und nahm seine Hand weg. Zum Glück war es kein schwerer Treffer, nur die obere Hautschicht war aufgerissen und ein wenig Blut rann heraus. Wenn man das mit einem sauberen Tuch verband, würde es in wenigen Tagen wieder vergessen sein.

Aber dennoch durfte das nicht sein. Er sah seinem Schützling in die Augen und verbeugte sich. »Ich bitte um Verzeihung, das hätte nie passieren dürfen.«

Mittlerweile hatten die Kämpfer überall aufgehört und alle beobachteten die zwei.

Arkadius blickte sie an. »Macht weiter, ihr Hunde, macht weiter! Er wird schon wieder.

Ruh dich für heute aus«, wandte er sich an den Verletzten und klopfte ihm auf die Schulter. Dieser dankte es ihm mit einem Lächeln und schlurfte zum Kamin, wo er sich auf einen Hocker setzte und den anderen zusah.

Arkadius ging ebenfalls auf die andere Kaminseite und hoffte, dass niemand bemerkte, dass er vor Schmerzen leicht humpelte. Er musste sich mehr im Zaum haben, es durfte nicht sein, dass er seine Schützlinge nur wegen ein paar lächerlicher Schmerzen verletzte. Plötzlich kam ihm schon wieder die Nonne in den Sinn. Dieses schlanke und doch runde Gesicht mit den weichen Lippen. Diese großen Augen, aus denen die Kraft Gottes leuchtet.

Nein, das durfte nicht sein. Er durfte nicht so viel an sie denken, das gehörte sich nicht und war rundherum falsch. Es war aber auch schwer, denn er hatte lange keine Frau mehr in seinem Lager gehabt und die anderen Weiber im Dorf waren entweder verheiratet oder hässlich wie eine Sau in der Nacht. Gut, die Bäckerin machte noch etwas her, aber er mochte ihre aufdringliche und übersprudelnde Art nicht. Ein Weib hatte zurückhaltend zu sein und sich nicht in den Vordergrund zu drängen, sonst wirkte sie wie eine Hure.

Nein, es war schwer die Nonne zu vergessen. Wenn sich Gottesfurcht und natürlicher Liebreiz paarten, war das Kind etwas Unwiderstehliches. Aber unwiderstehlich gab es nicht. Man konnte allem widerstehen, wenn Gott einem half, und er würde es auch schaffen.

Er lenkte sich ab, indem an sein krankes Pferd dachte. Der Esel stand draußen auf der Wiese, fraß Gras bei jedem Wind und Wetter. Aber sein gutes Pferd, das ihm mittlerweile schon seit Jahrzehnten Dienste leistete, hatte unter den Jahren noch mehr leiden zu leiden als er und stand oft dürr und teilnahmslos am Wiesenrand. Es war einfach alt und er befürchtete, dass seine Zeit gekommen war. Er tat alles, was er konnte, kümmerte sich mehrmals am Tag um es und ritt auch nur noch, wenn er selbst gerade mit dem laufen Schwierigkeiten hatte.

Aber irgendwann würde es gehen. Er wusste nicht, ob es auch zu Gott sein würde, denn da waren die Aussagen der Bibel für ihn nicht eindeutig. Aber er wusste, dass es ihm irgendwie gut gehen würde und dennoch würde er es sehr vermissen. Dabei war es nur ein Pferd! Aber Treue machte sich nun über die Jahre doch bemerkbar. Wenn es starb, wäre das letzte Überbleibsel einer alten Zeit verschwunden. Einer alten Zeit mit einem Zuhause, einem jungen starken Gaul, Freunden und einer Familie.

Anna, seine Frau, kam ihm in den Sinn. Sie war schon so lange tot. Und doch hatte er sie nicht vergessen. Bis dass der Tod euch scheidet, hatte der Priester gesagt. Und er hatte sie geschieden. Sie hatten ein langes und schönes Leben gehabt. Er hätte nie gedacht, dass er noch so lange auf dieser Welt weilen würde, dass er ihren Anblick schon fast vergessen hatte. Aber eben nur fast. Da waren Momente die ihm in den Kopf schossen, ein Lächeln, das Gefühl einer Berührung.

Ja, er hatte sie geliebt. Diese Verbindung war nicht nur ein Produkt der Vernunft gewesen. Und sie war eine gute Frau gewesen. Gottesfürchtig wie er selbst, fleißig und

warmherzig zu sich und anderen. Er spürte einen Stich im Herzen. Ja, er vermisste sie immer noch. Er hatte seitdem schon mit anderen das Bett geteilt, aber diese Verbindung war nie wieder entstanden.

Auf einmal fühlte er sich innerhalb dieser Halle voller junger Männer nur noch einsam. Er hatte das Gefühl, nicht mehr hierher zu gehören, sondern anderswo sein zu müssen. Vielleicht gar nicht auf dieser Erde. Er war noch nicht so weit, den Tod zu begrüßen, aber wenn er denn bald kommen sollte, würde er sich nicht mehr so wehren wie früher.

Dabei hatte er immer noch Sehnsucht. Sehnsucht, dass alles so wurde wie früher. Dass die Welt wieder in Ordnung war und einen klaren Ablauf hatte. Dass das Umherziehen und unsichere Leben endete.

Aber dann streckte er sich und nahm sich zusammen. Es ging ihm doch so gut! Er hatte alle anderen hinter sich gelassen und war immer noch da. Bis auf die Schmerzen war er gesund, er hatte das Elend des Krieges lange nicht mehr gesehen und konnte dafür sorgen, dass einige junge Burschen vielleicht einmal so alt werden würden wie er. Und nicht von einem tölpelhaften Räuber abgestochen wurden. Ja, es würde weitergehen und er würde sich nicht unterkriegen lassen!

Barnabas wusste nun genau, was er tun musste, um Tränke zu verkaufen. Dem Schneider ging es zwar wieder etwas besser, aber es hatte nicht gereicht, dass die Leute ihm die Bude einrannten. Daher würde er jetzt zu größeren Waffen greifen.

Er hatte sich ein Tischlein genau vor die Schmiede gestellt, das Wetter schien stabil zu sein, daher konnte er es wagen. Nun baute er eine kleine Braustation auf. Er holte seine alten, aber immer noch stabilen Kolben und Reagenzien und Töpfchen heraus, die er immer mit sich führte und die ihm treue Dienste leisteten, wenn er Tränke brauen wollte. Und das würde er nun tun.

Mit großem Brimborium würde er es in der Öffentlichkeit tun, unmittelbar erzählen, was er tat, mit den Leuten lachen und scherzen und am allerwichtigsten: am Ende kostenlose Proben verteilen, auf dass es den Leuten besser gehen würde und sie ihren Freunden davon erzählten. Und danach würde einen kleinen Aufschlag auf die Preise der verbliebenen Tränke nehmen, so hätte er am Ende einen guten Gewinn gemacht. Er hatte sich gefragt, was er brauen sollte, um diese Aufmerksamkeit zu bekommen. Und es war gar kein Problem, denn alle Welt wurde schon seit Tagen von schlimmen Alpträumen geplagt, er eingeschlossen. Da das aber natürlich nicht ewig so weitergehen würde, musste er die Gunst der Stunde nutzen und Tränke und Mixturen gegen genau diese Plage anbieten. Die Leute würden sie zu sich nehmen, die Alpträume würden zumindest zum Teil verschwinden und sofort wäre er der große Retter, den man sofort aufsuchen musste, wenn es einem schlecht ging.

Er würde auch nicht müde werden, zu betonen, dass er

gegen alles ein Mittelchen hätte, bzw. eines herstellen konnte. Natürlich waren die Leute immer sehr beeindruckt, wenn sie sahen, wie er seine Tränke braute. Aber um das ganze zu steigern, legte er noch das Buch auf den Tisch, das ihm sein alter Meister geschenkt hatte. Nun ja, geschenkt war vielleicht nicht der richtige Ausdruck, hinterlassen traf es besser.

Auf jeden Fall handelte es sich um ein Exemplar, das seinesgleichen suchte. Wahrscheinlich war es sogar einzigartig auf der Welt. Eine Sammlung von Rezepten, Geschichten und altem Wissen, von allem, was irgendwie mit Heilung, Körpersäften, den vier Elementen oder dem Guten und Bösen auf der Welt zu tun hatte. Wenn Barnabas seine Tränke braute, legte er es immer mit den Seiten nach oben, die am schönsten aussahen. Die zeigten eventuell den Tod in Form eines Skelettes im schwarzen Mantel oder Dämonen mit lustigen Fratzen oder kranke Menschen, die auf der nächsten Seite von einem Heiler zu Gesundheit geführt wurden.

Und wenn er dann noch scheinbar ein wenig aus dem Gedächtnis rezitierte, dann wichen die Leute meistens erschrocken einen halben Schritt zurück, denn das war ihnen doch zu viel.

Jemand der lesen konnte, der ein solches magisches Buch besaß und auch noch Zaubertränke braute, das war allerhand. Bisweilen einer der wenigen Momente, bei dem ihm seine Nase half, denn sie rundete den Eindruck des Ungewöhnlichen und Magischen noch ab. Dass er dann auch noch gut reden konnte und meistens genau wusste, wie er die Leute zu nehmen hatte, hatte ihn überhaupt dazu befähigt, mit dieser Berufung in seinem Leben

durchzukommen. Wirklich hilfreich waren seine Tränke meistens nicht, wobei er ab und an einen Glückstreffer dabei hatte. Aber insgeheim war er sich sicher, dass die Leute, wenn sie nur frischen Kräutertee trinken würden, ähnliche Effekte haben würden. Da war es wichtig, dass es fremdartig, aber gut schmeckte und gut verkauft wurde und eine gewisse Trefferquote hatte man immer. Danach kam es auf die Weitergabe von Mund zu Mund an.

Er hatte gerade erst angefangen aufzubauen, da kam auch schon der erste Interessent. Es war die Bäckerin. Barnabas hatte schon heimlich ein Auge auf sie geworfen, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Nicht, dass sie besonders hübsch war, aber sie strotzte nur vor Lebenskraft und ihr Vorbau war nicht von schlechten Eltern.

Sie wirkte wie jemand, der hart anpackt, und sie hatte Energie für zwei, das sah man ihr einfach an. Außerdem rannte sie den ganzen Tag das Dorf vor und zurück bis hin zum Wehrturm und versorgte die Leute mit ihren Köstlichkeiten. Vielleicht hatte er dieses eine Mal Glück.

»Oh, die Bäckerin gibt mir die Ehre«, eröffnete er das Gespräch ein wenig spöttisch.

Er hatte sie richtig eingeschätzt. Sie funkelte ihn lächelnd an, und ging auf seine kleine Frotzelei ein.

»Aber sicher, wenn der Herr Wunderheiler hier seine Gerätschaften aufbaut, kann ich mich doch dazu herablassen, ihn zu besuchen. Aber mal im Ernst, Barnabas, was wird denn das hier werden?«

»Nun, ich braue Tränke gegen die schrecklichen Albträume, die das Dorf plagen.«

Die Bäckerin schien äußerst interessiert. Sie lächelte und nickte, murmelte etwas in sich hinein, was er nicht

verstand. Dann redete er einfach weiter. Ein wenig angeben konnte nicht schaden.

»Hier habe ich das Buch, welches mir der Großmeister, bei dem ich all mein Wissen gelernt habe, vermacht hat. Hier steht alles drin, was ich benötige, um früher oder später gegen jede Unannehmlichkeit die Heilung ermittelt zu haben. Sag, Bäckerin, betrifft dich irgendetwas?«

»Nein, mir geht es eigentlich recht gut. Selbst die Albträume halten sich in Grenzen.«

»Nun das macht nichts. Merke dir, wenn es dir schlecht geht, komm dann zu mir und ich werde dir in kürzester Zeit helfen.«

Er beugte sich ein wenig vor, sodass er ihr unbemerkt in den Ausschnitt schielen konnte und senkte seine Stimme.

»Ich hätte da auch noch mehr zu bieten. Ich habe Tränke, die die Wahrnehmung um ein Vielfaches verstärken. Stell dir vor, du befindest dich im Rausch der Sinne, und dieses wunderbare Gefühl wird noch um einiges verstärkt. Dabei wirst du stets die Kontrolle über dich behalten und einfach nur genießen, was ohnehin schon schön ist.«

Er sah sie an und versuchte auffordernd zu lächeln.

Sie sah ihn ebenfalls an, aber er wusste nicht genau, wie er ihren Blick deuten sollte. Sie war sehr gut darin, ihre wahren Gefühle zu verstecken.

Er musste wohl noch etwas weiter bohren.

»Soweit ich weiß, Bäckerin, bist du noch nicht in festen Händen. Wenn du möchtest, braue ich dir heute Nachmittag einen dieser Tränke, die deine Sinne schärfen und dein Wohlfühl verstärken werden.« Dann senkte er seine Stimme noch ein wenig. »Und ich biete dir an, es gemeinsam mit mir heute Abend in meiner Kammer zu

erkunden. Ich verspreche dir, du wirst nicht enttäuscht sein! Auch wenn ich vielleicht nicht wie Herkules aussehe, so kenne ich mich nicht nur in der Heilkunde und dem Exorzismus aus, ich werde es dir beweisen!«

Sie sah ihn einen Moment mit immer noch unverändertem Gesichtsausdruck an. Dann verkniff sie sich ein Husten. »Das ist sehr freundlich von dir, Barnabas, aber danach steht mir im Moment wirklich nicht der Sinn. Aber ich werde auf dich zurückkommen, wenn es mir einmal schlecht geht.« Sie zwinkerte ihm zu und rauschte davon. Barnabas hatte es gewusst, aber er musste es trotzdem versuchen. Wenn einer irgendwann einmal einen Zaubertrank haben würde, der ihm seine Nase verkleinerte, würde er alles dafür tun, um dieses Rezept zu bekommen. Und so versuchte er, diesen missglückten Versuch zu verdrängen und kümmerte sich wieder um seine Brautensilien.

Kurze Zeit später hat er alles aufgebaut und frische Kräuter, die er am Abend zuvor gesammelt hatte, samt Wasser und bereits existierende Tinkturen vor sich aufgebaut. Dann blätterte er ein wenig im Buch herum, bis er eine gute Stelle gefunden hatte und fing an lauthals vorzulesen. Natürlich las er nicht wirklich vor, was da stand, sondern er wählte Worte, die prunkvoll klangen und vielversprechend und auch ein wenig geheimnisvoll. Das wirkte immer am besten.

Und es funktionierte tatsächlich, die lethargischen Leute, die alle griesgrämig mit Kopfschmerzen durchs Dorf wandelten, sammelten sich einer nach dem anderen vor der Schmiede. Sie stellten ihm dieselben Fragen wie die

Bäckerin, die sich auch ganz hinten wieder eingefunden hatte und ihn aus der Ferne beobachtete und er musste mehrmals die Leute dazu anhalten, nicht seine Gerätschaften anzufassen.

Dann mischte er Kräuter, füllte Wasser ein, entfachte ein kleines Feuer und braute stundenlang, was das Zeug hielt. Ab und zu sprach er lautstark ein Gebet, das kam auch immer gut an. Dann verwickelte er die Leute in Einzelgespräche, fragte sie aus und erfuhr so viel über den körperlichen Zustand des ein oder anderen, was ihm noch einmal irgendwann nützlich sein würde.

Nachdem die ersten Tränke fertig und ausgekühlt waren, verteilte er sie und gab sie mit guten Wünschen und großspurigen Anweisungen weiter. Schon jetzt konnte er ein wenig Dankbarkeit und Hoffnung in den Augen der Leute erkennen und er wusste, dass sein Plan aufgehen würde. Ja, irgendwann gesellte sich sogar die Nonne zu ihm, die sich herausnahm, sich neben ihn zu stellen. Aber bei ihr ließ er das natürlich durchgehen, denn schließlich waren sie Verbündete auf der Suche nach der Wahrheit und es kribbelte ihn zudem im gesamten Körper wenn sie in seiner Nähe war.

Eleonora war gerade vom Gebet am Waldrand wiedergekommen, als sie sah, was dort im Dorf vor der Schmiede vor sich ging. Die Hälfte der Einwohner hatte sich dort versammelt und beobachtete, wie der Exorzist Barnabas Tränke braute.

Das machte sie neugierig, denn sie hatte schon lange niemanden mehr mit solch wunderschönen Apparaturen arbeiten sehen. Im Kloster gab es so etwas nicht, dort wurde nur in einfachen Töpfen gekocht und viel mit Alkohol und Sonnenlicht gearbeitet.

Sie stellte sich neben Barnabas und beobachtete ihn. Er nickte ihr kurz zu, das beruhigte sie. Und so schaute sie auf die Finger und es war offensichtlich, dass er wusste was er tat. Man sah einfach, dass er jeden Handgriff beim Brauen schon hundertmal ausgeführt hatte und wenn seine Rezepte gut waren, würde er den Leuten hier tatsächlich sehr viel helfen können. Wahrscheinlich oder mit Sicherheit sogar mehr als sie mit ihren Gebeten.

Sie war eine schlechte Nonne, so konnte sie nur hoffen dass dieser Mann ein guter Heiler war. Sonst hätten die armen Leute im Dorf nichts, was ihn wirklich helfen würde.

Da fiel ihr Blick auf das Buch, das Barnabas auf dem Tisch ausgebreitet hatte und aus dem er rezitierte. Es war ein wunderschönes Exemplar, in Leder gebunden und mit leuchtenden Farben ausgestattet. Offensichtlich war, dass das Buch schon sehr alt war, aber sein Zustand exzellent.

Sie trat heran. Die Seiten waren aus hochwertigen Stoffen gefertigt, eine echte Meisterarbeit. Dieses Buch würde noch Jahrhunderte überdauern, wenn man es pfleglich behandelte. Und am Einband, der daneben lag, sah Eleonora, dass der Exorzist genau das tat. Er wusste wohl,

mit was für einem Schatz es zu tun hatte.

Vorsichtig musterte sie die Bilder und Schriften in diesem Kunstwerk. Das zu kopieren würde Jahre dauern. Und höchste Feinheit und handwerkliches Geschick. Welche Farben, welche filigrane Federführung. Jedes einzelne Schriftzeichen war bis ins feinste Detail ausgearbeitet. Es war wirklich sehr beeindruckend und hätte in der Klosterbibliothek mit Sicherheit zu den fünf hochwertigsten Werken gehört.

Da fiel Eleonora etwas auf. Erst konnte sie es nicht glauben, aber sie hörte noch einmal hin. Barnabas las aus dem Buch vor, aber er las gar nicht was da stand!

Sie versuchte mitzulesen, aber seine Worte hatten überhaupt nichts mit dem zu tun, was die alten Meister damals hingeschrieben hatten. Er redete irgendetwas von Vertreibung der Schmerzen und göttlicher Kraft, dabei ging es in dem Text, der aufgeschlagen war, um die Behandlung von Nierenschmerzen.

Sie musterte ihn. Er schien der überhaupt nicht darüber nachzudenken, was er tat. Sehr sonderbar. Sie hatte ihn eigentlich als einen ehrlichen Mann eingeschätzt. Warum machte er den Leuten etwas vor? Es gab doch sicher Seiten in dem Buch, die vom Tränke brauen und von der Behandlung von Kopfschmerzen handelten. Warum dann dieses falsche Zitieren?

Sie dachte ein wenig darüber nach. Eigentlich konnte es nur zwei Möglichkeiten geben. Die erste war, dass Barnabas das mit Absicht tat. Vielleicht hatte er keine Zeit, alles vorzulesen, während er mit den Leuten plauderte oder mit Kolben und Töpfen hantierte. So erzählte er ihnen einfach etwas und ließ das Buch nebendran liegen und erweckte

vielleicht den Eindruck dass er vorlas. Das war sicher etwas Besonderes, wenn vielleicht auch nicht ganz ehrlich. Aber die andere Möglichkeit war noch erschreckender. Was war, wenn Barnabas gar nicht lesen konnte? Dann war er natürlich nicht in der Lage wiederzugeben, was dort geschrieben stand. Und so musste er sich zwangsläufig etwas aus seinem Gedächtnis vortragen oder sogar erfinden.

Das Bild, dass sie von dem angeblichen Wunderheiler hatte, begann sanfte Risse zu bekommen. Er schien so ehrlich und offen und hilfsbereit. Wenn auch vielleicht ein wenig zuforsch. Aber jetzt macht er den Leuten etwas vor?

Nein, das konnte sie nicht wirklich glauben. Sie ging vom Guten im Menschen aus, obwohl es sich natürlich um ein Mann handelte, vor denen sie gewarnt war.

Aber er verteilte Tränke ohne etwas dafür zu nehmen. Die Leute gingen glücklich davon. Nein, er wollte sicher nur Gutes tun und war wahrscheinlich zu beschäftigt, um wirklich vorzulesen. Vielleicht konnte er einfach nur nicht so gut lesen, dass er es flüssig vortragen konnte. Schließlich musste er ja irgendwo seine Rezepte her gehabt haben.

Sie überlegte, ob sie Barnabas darauf ansprechen sollte.

Aber sie traute sich nicht. Auch wenn sie eine Nonne war, stand es ihr nicht zu, einen Mann belehren zu wollen oder solche peinlichen Fragen zu stellen. Falls sich die

Gelegenheit ergab, würde er vielleicht irgendwann selbst davon erzählen oder sie konnte durch Andeutungen herausfinden wie es wirklich war. Schließlich würden sie ja noch zusammenarbeiten, sie hatten es sich versprochen.

Aber jetzt war es Zeit für das späte Nachmittagsgebet und sie zog sich in ihr Kämmerchen bei der Kräuterfrau zurück.

Am nächsten Tag stand Eleonora auf, streckte sich, betete und sah dann aus dem Fenster um frische Luft zu schnappen. Dann der Schock:

Auf der Straße schwankten Leute und übergaben sich. Sie waren giftgrün im Gesicht, es lag überall Erbrochenes herum und jetzt wo sie es beachtete, hörte sie auch von überall her leises Stöhnen. Oh nein! Sie stürmte ohne Frühstück nach draußen, hin zur Schmiede, wo sich schon einige Menschen eingefunden hatten. Der Schneider, der eigentlich wieder zu Kräften gekommen war, und dem Wunderheiler dankbar sein sollte, stand vor ihm und schrie ihn an.

»Mein Vetter liegt in seinem Bett und kann nicht aufstehen. Er wäre letzte Nacht fast an den Zeug, was du im geschenkt hast, erstickt. Und die Alpträume sind immer noch da! Wolltest du uns vergiften?«

Arkadius wirkte ehrlich erregt und wedelte wild mit den Händen während er sprach. »Nein, nein, nein! Ich habe es euch doch schon mehrfach gesagt. Meine Tränke sind völlig in Ordnung, ich habe selbst davon getrunken, schaut.« Und er nahm einen, der vom Vortag übrig geblieben war, und kippte ihn herunter. Das schien die Leute tatsächlich ein wenig zu beeindrucken, aber der Schneider blieb eisern.

»Nein, wer weiß, was du jetzt trinkst. Es kann doch kein Zufall sein, dass das halbe Dorf wütend und schwankend herumläuft. Nein, ich sage, dass es deine Schuld ist und ich erwarte, dass du uns entschädigt! Wie auch immer du das tun möchtest...«

Eleonora überlegte. Der Schneider schien recht zu haben,

ein Zufall konnte das nicht sein. Aber andererseits würde Barnabas sich doch nicht sein eigenes Gift einverleiben. Sie hatte gesehen, dass es tatsächlich aus dem Fläschchen kam, das er gestern als letztes abgefüllt hatte und das war noch genauso voll gewesen wie am Vortag. Es hatte dieselbe Farbe und es stand ungeöffnet auf dem Tisch, bevor Barnabas es genommen und heruntergestürzt hatte. Nein, entweder war es ein Versehen und es war irgendetwas schief gegangen und Barnabas würde es auch bald elend gehen, oder der Schneider täuschte sich und es gab einen anderen Grund.

Da fiel ihr etwas ein. Sie trat an die kleine streitende Gruppe heran und hob die Hand. »Liebe Freunde, wartet, bevor ihr Barnabas verurteilt. Ist es denn sicher, dass alle, denen es schlecht geht von seinen Tinkturen genommen haben?«

Die Leute sahen sich an, aber keiner sagte etwas.

»Wenn noch Leute krank sind, die nicht davon getrunken haben, muss es doch einen anderen Grund geben!«

Barnabas nickte übereifrig und hob die Stimme. »Ja, hört auf Eleonora. Wenn das keine logische Argumentation ist, weiß ich es auch nicht. Fragt eure Freunde, denen es schlecht geht, ob sie von meinen guten Tränken genommen haben oder nicht. Wir werden sehen, dass ich nichts mit diesem Vorfall zu tun habe!«

Dies brachte die Leute wirklich ins Grübeln. Selbst der Schneider sagte nichts mehr und verschwand, wohl um seinen Vetter zu besuchen. Auch die anderen eilten davon und Barnabas zur Freude kam kurz darauf der erste Mann mit gesenktem Blick zurück. Auch der Schneider war dabei. »Es tut mir leid, Barnabas, und auch bei dir, Nonne, muss

ich um Entschuldigung bitten. Offenbar ist es wirklich so, dass viele Leute krank sind, die eben nicht von deinen Tinkturen genommen haben.«

Eleonora sah, dass Barnabas regelrecht ein Stein vom Herzen fiel. Auch sein Lächeln wirkte wieder entspannt. »Ihr braucht euch nicht zu entschuldigen«, sagt er, »irren kann jeder. Hört vielleicht das nächste Mal auf mich, wenn ich sage, ob ich etwas getan habe oder nicht. Und nun ist doch die große Frage: Was ist es, dass den guten Leuten so übel mitgespielt hat? Und warum geht es nicht allen so? Hier haben wir ein Rätsel was es zu lösen gilt und die gute Eleonora ich werden alles daran setzen herauszufinden, was es ist.«

Eleonora nickte um die Leute zu beruhigen, nahm sich aber vor, mit Barnabas noch einmal ausführlich darüber zu sprechen. In aller Demut, selbstverständlich. Auch würde sie es interessieren, ob denn die Kopfschmerzen der Leute verschwunden waren. Ihre waren noch da und sie hatte wieder abscheulich geträumt, auch wenn sie sich kaum noch daran erinnern konnte, wie jede Nacht. Was war mit denen, denen schlecht war? Und was war mit denen, die erbrochen und Alpträume hatten? Fragen über Fragen. Sie betete zu Gott, dass er ihnen Antworten senden möge.

Barnabas hatte das Ereignis des Morgens noch ziemlich mitgenommen. Das war ihm nun doch wirklich nicht passiert, dass die Leute sich massenhaft an seinen Tränken vergifteten. Aber wie Eleonora zum Glück schon erkannt hatte, konnte es nicht daran gelegen haben. Denn nicht alle hatten davon getrunken.

Leider hatte er auch nicht davon gehört, dass irgendjemand seine Albträume oder Kopfschmerzen losgeworden wäre, daher fühlte er sich schon fast wie ein kompletter Versager. Gut, er hatte auch nicht erwartet, dass die Tränke allen helfen würden, aber dass sie nun wirklich niemandem etwas brachten und die Sache sogar zumindest ansatzweise viel schlimmer machten, davon hätte er nun wirklich nicht ausgehen können.

Und irgendwie fühlte er sich doch an seiner Ehre gepackt, auch wenn seine Wunderheiler- und Tränkebrauer-Ehre bisher nicht sonderlich ausgebildet gewesen war. Er würde schon noch herausfinden, was da nicht stimmte. Es konnte ja nicht sein, dass die Leute einfach so krank wurden. Einen Grund gab es immer, zumindest das hatte er von seinem Meister gelernt. Und er würde ihn herausfinden.

Daher fing er bei dem an, was er gut beherrschte, nämlich Pflanzenkunde. Im Lauf der Jahre hat er sich doch einiges über die Wirkungen der grünen Gewächse angeeignet, sei es, dass er es hier und dort von einer Kräuterfrau aufgeschnappt hatte, oder sei es das wenige, das er von seinen Meister noch wusste oder auch das, was er beim Brauen durch Experimentieren herausgefunden hatte.

Vielleicht lag es ja zum Teil doch an seinen Tränken oder es könnte sogar sein, dass die Leute krank geworden waren, weil sich eine giftige Pflanze, die einer ungiftigen ähnlich

sah, auf den Wiesen ausgebreitet hatte. Es war zwar unwahrscheinlich, dass es so viele zur gleichen Zeit erwischte, aber vielleicht war es ja zumindest ein kleiner Faktor und vor allem war es ein Anfang.

Daher ging er nun durch das wieder sehr still geworden Dorf an den Waldrand und untersuchte dort die Kräuter. Er fand das, was man erwarten würde. Löwenzahn, Schafgarbe, viele Brennnesseln, Spitzwegerich und noch allerlei andere der gewöhnlichen Pflanzen, die so einfach aussahen und überall wuchsen und doch so heilende Kräfte besaßen.

Doch da waren noch andere Gewächse, welche, die er noch nie gesehen hatte. Erst hatte er sie tatsächlich für Schafgarbe gehalten, aber dann sah er, dass nur die kleinen weißen Blüten der Scharfgarbe ähnelten, der Rest aber ganz anders war. Es waren dicke gekräuselte fleischige Blätter, die er zuvor noch nie gesehen hatte. Vorsichtig zupfte er eines ab und rieb es auf der Hand. Es fühlte sich sehr feucht an und bitzelte sogar ein bisschen. Sollte er das einmal probieren? Nun ein klein bisschen konnte ja nicht schaden, die meisten Pflanzen waren erst gefährlich, wenn man sie in relativ großen Massen zu sich nahm. Er zupfte ein winziges Stückchen vom Blatt ab und steckt es in den Mund, dann kaute er darauf. Ein fürchterliches Brennen bemächtigte sich seiner Zunge und er spuckte aus. Schleim bildete sich in seinem Mund, sodass er kaum atmen konnte und es ihm das Kinn heruntertriff. Darauf hustete und spuckte und würgte er und versuchte, die Reste von der Zunge mit den Fingern herunter zu kratzen. Was für ein Teufelszeug! So etwas hatte er noch nie probiert. Wer auch immer diese

Pflanze in sein Essen tat, dem würde es sicherlich nicht gut bekommen.

Andererseits würde man ein Essen kaum herunterbekommen, in den auch nur ein kleiner Anteil von diesem fürchterlichen Krautgemisch war. Nein, so sonderbar und ekelhaft dieses Gewächs war, so konnte es doch nicht die Ursache für die Massenübelkeit im Dorf sein.

Er suchte weiter und nur wenige Schritte davon entfernt wuchs eine Blume, die er ebenfalls zuvor noch nie gesehen hatte. Sie hatte rote Blüten mit schwarzen Punkten darauf. Diese Blüten standen auf einem langen Stil, der unten auf dem Erdboden von einem dicken, mit kleinen Stacheln bewerten Blätterteppich bedeckt war. Diese Blume ähnelte nichts, was er jemals zuvor gesehen hatte.

Und auch hier war er trotz der vorangegangenen Erfahrung so neugierig, dass einfach einmal davon kosten musste. Er zupfte eines dieser roten Blätter ab und roch daran. Nicht einmal unangenehm, wenn man auch nicht sagen konnte, wonach es roch. Er leckte ganz vorsichtig mit der Zungenspitze und spürte rein gar nichts. Dann steckt er sich das Blatt in den Mund, kaute ein wenig darauf herum, schluckte es aber nicht herunter, sondern nahm es wieder heraus. Dann setzt er sich das Gras, atmete tief durch und wartete, was geschehen würde.

Eine kurze Zeit lang passierte gar nichts. die Vögel zwitscherten, der Wind strich über das Gras und er bemerkte, während er so da saß, noch weitere Blumen, die der anderen ähnelten oder auch völlig anders waren und auch keiner glichen die er je zuvor gesehen hatte.

Doch dann war etwas seltsam. Der Himmel schienen sich

auf eine eigenartige Weise näher an die Erde heran zu bewegen. Die Wiese vor ihm bewegte sich in Wellenform wie das Wasser eines großen Flusses. Die Geräusche wurden lauter, veränderten sich und hallten als befände er sich in einer Höhle. Oh je, dachte er bei sich, diese Blume hat es wohl in sich. Er fühlte sich schwer, so schwer dass er nicht aufstehen konnte, aber gleichzeitig fühlte sich sein Geist so leicht, dass er Angst hatte, er würde aus seinen Kopf entfliehen und in den Himmel dahin schwinden. Dennoch wollte sich diese Angst nicht richtig ausbreiten, dann auf seine sonderbare Art und Weise fühlte er sich wohligh und geborgen. Dieses Kraut würde er im Hinterkopf behalten. Was man daraus wohl für Tränke brauen konnte! Er war kurz davor einzuschlafen, als ihn eine Stimme wieder aufweckte.

»Nicht einschlafen! Das ist gefährlich!« hörte er die Stimme einer älteren Frau. Er riss die Augen auf, setzte sich gerade hin und merkte, dass er wieder normal sah. Neben ihm stand das Kräuterweib des Dorfes, das vielleicht noch nicht uralt, aber auch keine junge Frau mehr war. Ihre Nase war etwas größer als normal, wenn auch nicht so ein Kolben wie seine und sie hatte schon einige Falten im Gesicht, als ob sie bei Wind und Wetter jeden Tag draußen wäre. Die Haare waren grau mit einigen schwarzen Strähnen darin und ihr Blick so wie ihr Gang waren leicht gebeugt. Alle Augenblicke wanderten ihre Augen von links nach rechts als suchten sie etwas. Bisweilen drehte sie sich nach hinten, um zu schauen, ob jemand von dort käme. Das verbreitete eine Unruhe, die direkt auf Barnabas wirkte und er versuchte, nicht weiter darauf zu achten. »Ich schlafe nicht, ich schlafe nicht«, sagte er. »Nun, weise Frau, du bist auch auf

Kräutersuche, wie es aussieht?«

»So ist es. Und ich bin immer noch entsetzt, von dem, was ich hier finde.«

»Ja, ich habe es bemerkt. Sonderbare Kräuter und Blumen, die ich nie zuvor gesehen habe. Und ich bin schon weit in der Welt herumgekommen.«

»Ich bin überhaupt nicht herumgekommen. Aber ich lebe schon mein gesamtes Leben hier in diesem Dorf. Und so etwas ist mir noch nicht untergekommen. Ich habe noch nicht einmal von meiner Großmutter von derartigen Pflanzen gehört und sie kannte wirklich alle.«

»Hast du sie schon einmal gekostet, Kräuterweib?«

»Ja, zum Teil. Ich habe sie vorher getrocknet, aufgeschnitten und untersucht. Ich habe sie in Alkohol eingelegt, bevor ich sie mir einverleibte. Einige waren fürchterlich und gefährlich, ich werde dir zeigen welche es sind. Andere wirken auf sonderbare Weise befreiend. Zum Glück kenne ich genug der herkömmliche Kräuter, die eventuellen Wirkungen entgegenzutreten können und ich bin mir sicher, dass ich dieses Kraut nicht anfassen werde um jemanden zu helfen. Nein ich verlasse mich auf das, was ich kenne, was funktioniert und das solltest du auch tun. Vor allem nach dem was heute Morgen geschah bzw. letzte Nacht.«

Barnabas seufzte. »Aber es liegt nicht an mein Tränken, dass es den Leuten schlecht geworden ist, Weib.«

»Was ist es dann?«

»Das versuche ich herauszufinden, zusammen mit der Nonne, die du unter deinem Dach beherbergst.«

»Ja, die Nonne. Sie ist ein gutes Kind. Sie betet fleißig und hat das Herz am rechten Fleck. Möge ihr gelingen was auch

immer sie sucht.«

»Ja, was sie sucht. Sie sprach von einem verschwundenen Mönch und einer ebenfalls verschwundenen Oberschwester. Weißt du denn etwas darüber?«

Die Kräuterfrau drehte sich mehrfach um, als würden sie beobachtet und sie hätte es gerade herausgefunden. Sie vermied es ihn direkt anzusehen.

»Nein, ich habe noch nie etwas von einer Oberschwester gehört. Manche waren hier zwar gewesen, aber ich kann dir nicht sagen, was mit ihnen geschehen ist.«

Barnabas musterte sie genau. Sie war keine gute Lügnerin, das merkte er. Aber er war sich trotzdem nicht sicher, ob sie die Wahrheit sagte. Irgendwie musste sie mehr wissen, als sie gesagt hatte, aber er merkte schon, dass er aus ihr nichts heraus bekommen würde, denn sie entfernte sich schon wieder und bruddelte irgendetwas von »auf Wiedersehen bis später«.

Sie wollte eindeutig nicht mehr darüber reden. So wie alle anderen auch. Jedes Mal, wenn das Gespräch auf die Probleme im Dorf kam, vor allem auf den Mönch und die verschwundene Oberschwester, mauerten die Leute. Wobei mauern vielleicht der falsche Ausdruck war. Sie sagten einfach nichts. Es war, als hätten sich alle verabredet, keinen Ton zu diesem Thema zu sagen.

Barnabas hatte quasi noch gar nichts herausfinden können. Allerdings hatte er es auch noch nicht so oft versucht, das musste er zugeben. Wenn er weiter fruchtbar mit Eleonora zusammenarbeiten wollte, und das wollte er, dann musste er hier vielleicht ein wenig fleißiger sein.

Aber zuerst muss der unbedingt herausfinden, was die Leute so vergiftet hatte. Einmal um ihnen zu helfen, aber

noch viel mehr um seinen guten Ruf wiederherzustellen, denn es war offensichtlich, dass nicht alle ihm glaubten. Er sammelte noch einige dieser sonderbaren Gewächse ein, mehr als genug, um einige Tränke zu brauen, und nahm sie mit. Probieren würde er sie jetzt noch nicht, aber er würde es genauso machen wie die Kräuterfrau und mit ihnen experimentieren. Natürlich auf seine eigene Weise, aber vielleicht würde er herausfinden, was es mit ihnen auf sich hatte.

Kurze Zeit später war er in seinem Kämmerchen im Haus des Schmiedes und hängte die Pflanzen zum Trocknen auf. Da fiel sein Blick auf sein gutes altes Buch. Vielleicht sollte er es doch einmal riskieren, ein Blick hineinzuworfen. Dort stand eigentlich alles, was er wissen musste.

Es gab nur ein Problem: er konnte so gut wie gar nicht lesen. Sein Meister wollte es ihm beibringen, er hatte es aber vor seinem Ableben nicht mehr geschafft. Barnabas hatte schnell gemerkt, dass er auch ohne Lesen gut durch das Leben kam, dann es konnte fast niemand und viel wichtiger war, wie man etwas sagte, als dass es wirklich in diesem Buch stand.

Aber jetzt konnte er Hilfe wirklich gebrauchen. Und wenn er die nicht einmal von einer Kräuterfrau bekommen konnte, mochte vielleicht dieser alte Schinken ihm wirklich weiterhelfen. Er durchblätterte die Seiten und versuchte, sich zu erinnern wo etwas über fremdländische Pflanzen stand. Bald hatte er die entsprechenden Passagen gefunden, es waren sogar zum Teil Zeichnungen mit dabei. Aber keines der Bilder wollte den von ihm gesammelten Kräutern ähneln. Er entzifferte mühsam einige Überschriften, konnte sich an den ein oder anderen

Buchstaben aber gar nicht mehr erinnern.

Hätte er doch nur mehr Fleiß darin investiert, wirklich lesen zu lernen. Jetzt war es schwer für ihn, und er wusste, dass er nur mit äußerster Mühe einige knappe und unvollständige Informationen aus diesen uralten Texten würde herausholen können.

Ob ihm das weiterhalf? Er wusste es nicht. Aber er fühlte sich immer mehr wie ein kleiner dummer Junge, der nichts vom Leben wusste. Verärgert klappt er den Folianten zu und setzte sich auf sein Bett um zu schmollen. Er versucht es wieder einmal mit einem Gebet, das hat er schon lange nicht mehr gemacht, vielleicht würde Gott ihm einmal Einsicht schenken, auch wenn er es bezweifelte.

Der Forst wirkte gewaltiger, als Arkadius ihn in Erinnerung gehabt hatte. Vielleicht lag es aber auch daran, dass sein Pferd beim Wehrturm geblieben war. Und so stapfte Arkadius zu Fuß mit dem großen Wenzel und eine Hand voll der anderen Bauern durch das Unterholz. Blätter raschelten, Äste knackten und im Hintergrund Tag hämmerte ein Specht.

Selbst im Wald war es noch warm, denn es war wieder ein Sommertag, wie man ihn sich heißer nicht vorstellen konnte. Aber hier im Halbschatten ließ es sich ertragen. Sonderbarerweise ging es Arkadius auch besser, seine Schmerzen hatten nachgelassen und das Laufen bereitete ihm keine Probleme. Im Gegensatz zu seinem guten alten Gaul. Der baute von Tag zu Tag mehr ab und irgendwie hatte er das Gefühl, dass er nie wieder mit ihm durch den Wald reiten würde.

Das machte ihn traurig, auch wenn er wusste, dass der Lauf der Dinge nun einmal so war. Auch wenn der Fürst immer noch nicht zurückgekehrt war, war sich Arkadius sicher, was sie zu tun hatten. Seine Aufgabe war es ja in erster Linie, das Dorf vor diesen Räufern zu beschützen. Da diese sich bisher nicht hatten blicken lassen, ging er nun auf die Suche.

Er hatte viel mit seinen Männern gesprochen, und er hatte den Eindruck, dass sie bereit waren, zu kämpfen. Sie hatten ihm von den Räufern erzählt, die vor einigen Wochen und Monaten um das Dorf herumgeschlichen waren und sogar einmal versucht hatten einzubrechen, aber von der schreienden Kräuterfrau vertrieben worden waren. Er wusste, dass es nicht mehr als ein Dutzend sein konnten und vor allem, dass sie schlecht bewaffnet waren. Offenbar

hatten sie nicht mehr als ein paar Mistgabeln, Holzfälleräxte und Dolche und keinerlei Rüstung. Vermutlich war es wie überall, diese Kerle waren mal ehemalige verarmte Bauern und arme Kerle, denen das Leben übel mitgespielt hatte und die nun zum letzten griffen, was sich ihnen bot. Dem Dasein als Räuber, ausgestoßen von allen anderen.

Ja, es gab viel Ungerechtigkeit auf der Welt aber dennoch konnte Arakadius es nicht verstehen, wie man nicht mit ein wenig Fleiß und Kraft zumindest ein eigenes Feld bestellen konnte. Aber er hatte auch schon Fürsten gesehen, die ihre Schutzbefohlenen wie Abschaum behandelten und bei denen wäre es kein Wunder gewesen, wenn sie aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen aus der Gemeinschaft vertrieben worden wären. Wo sollten sie hin, was sollten sie tun? Manche wurden Räuber.

Seine Aufgabe war es nun, dafür zu sorgen, dass die guten Leute dieses Ortes nicht darunter leiden mussten. Wenn die Räuber schon im Elend lebten, dann reicht das, da mussten die anderen das nicht auch noch tun.

Von seinen Leuten hatte er auch erfahren, woher die Räuber gekommen waren und so streifen sie nun schon seit dem frühen Morgen durch den Wald in einer lockeren Kette und versuchten leise zu sein. Das gelang weder ihm noch den anderen. Bei ihm lag es daran, dass er mittlerweile so unbeweglich war und die anderen waren es nicht gewohnt, sich im Wald leise fortzubewegen. Es waren nun einmal Bauern und keine Jäger das ließ sich aber nicht ändern. Falls die Räuber so etwas wie einen Stützpunkt besaßen oder ein Lager, würden sie es schon rechtzeitig bemerken und wenn es nur am aufsteigenden Rauch war oder dem leuchtenden Stoff von Zelten. Falls die Räuber keine Zelte besaßen, dann

wären sie mit Sicherheit schon Opfer des schlechten Wetters, das hin und wieder der Landstrich heimsuchte, geworden oder längst weitergezogen. Das wäre natürlich auch nicht das schlechteste, dann wäre das Dorf gerettet ohne einen Tropfen Blut zu vergießen.

Dennoch wünschte sich Arakadius es irgendwie, dass sie auf die Räuber treffen würden, denn er wollte seine Jungs einmal in Aktion sehen. Auch wenn es bei ihnen nicht zu einer professionellen Karriere im Heer eines Königs reichen würde, so konnten sie mittlerweile doch zumindest ein bisschen kämpfen. Jedenfalls soweit, um mit einem dahergelaufenen Narr mit einer Axt in der Hand fertig zu werden.

Aber langsam wurde er ungeduldig. Dieser Wald war einfach nur riesig und leer. Nun ja, leer war er nicht, es gab Kräuter, Bäume und ab und zu sauste ein verängstigter Fuchs davon. Einmal hatten sie auch auf ganz weite Entfernung Wölfe heulen gehört, aber vielleicht war es auch nur der Wind gewesen.

Doch plötzlich wurde etwas anders. Sie trafen auf einen Weg und folgten ihm und kurze Zeit darauf kamen sie an einer Kreuzung heraus. Dort befanden sich gleich zwei Dinge, die Arkadius stutzig machten.

Das erste, was ins Auge stach, war ein riesiger uralter Baum. So einen dicken Stamm hatte er noch nie gesehen, noch dazu hatte er ein riesiges schwarzes Loch in sich, das das Licht regelrecht zu verschlucken schien. Die dünnen Äste, die sich oberhalb des Stammes befanden, hatten wahrscheinlich schon seit Jahrzehnten keine Blätter gesehen. Dieses uralte Ungetüm war etwas wirklich Besonderes und ein wenig schauderte es ihn. Er schickte

ein kleines Gebet zu Gott, auf dass er ein Auge auf ihn und seine Männer haben möge.

»Was ist das für ein Baum? He, Wenzel, erzähl!«

Wenzel druckste herum er wisse es nicht, der Baum wäre schon immer hier gewesen, schon zu Zeiten der Vorfahren, als diese hier im Land angekommen waren. Man hielt sich im allgemeinen davon fern, denn es brächte Unglück, sich zu lange bei ihm aufzuhalten und sie sollten besser auch bald wieder aufbrechen.

»Aufbrechen, was?«

Das wollte sich Arkadius nicht ins Ohr setzen lassen. Er würde sich von einem blöden Baum doch keine Angst machen lassen. Und das wollte er seinen Männern auch zeigen. Er trat an das riesige etwas heran und stolperte dabei beinahe über etwas am Boden. Er schaute nach unten und sah, dass es sich um ein altes Holzkreuz handelte mit einem Jesus daran. Kopfschüttelnd hob es auf und steckte es in den Boden, sodass der Herr wieder alles überblicken konnte, wenn man das bei seiner geringen Größe überhaupt sagen konnte. Dann bekreuzigte sich Arkadius und ging noch näher an den alten Baum heran. Er blickte in das schwarze Loch und ihm war mehr als unwohl. Aber das wollte er vor den Männern natürlich nicht zeigen. Das verrückte war, dass das Loch noch immer noch schwarz war, egal wie nah man heranging. Arkadius streckte die Hand aus und wollte hineingreifen und es schien selbst seine Hand schwarz zu werden, als sie vorsichtig sich dem Loch näherte. Er hörte ein seltsames Pfeifen und wusste nicht ob es in seine Ohren stattfand oder ob es aus dem Baum kam.

Er zögerte. Er drehte sich um, sah seine Männer, die mit

einer Mischung aus Neugier und Angst einige Schritte hinter ihm standen und die Szene gebannt beobachteten. Er wollte doch nicht wirklich mit der Hand in dieses schwarze Loch greifen?, fragte er sich selbst.

Dann hatte er eine Idee. Er ging in die Hocke, die Knie knackten, das Laub raschelte, als er einen Ast aufhob. Dann streckte er den Ast in das Loch. Nichts geschah. Genau das, was man erwarten musste, wenn man einen Ast in alten Baum steckte. Er drehte sich um und grinste triumphierend.

»Seht ihr, von wegen Unglücksbaum. Es ist doch gar nichts passiert ihr abergläubischen Hunde.«

Aber sein Grinsen war nicht echt und er hoffte, dass sie es nicht merken würden. Doch da! Was war das? Hinter seinen Männern schien etwas durchs Gebüsch zu huschen. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und legte seine flache Hand auf die Stirn um besser sehen zu können. Aber da war es auch schon weg. Seine Männer drehten sich um, als sie sahen, wie er reagierte und untersuchten den Wald mit ihren Blicken.

»Haste etwas gesehen, Meister?«, fragte Wenzel. »Die Räuber?«

»Nein, keine Räuber. Mir warm, als würde etwas durchs Gebüsch huschen. Es sah beinahe aus wie ein kleines Mädchen. Schaut doch einmal kurz nach, aber wahrscheinlich habe ich mich geirrt.«

Seine Männer schwärmten aus und hielten Ausschau nach diesem sonderbaren etwas oder Mädchen oder vielleicht doch einem Räuber.

Währenddessen widmete er sich der zweiten Besonderheit an diesem sonderbaren Kreuzweg.

Gegenüber des Baumes befand sich nämlich eine knallbunte Blumenwiese. Gelb und rot und blau und weiß, es gab keine Farbe, die nicht in diesem Meer aus Blumen vertreten war und je mehr man sich ihnen näherte, desto penetranter wurde der Geruch. Er war so süßlich, dass er einen fast schon betäubte und Arkadius musste niesen. Nein, diesen Blütenteppich würde er sicher nicht betreten, er wäre innerhalb von kürzester Zeit von oben bis unten mit Pollen bedeckt. Dennoch musterte er die Gewächse aus der Entfernung, denn solche Blumen hatte er noch nie gesehen. Weder im Westen im Frankenreich noch im Norden bei den schweigsamen Seefahrern. Und auch nicht fern im Süden, wo die Sommer noch viel heißer waren als hier. Er bekreuzigte sich erneut. Was war das nur für ein Ort? Dann rief er seine Männer.

»Habt ihr etwas gefunden?«

Alle kamen zurück. Wenzel zuckte mit den Schultern. »Nein hier ist nichts und überhaupt niemand gewesen. Keine Spuren außer unseren.« Nun ja, dann lasst uns diesen Ort verlassen und weitersuchen. Wir suchen noch ein wenig und wenn wir wieder nichts gefunden haben, gehen wir zurück damit wir genug Zeit haben nach Hause zu kommen bevor es dunkel wird.«

Voller Erleichterung verließen seine Männer diesen Ort und folgten ihm weiter rechts den Weg entlang. Vielleicht würden sie heute noch auf die Räuber treffen, vielleicht auch nicht. Er befürchtete Letzteres. Irgendwie hatte er kein Glück mehr in letzter Zeit, wahrscheinlich hatte das gesamte Dorf kein Glück mehr. Viele hatten Kopfschmerzen, selbst seine kräftigsten Männer. Alle träumten schlecht, er auch, selbst wenn er sich immer noch nicht an irgendetwas

erinnern konnte. Die Gebete der Nonne und seine wirkten nicht, und dieser Quacksalber hatte die Leute mit seinem scharlatanischen Gesöffen vergiftet.

Was war das für ein Ort, was war das für eine Zeit?

Manchmal hatte er den Eindruck, Gott schien gar nicht zuzuhören. Denn wenn selbst eine Nonne ihn bat und auch er, der jahrzehntelang immer treu und ergeben dem Herrn gegenüber gewesen war, dann lief irgendetwas falsch. Was hatten sie getan, um Gottes Missachtung zu verdienen?

Nein, hier war es nicht so schön, wie es sein konnte. Und langsam fragte er sich, ob es das richtige gewesen war, an diesem Ort zu kommen. Eines war jedenfalls sicher: früher war alles besser und er vermisste diese besseren Zeiten bis ins tiefste Herzen.

Barnabas erwachte und fühlte, als ob er in der letzten Nacht überhaupt nicht geschlafen hätte. In seinem Kopf hallte es dumpf, er konnte sich kaum konzentrieren und der Rücken tat ihm weh. Er stand auf, streckte sich, gähnte lauthals und langsam wurde es besser.

Draußen war schon herrlicher Tag, die Sonne kitzelte ihn durch das Fenster. Zum Glück hatte ihn die seltsame Übelkeit, die viele andere Dorfbewohner befallen hatte, noch verschont. Das konnte natürlich an dem Heiltrank liegen, den er sich selbst einverleibt hatte, aber vielleicht auch nicht.

Vorsichtig wankte er aus seinem Kämmerchen durch das Haus des Schmieds und trat nach draußen. Noch ein wenig schlaftrunken beobachtete er, wie sich auf der anderen Seite des Platzes ein Mann über den Sand schleppte. Er sah aus, als würde er fast zusammenbrechen oder jeden Moment erbrechen müssen. Vielleicht hatte er das auch schon getan, so schwächlich er wirkte.

Ansonsten war es eigentlich ein schöner Tag. Ein angenehmer Wind fegte durch den Ort und es roch nach frischer Waldluft. Wie konnte es dann sein, dass es allen immer schlechter ging? Barnabas beobachtete wie der kränkelnde Mann sich in sein Haus schleppte und schwächlich die Tür hinter sich zuzog.

Ein bisschen ärgerte er sich aber auch, denn selbst jetzt, wo es so vielen so schlecht ging, wollte keiner mehr etwas von seinen Tränken haben. Die Hälfte der Menschen glaubte, dass er irgendwie dafür verantwortlich sei, die anderen – vor allem die anscheinend gar nicht wenigen Heiden – schoben es auf Eleonora oder auf das Schicksal. Nein, die Besucher hatten es hier nun wirklich nicht leicht. In jedem

anderen Dorf war er bei weitem freundlicher und offener empfangen worden, die Menschen waren viel aufgeweckter, aber hier ... Nein, hier war etwas ganz und gar nicht in Ordnung.

Auf einmal hatte jemand seinen Namen rufen. Er drehte sich nach rechts und sah die fleischgewordene Schönheit von Eleonora auf ihn zu rennen, sodass ihre Kutte hinterher wehte.

»Barnabas! Barnabas! Ich weiß jetzt, woran die Menschen leiden.«

»Ach? Und?«

»Ich habe den Morgen damit verbracht, noch einige zu befragen. Erst haben sie wie immer nichts sagen wollen, dann sind einige gesprächig geworden und ich konnte ein Muster darin erkennen, wer krank wird und wer nicht. Es liegt nicht an deinen Heiltränken und selbstverständlich hat auch der Herr nichts damit zu tun.

Es liegt am Wasser des Brunnens! Alle, die sich seit der vorletzten Nacht Wasser von dort geholt und später getrunken hatten, sind krank geworden. Die anderen, die noch volle Krüge hatten oder sich das Wasser aus der Quelle im Wald geholt haben, denen geht es noch gut.« Barnabas grübelte kurz darüber nach. Das klang plausibel. Er wusste, dass es nicht an seinen Tränken lag und diese hatte er mit älteren Wasser gemacht, noch vom Vortag. Und ja, das ergab alles Sinn.

»Was für eine gute Nachricht!«, sagte er. »Nun gut, vielleicht nicht wirklich gut, aber zumindest wissen wir, wo wir ansetzen sollen.«

Eleonora sah in mit ihren wunderbar dunklen Augen an.

»Und wo sollen wir ansetzen, Meister Barnabas? Hast du

schon Erfahrungen schlechten Brunnenwasser gemacht?«
»Nein. Das habe ich tatsächlich noch nicht. Aber besten wäre es doch, wir machen uns erst einmal ein Bild. Vielleicht kann man ja schon direkt erkennen, was mit dem Wasser nicht stimmt.«

Eleonora war einverstanden und so begaben sich direkt zum Brunnen in der Mitte des Dorfplatzes. Sie stellten sich an den Rand und hielten sich an den leicht bemoosten und trotz der Sommerhitze kühlen Steinen fest. Dann schauten sie nach unten. Nach wenigen Schritten schon war nichts mehr außer Schwärze zu sehen und die ebenfalls mit Moos bewachsene Wand des Schachtes sah genauso aus, wie man sie bei einem Brunnen erwarten würde. Kein Schwefel, kein Gift. Ein ganz normaler Brunnen. Barnabas kurbelte den Eimer nach unten, füllte ihn und holte ihn wieder hoch. »Wie tief ist dieser Brunnen?«, fragte er, denn er musste verdammt lange kurbeln. Schließlich hatte er den Eimer nach oben gezogen und stellte ihn auf den Rand. Beide traten gleichzeitig heran und stießen dabei mit den Köpfen zusammen, weil sie zeitgleich daran riechen wollten. Sie mussten lachen und zugleich traten beide einen halben Schritt zurück.

»Du hast den Vortritt, Gottesfrau«, sagte Barnabas.
»Nein, ich kenne mich mit Giften und Verunreinigungen nicht aus, du hast mehr Erfahrung, Barnabas. Beginne!«
Barnabas trat an den Eimer heran und schnüffelte. Ja, da stimmte definitiv etwas nicht. Das Wasser roch, nun, wie sollte er sagen, schlecht. Ganz, ganz vorsichtig schlürfte er ein wenig daran und testete den Geschmack in seinem Mund. Er spuckt es aus. »Widerlich!«, hustete er und versuchte alles auszuspucken.

»Wie konnten die Leute das nur trinken? Es schmeckt nach faulen Eiern und Hundescheiße.«

Eleonora ekelte sich sichtlich alleine durch die Erzählung Barnabas' und weigerte sich, das Wasser selbst zu probieren. Das war auch nicht mehr nötig, denn sie hatten die Ursache der vergifteten Dorfbewohner entdeckt.

Barnabas hustete noch, da fragte Eleonora: »Was nun?« Barnabas beruhigte sich wieder der eklige Geschmack im Mund ließ etwas nach.

»Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall müssen wir zuerst die Menschen warnen, dass sich niemand mehr sein Wasser von diesen Brunnen holt.«

»Das stimmt, das müssen wir sofort tun. Und dann?«

»Dann müssen herausfinden, was mit dem Wasser nicht in Ordnung ist. Ich würde den Fürst fragen, ob er weiß, ob der Brunnen irgendwie mit irgendwelchen Quellen verbunden ist, aber der ist glaube ich immer noch unterwegs.«

»Vielleicht weiß die Kräuterfrau etwas.«

»Ja, Eleonora, sie ist eine der ältesten, ich werde sie fragen. Und erzähle du herum, dass das Wasser schlecht ist, auf dass es bald jeder weiß!«

Eleonora nickte und so taten sie es. Barnabas ging zur Kräuterfrau und sprach mit ihr und fragte, was sie über den Brunnen wusste. Sie machte nicht viele Worte, es war schnell zu erkennen, dass sie zwar nicht weniger wusste als die anderen im Dorf, aber nicht sagen konnte aus, welchem Fluss oder welcher Quelle der Brunnen gespeist wurde. Höchstwahrscheinlich hatte er seine eigene Quelle weit unter der Erde, denn er war sehr tief. Und sie hatte auch keine Idee, was da schief gegangen sein konnte, außer vielleicht, dass irgendjemand etwas hineingekippt hatte.

Aber sie glaubte nicht, dass das jemand getan hatte, denn was hätte er davon, schließlich würde er sich selbst vergiften. Außerdem gab es hier keine größeren Feindschaften und wenn die Leute vielleicht nicht wie Pech und Schwefel zusammen hielten, so würden sie sich doch niemals etwas antun.

Damit war Barnabas so schlau wie zuvor, kehrte zurück zum Brunnen und starrte hinunter in das Dunkel. Er ließ die Gedanken kreisen und versuchte eine Lösung zu finden, aber ihm fiel nur eine Sache ein, die ihm ganz und gar nicht behaglich war.

»Wir müssen wohl jemanden herunterlassen!«, hörte er da jemand seine Gedanken aussprechen. Es war Eleonora, die von ihren Warn-Rundgang zurückgekehrt war.

»Es stimmt, daran habe ich auch schon gedacht. Aber wen? Es muss jemand sein, der leicht ist und wenig Platz einnimmt, den man einfach wieder heraufholen kann damit er nicht stecken bleibt, falls es irgendwo Engstellen gibt.«

Barnabas sah die Nonne auffordernd an. Sie deutete mit dem Finger auf sich. »Oh nein, ich bin eine Frau Gottes, ich lasse mich nicht Brunnen herab!«

»Und ich kann es nicht zu tun, da ich zu groß und zu schwer bin«, sagte Barnabas. Das war zwar gelogen oder zumindest nicht ganz richtig, denn er war sich sicher, dass er bei diesem großen Schacht problemlos durchpassen würde, aber er würde den Teufel tun und sich in dieses schwarze Loch abseilen lassen. Nein, er bekam Herzklopfen, wenn er nur daran dachte. Das musste jemand anderes übernehmen, jemand der bevorzugt schlank und leicht war.

Sie überlegten kurz, dann hatten sie eine Idee. Das dürreste

Männchen, dass sie hier kannten, war eindeutig der Schneider. Außerdem war er es gewohnt auch bei schlechten Lichtverhältnissen zu sehen und damit war er bestens geeignet um das Geheimnis des schlechten Wassers zu ergründen.

Eleonora stimmte der Idee zu und sie begaben sich gleich zum Schneider. Der sah zwar noch etwas kränklich aus, hatte aber offenbar dank des Heiltranks Barnabas' seine Krankheit überwunden und wirkte nicht in schlechterer Verfassung als die meisten anderen Dorfbewohner. Er entschuldigte sich auch bei dem Wunderheiler, dass er ihn verdächtigt hatte, und erklärte sich bereit, bei der Suche nach den Ursachen zu helfen.

Barnabas musterte ihn. Ja, das musste funktionieren. Für einen Mann war er sehr klein, hatte Beinen wie Spinnen und die Arme waren auch nicht dicker. Er hatte quasi die Statur eines Kindes und es würde ein leichtes sein, ihn in die tiefe abzulassen und auch schnell wieder heraufziehen. Sie organisierten noch eine Fackel und gingen dann gemeinsam zum Brunnen. Dort hatte sich eine Hand voll Dorfbewohner eingefunden, die neugierig waren, aber auch helfen wollten. Und so dirigierte Eleonora die Helfer und Barnabas stand ganz vorne, als sie den Schneider auf den Eimer setzten und hinab in den Brunnen ließen.

»Langsam langsam!«, rief Barnabas, denn die Helfer ließen zu schnell Seil. Der Schneider war mittlerweile schon in den schwarzen Gegenden des Abgrundes angelangt, man konnte ihn dank des Fackelscheins umgeben von tiefer Schwärze erkennen. Die Lichter an der Wand tanzten. Es wirkte sehr befremdlich, denn so eine von Fackeln erleuchtete Röhre bekam man selten zu sehen. Barnabas

grummelte der Magen als er sich vorstellte, nun an des Schneiders Stelle zu sein und er war froh, dass dieser gleich mitgemacht hatte.

»Hast du schon was, guter Mann?«, rief Eleonora hinunter. Barnabas bemerkte, dass sie viel weniger schüchtern wirkte als noch vor ein paar Tagen und er war froh darum.

Vielleicht lief da irgendwann doch noch etwas anderes.

Wenn er sie so stehen sah, mit diesem wunderhübschen Gesicht und das trotz der Kutte eindeutig zu erkennenden jungen und knackigen Körpers, da drifteten seine Gedanken ab. Aber die Antwort des Schneiders rief ihn wieder in die Gegenwart zurück.

»Nein, hier ist nichts!«, rief der Mann. »Lasst mich weiter runter.«

Vorsichtig seilten sie den Schneider weiter ab und wunderten sich, wie tief hinunter es ging. Hin und wieder rief er hoch, dass er immer noch nichts gesehen hatte doch da schrie plötzlich er gellend.

»Was ist los was ist los?«, rief Eleonora, doch der Schneider antwortete nicht.

Barnabas machte sich schon auf ein Klatschen gefasst, und erwartete regelrecht, dass der Schneider abgerutscht und in den Tiefen ins Wasser gefallen war. Aber nichts dergleichen. Kein Geräusch. Und die Fackel flackerte immer noch, ein kleiner Punkt in der schwarzen Tiefe.

»So zieht ihn hoch!«, rief Eleonora und reihte sich in der Schlange am Seil ein. Gemeinsam zogen sie den Schneider hoch und die Schnur rasselte über das Rad. Nach kurzer Zeit hatten sie den Schneider hochgeholt, aber wie sah er nur aus!

Er wirkte beinahe wie eine zum Menschen gewordene

Statue. Das graue Gesicht im Schrei erstarrt, die Fackel vom eisernem Griff der rechten Hand festgehalten, das Seil von der linken.

Barnabas ging hin und schüttelte ihn, aber es änderte nichts daran. Der Schneider war wie zu einer steinernen Figur erstarrt und regte sich nicht. Er blinzelte nicht einmal mit den Augen, die schon halb ausgetrocknet offen standen. Nur eine sanfte Bewegung des Brustkorbs zeigt, dass er überhaupt noch lebte.

Mit aller Kraft rissen sie die Fackel aus der Hand und lösten seine verkrampften Finger vom Seil. Dann warf sich Barnabas das dürre Männchen über die Schulter und eilte mit ihm so schnell er konnte in das Haus der Kräuterfrau. Dort legten sie ihn aufs Bett und die Heilkundige kümmerte sich um ihn, flößte ihm Kräutersud ein, deckte ihn zu und massierte seine verkrampften Glieder.

Was war da nur geschehen? Während die Dorfbewohner bei dem Schneider blieben, und ihn sorgenvoll beobachteten, gingen Eleonora und Barnabas betrübt in wachsenden Kreisen über den Marktplatz um den Brunnen herum.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte er, »auch wenn ich so einen Verdacht habe, was es sein könnte. Aber es ist lächerlich!«

»Ein Verdacht? Da bin ich aber gespannt, ich kann mir das auch nicht erklären. Aber ich habe in solchen Dingen auch keinerlei Erfahrungen. In den Büchern, die ich bisher gelesen habe, stand nichts Vergleichbares.«

»Nun«, sagte Barnabas, »es gibt da eine alte Legende, von der mein Meister einmal erzählt hatte. Sie handelte von garstigen Ungetümen aus alter Zeit. Noch vor dem gefallen

Imperium gab es ein anderes Volk, dessen Helden in der Welt herumgereist waren. Einer von ihnen traf auf Frauen, deren Haare Schlangen waren und diese hatten die Fähigkeit, jemanden mit einem Blick in Stein zu verwandeln.«

»Aber der Schneider ist nicht in Stein verwandelt«, stellte Eleonora fest.

»Das stimmt, aber es kommt dem sehr nahe. Ich habe noch niemanden so graues und verkrampft gesehen. Wenn wir uns nicht um ihn kümmern würden, würde er sich vielleicht wirklich noch in Stein verwandeln.«

Dies schien Eleonora zu beeindrucken, denn ihr Blick wurde leicht ängstlich. »Aber dort können doch keine Wesen mit Schlangenhaaren im Brunnen sein, oder?«

Barnabas nickte. »Ja, das kann ich mir nicht vorstellen, dazu ist zu wenig Platz. Aber du erwähntest vorhin die Bücher, die dir nicht geholfen haben. Ich weiß, was wir tun können und ich brauche deine Hilfe, auch wenn's mich beschämt.«

Er nahm die Nonne mit sich in sein Quartier und knallte den alten Folianten seines Meisters auf das kleine Tischchen am Fenster.

Er sah Eleonora an. »In diesem geschriebenen Schatz befinden sich Weisheiten und Wissen aus alter Zeit. Ich habe ihn von meinem Meister und ich bin mir sicher, dass wir etwas zu unserem Problem hier drin finden werden. Ich weiß noch, dass es andere Möglichkeiten gab, jemanden zu Stein zu verwandeln, aber ich weiß nicht mehr welche es waren. Wir müssen nachsehen. Aber es gibt da eine Schwierigkeit ...«

Eleonora sah ihn an und er wollte wieder dahinschmelzen

so friedlich und offen blickten diese wunderschönen Augen.

»Ich weiß es bereits, Wunderheiler. Oder ich vermute es zumindest. Du kannst nicht lesen.«

Barnabas schluckte. Wie hatte sie das denn herausgefunden?

»Nun ja, ich kann schon lesen, aber so schlecht, dass man es beinahe so sagen kann, dass ich es doch nicht vermag. Aber woher weißt du es?«

»Ich habe gesehen, dass du beim Brauen der Tränke aus dem Buch vorgelesen hast. Es hat nicht mit dem übereingestimmt was auf den Seiten stand.«

Barnabas kratzte sich am Kinn. »Ja, da habe ich wohl nicht aufgepasst. Ich hätte eigentlich wissen müssen, dass eine Nonne lesen kann, ich Idiot. Es tut mir so leid, dass ich dich getäuscht habe und die anderen auch. Aber ich musste doch meinen Ruf wahren.«

»Hast du dir denn die Rezepte für deine Tränke nur ausgedacht? Weißt du denn gar nichts, was in dem Buch steht?«

Eleonora sah ihn so zweifelnd an, dass es im beinahe das Herz verdrehen wollte. Das wollte schon etwas heißen, denn normalerweise war er was das anging ziemlich abgebrüht. Aber diese junge Frau strahlte so eine Reinheit aus und gleichzeitig hatte sie so etwas Verlockendes, dass er einfach versuchen musste, vor ihr aufrichtig zu erscheinen oder vielleicht sogar zu sein.

»Ich habe durchaus einige Rezepte aus dem Buch gelernt, zusammen mit meinem Meister. Ein oder zwei habe ich mir auch mit meinen Lesekünsten zusammengereimt und wieder einige habe ich mir von anderen Wunderheilern

abgeschaut. Ich gebe zu, dass ich einige auch erfunden habe. Doch ich gebe niemandem etwas, von dem ich nicht weiß, das es ihm nicht schadet. Und ich weiß auch, dass einige meiner Trick wirklich helfen. Das ist es nicht. Aber ich kann eben auch nichts Neues mehr aus diesem Buch lernen, zumindest nicht ohne unglaublich großen Aufwand. Daher brauche ich jetzt deine Hilfe. Wir haben nicht viel Zeit, denn die Leute brauchen frisches Wasser. Und wir müssen dem Schneider helfen. Also, lass uns gemeinsam suchen.

Er sah, dass Eleonora noch mehr Fragen hatte. Aber sie stellte sie erst einmal hinten an, denn sie sah es genauso wie er. Die Zeit drängte.

Sie untersuchten gemeinsam das geheimnisvolle Buch. Es war jetzt schon so lange in Barnabas Besitz und trotzdem entdeckte er immer wieder Neues. Er hielt auch bei den Bildern Ausschau nach etwas, was sie an Versteinerungen oder vergiftetes Wasser erinnerte und Eleonora überprüfte das Geschriebene. Dabei wurde ihr Gesicht von Seite zu Seite von größerem Erstaunen gepackt, offenbar bewunderte sie dieses Buch.

Barnabas ging es genauso, nur dass er leider mit dem Inhalt viel weniger anfangen konnte. Warum hatte er nie richtig lesen gelernt? Aber das tat jetzt nichts zur Sache. Sie fanden tatsächlich die Geschichte, von der Barnabas erzählt hatte.

Medusen hießen die Ungeheuer, die Menschen in Stein verwandeln konnten und man konnte sie mit Spiegeln bezwingen, denn nur wenn man sie direkt ansah, waren sie gefährlich. Aber Medusen wurden als große breite Frauen beschrieben, die Haare aus Schlangen hatten, wie sollten

die dann unten in den Brunnen passen? Nein, da musste es noch etwas anderes geben. Und so suchten sie weiter. Es dauerte nicht lange und sie hatten einen erneuten Hinweis gefunden. Eleonora hieß ihn zu warten und las die Seite. Währenddessen schaute sich Barnabas die Abbildung an. Auf den Bildern war so etwas wie kleine Drachen zu sehen mit starren Augen und geringelten Schwänzen. Oder vielleicht waren auch es auch große deformierte Eidechsen. Er konnte es nicht richtig zuordnen. Sobald Eleonora fertig gelesen hatte sah sie ihn an und berichtete:

»Diese Seite hier handelt von Basilisken. Der Weise, der die Einträge verfasst hat, berichtet, dass Basilisken riesige Echsen sind, die Menschen in Stein verwandeln können. Er ist sich nicht sicher, wie sie es machen, ob es durch den Blick ist oder durch ein Gift welches sie auf ihren Gegner spritzen oder ob sie ihn vielleicht sogar berühren müssen. Auf jeden Fall heißt es, dass dort, wo sie nisten, die Natur von einer Pestbilanz verseucht wird. Pflanzen sterben ab, Tiere werden krank und selbst das Wasser verfault.«

»Das hört sich doch wirklich so an wie hier!«, sagte Barnabas.

»Und es kommt noch besser«, sagte Eleonora, »ganz am Ende steht, dass Basilisken bevorzugt an Flussläufen oder in Sümpfen leben. Also da wo es feucht und vielleicht auch dunkel ist.«

Barnabas schüttelte den Kopf. »Ich hätte ja nie gedacht, dass eine Kreatur aus diesem Buch hier wirklich bei uns zu finden sein könnte. Ich habe viele von ihnen für ein Märchen gehalten.«

»Mir geht es nicht anders«, sagte Eleonora, »auch wenn man munkelt, dass der Ritter, der die Bauern am Wehrturm

ausbildet, ein Drachentöter sein soll. Das glaube ich zwar nicht, aber wenn ich mir den Gestank dieses Brunnens anschau und wie wir den armen Schneider herausgeholt haben, regelrecht zu Stein erstarrt. Es könnte wirklich etwas daran sein.«

»Ja das könnte es«, grübelte Barnabas und sagte nichts weiter, weil er wusste, was nun folgen musste.

»Wir müssen noch einmal hinab in den Brunnen!«, sagte Eleonora. Und genau das hatte Barnabas befürchtet. Er wusste auch genau, was sie jetzt sagen würde.

»Diesmal wirst du dich herablassen müssen, Barnabas, denn aus dem Dorfe wird das sicher niemand mehr tun und ich, ich bin zu schwach dafür.«

Das sah er zwar anders, aber sie hatte schon recht, sie gehörte nicht dorthin. Sie war viel zu schön um sich zur so etwas Gefährlichem zu begeben und außerdem war sie eine Nonne. Die ließ man nicht in Brunnen herab. Folglich blieb es wohl doch wirklich an ihm hängen. Dennoch würde er nicht darauf verzichten, nach Freiwilligen zu suchen, obwohl er sich sicher war, dass von den verängstigten Dorfbewohnern in dieser Hinsicht keine Hilfe mehr zu erwarten war.

»Wir dürfen es aber nicht übereilen!«, sagte er. »Ich muss mich vorbereiten. Wir müssen irgendein Mittel finden, was gegen diese Basilisken hilft. Bitte Eleonora, studiere das Buch. Vielleicht findest du etwas, was wir einsetzen können. Sonst ende ich wie der Schneider. Und das will ich nun wirklich nicht.«

»Selbstverständlich werde ich das Buch untersuchen und du könntest vielleicht schon einmal das Tränke-Brauen vorbereiten, entweder hast du welche im Gedächtnis oder

wir werden welche finden. Auf jeden Fall eilt es nach wie vor und wir sollten uns so schnell es geht vorbereiten.« Barnabas schluckte. Er würde wohl wirklich bald in diesem fürchterlichen Brunnen hinabgelassen werden und eventuell auf etwas Schreckliches wie Basilisken treffen. Nein, so hatte er sich den Besuch in diesem Dorf wirklich nicht vorgestellt. Aber nun, so sollte es wohl sein.

»Du, Barnabas?«

»Ja?«

»Ich muss dich etwas fragen. Bitte fass es nicht als Beleidigung auf, aber wie hast du nur deine Ausbildung bei deinem Meister beenden können, wenn du nicht einmal richtig lesen kannst? Hat er dich nicht gescholten und ich angehalten besser zu werden?«

»Du kränkst mich nicht. Die Frage ist berechtigt. Er hat mich gescholten, doch das Problem war, dass er keine Gelegenheit hatte, mir das Lesen richtig beizubringen.« Barnabas hatte ein Gefühl, das er noch nie gehabt hatte. Er spürte irgendwie, dass er sich Eleonora anvertrauen konnte. Er wusste, dass sie es nicht weiter erzählen würde und er wusste, dass sie auf seiner Seite stand, selbst wenn er Schwächen zeigte, denn sie arbeitete bereits jetzt so hervorragend mit ihm zusammen. Und er konnte ein uraltes Bedürfnis, das er schon lange mit sich herumschleppte, nun befriedigen. Es hatte ihn immer gestört, dass er kein richtiger Wunderheiler war. Jedenfalls keiner, der wirklich auf wunderbare Weise heilen konnte. Sein Meister hatte das gekonnt, zumindest hatte man das von ihm gesagt. Aber er, er war nicht mehr als ein besserer Quacksalber. Er räusperte sich. »Nun, ich werde dir alles verraten, was es mit mir und meinem Meister auf sich hat. Bitte erzähle es

nicht weiter!

Ich bin tatsächlich als junger Bursche bei meinem Meister als Lehrling aufgenommen worden. Er sah Talent in mir, was ich wahrscheinlich auch hatte. Die ersten Tage waren schwer für mich, denn er las nicht viel aus dem Buch vor und erzählte mir noch mehr. Ich lernte so viel in nur wenigen Tagen, selbst die Grundzüge des Lesens brachte er mir bei. Und dann nach - ich weiß nicht mehr genau wie lange es war - es war nicht mehr als zwei Wochen, starb er plötzlich. Er griff sich an die Brust, ächzte, blickte mich mit aufgerissenen Augen an und fiel tot um. Seine schöne Robe wurde dreckig und sein größter Schatz, dieses Buch, fiel in den Staub.

Ich war entsetzt und tat alles, was ich nur konnte, aber ihm war nicht zu helfen. Nicht einmal seine eigenen Tränke waren dazu in der Lage. Sein Leben war einfach vorbei, der Tod hatte ihn zu sich geholt.

Natürlich fragte ich mich, was nun? Ich hatte meine Ausbildung noch nicht beendet ja, nicht einmal richtig angefangen. Ich hatte zwar schon gelernt wie man Tränke braut und eben auch einige Rezepte und ein wenig Wissen angesammelt, ja, ich konnte sogar rudimentär lesen. Aber ich war nicht im entferntesten so geschickt wie mein Meister. Dafür hätte ich womöglich Jahre gebraucht wenn nicht noch länger.

Aber ich will nicht zu sehr ins Detail gehen, etwas anderes konnte ich auch nicht machen. Dann außer reden kann ich nicht viel und jemand mit meiner Herkunft, kann durch Reden allein nicht überleben. Und so habe ich mir die Besitztümer meines Meisters angeeignet. Er hätte sie mir sowieso vermacht, wenn er es hätte sagen können und so

bin ich zum Wunderheiler und Exorzisten geworden, nach nicht einmal einem Monat Ausbildung.

Da ich gut reden und mich und meine Tränke gut verkaufen konnte, hat das auch funktioniert. Natürlich möchte ich den Leuten wirklich helfen, und in gewisser Weise kann ich das auch, denn der Glaube ist stärker als alles andere.

Aber, liebe Eleonora, du kannst dir sicher sein, dass ich gerne die Fähigkeit meines Meisters besitzen würde. Aber dazu ist es zu spät, schließlich kann ich ja nicht einmal richtig lesen und bin schon beinahe alt.«

Eleonora lächelte ihn verständnisvoll an. »Weißt du was, Barnabas? Wenn du deine Geschichte meiner Äbtissin erzählt hättest, hätte sie dich wahrscheinlich zu hunderten Vaterunser verdonnert und für einen Verbrecher gehalten. Aber ich finde, du hast richtig gehandelt. Du tust das, zu dem du ausersehen bist und gibst dir alle Mühe. Ich werde dich nicht beurteilen, denn das tut nur der Herr. Und ich werde für dich beten, denn alleine, dass du dich dazu bereit erklärst, dich in diesen Brunnen herabzulassen, um diesen armen Menschen zu helfen, zeigt, dass du ein gutes Herz hast.«

Barnabas wurde es warm. Kaum zu glauben, dass dieses junge Mädchen ihn so aufbauen konnte. Er fühlte sich wieder wie ein Schüler, dabei müsste es eigentlich andersrum sein.

»Vielen Dank«, sagte er, mehr fiel ihm dazu nicht ein.

»Und ich verspreche dir noch etwas, Barnabas. Wenn wir es geschafft haben, das Wasser wieder zu klären und es den Menschen besser geht, dann werde ich dir zeigen, wie man richtig liest!«

Barnabas lächelte wie ein kleiner Junge. Er konnte nichts

mehr sagen. Diese Frau war nicht nur wunderschön und einzigartig, sondern auch noch großartig und hatte ein gewaltiges Herz. Vielleicht war es doch nicht so schlecht gewesen, dass es ihn hier in dieses Nest verschlagen hatte.

Barnabas arbeitete bis in die späte Nacht hinein. In seinen Kolben und Töpfen brodelte es und Kondenswasser hatte sich schon an den hölzernen Wänden seiner Behausung gesammelt. Die Tür war offen um wenigstens ein wenig Luftzug zu gewähren, denn sonst würde man es vor Rauch und Gestank nicht aushalten. Eleonora hatte tatsächlich einige Rezepte von alten Weisen des verfallenen Imperiums vorgefunden, die ihm gegen Basilisken oder was auch immer dort unten auf ihn warten würde, helfen sollten. So braute er verschiedene Gifte sowie Gegenmittel, die in hoffentlich dort unten im Brunnen beschützen mochten. Er war aber sehr mutig und verwendete erstmals einige der neuartigen Kräuter, die er in den letzten Tagen untersucht hatte. Er war sich sicher, dass sie mehr Kraft besaßen als die üblichen Gewächse und er fühlte sich mehr denn je gewappnet gegen die möglichen Ungeheuer im Brunnen. Es war ja auch eine alte Lehre der Meister, dass das Kraut, das dort wuchs, auch am besten gegen die Schädlichkeit eines Ortes half. Und so füllte er über die Stunden bis in die tiefe Dunkelheit hinein ein Fläschchen nach dem anderen ab. Zum Glück hatte er genug davon, so war das wenigstens gesichert.

Unterbrochen wurde er nur einmal von der Bäckerin, die vorbeischaute und ihm ein Brot brachte und ihn nach allen Regeln der Kunst ausfragte, was er denn dort tat. Er hätte nicht gedacht, dass sich eine Bäckerin so sehr für seine Künste interessierte, aber warum nicht; sie gefiel ihm nach wie vor und er genoss ihre Gesellschaft.

Als dann irgendwann auch noch Eleonora dazu kam und schaute wie er voran kam, war er erquickt von so viel Lieblichkeit. Auch wenn diese sich hinter Kutten versteckte.

Ansonsten war es aber schwer, denn er konnte nicht verhindern, dass er immer wieder daran dachte, wie er in diesen fürchterlichen Brunnenschacht abgeseilt werden würde. Es würde immer dunkler werden und nur eine heiße, stinkende Fackel an seiner Seite würde ihm Licht spenden. Es würde feucht sein und alles würde sonderbar hallen und dann würde dort unten vielleicht ein Basilisk oder eine Medusa auf ihn warten, ihn anstarren, der doch sowieso kaum noch Luft bekam und vermutlich mit den Nerven total am Ende war.

Aber es half alles nichts, er würde es durchstehen müssen. Er hatte schon herum gefragt und mit all seinen Redkünsten versucht, irgendeinen Freiwilligen zu finden aber alle lehnten ab und sagten, dass sie gar nicht wussten, was sie tun sollten. In gewisser Weise hatten sie recht. Er hatte die Tränke gebraut, er wusste, wofür sie gut waren und er würde wohl als einziger neben Eleonora vielleicht entscheiden können, was in welcher Situation hilfreich war. Eleonora konnten sie nicht hinunter schicken also blieb nur er.

So viel gebetet hatte er schon lange nicht mehr wie an diesem Abend und er hoffte, dass es helfen möge. Es erleichterte ihn ein wenig, dass die Gebete Eleonoras an seiner Seite waren und vielleicht tat auch der eine oder andere Dorfbewohner etwas für sein Seelenheil. Schließlich ging es ja um ihr Wasser, da konnte man das ja auch verlangen.

Als die Tränke so weit fertig waren und die Nacht schon sehr vorangeschritten, nahm er eine Schlummertrunk zu sich und legte sich erschöpft auf das Strohbett. Diese Nacht schlief er so fest, dass nicht einmal die Albträume eine

Chance hatten.

Am nächsten Morgen schien wieder wunderbar die Sonne und wärmte ihn, während er mit all seinen Utensilien Richtung Brunnen schritt. Diesmal hatten sich über ein Dutzend Leute versammelt, selbst dieser sonderbare Ritter stand im Hintergrund und beäugte ihn misstrauisch. Erst jetzt bei Sonnenlicht fiel ihm auf, wie alt dieser Kerl eigentlich war. Ein Wunder, dass er sich noch auf den Beinen halten konnte.

Natürlich respektierte Barnabas wie alle Menschen hohen Alters, aber er wusste auch, dass es irgendwann einmal Zeit war, die schweren Aufgaben der Jugend zu überlassen. Dass sich ein Greis dieses Alters noch in eine Rüstung zwängte und auf einem klapprigen Gaul durch die Lande ritt um seinen Dienst anzubieten, war sehr verwunderlich.

Andererseits war es immer noch besser als im Bett vor sich hin zu siechen von daher konnte er diesen alten Herrn verstehen. Barnabas sah auch, dass sich einige der Krieger, die der Ritter ausbildete, zu den Dorfleuten gesellt und schon das Seil ergriffen hatten. Alle blickten ihn gebannt an und warteten darauf, dass er sich bereit machte, den düsteren Schacht hinuntergelassen zu werden. Selbst aus einigen Fenstern schauten grüne Gesichter und kniffen die Augen vor dem Sonnenlicht zusammen.

Ja, an ihm lag es jetzt, ob das Wasser besser werden würde oder nicht. Aber mit ein wenig Pech kam er als lebende Statue aus dem Brunnen wieder zurück oder er blieb sogar da unten. Nein, so durfte er nicht denken. Wenn er zu viel darüber nachdachte, erschien er zögerlich und würde jeglichen Respekt bei dem anderen verlieren. Und helfen

würde er ihnen dadurch auch nicht. Es machte ihm Mut, einfach zu denken, dass die Alternative wäre, die reizende Eleonora, die sich gerade zu ihm gesellte, dort hinunter zu lassen das konnte er nun wirklich nicht geschehen lassen. Eleonora hängte ihm ein Kreuz um, daraufhin trat sie zurück und betete ständig leise für ihn. Die Kräuterfrau verbrannte einige übelriechende Kräuter vor dem Brunnen und sagte, er solle durch den Rauch laufen, was er auch tat. Da er wusste, dass ekelhafter Gestank in erwartete, konnte es nicht schaden die Nase durch diese gemeinen Kräuter ein wenig zu betäuben.

Dann überprüfte er noch einmal seine Ausrüstung. Er hatte sich ein Leintuch mehrfach um die Hüfte gewickelt und dort alle seine Phiolen und kleinen Tränke griffbereit angebracht. Er wusste genau, wo sich etwas befand, von Schmerzmitteln über Aufputschgebräu bis hin zu Gegengift war alles vorhanden. Er nahm etwas, was seine Nerven beruhigen sollte, und auch noch etwas gegen Übelkeit, das würde er beides auch ohne irgendwelches garstiges Getier im Brunnen brauchen. Der Ritt auf dem Eimer würde schon reichen.

Dann setzte er sich auf eben diesen und versuchte schwankend über dem schwarzen Loch das Gleichgewicht zu halten. Er sah runter und ihm wurde schlecht. Einen Moment schloss er die Augen, atmete tief durch und konzentrierte sich auf das leise Gebet der Nonne, die neben dem Brunnen stand.

Als er die Augen wieder öffnete blickte er in die erwartungsvollen Gesichter der Menge am Seil, die darauf wartete, ihn hinunter zu lassen. Er überprüfte den kleinen polierten Spiegel, den er an seinem linken Unterarm

befestigt hatte und ja, er saß fest. Die Fackel steckte er in eine Schulterhalterung die er sich vom Schmied ausgeliehen hatte und so konnte sie nicht herunterfallen, selbst wenn er auf dem Kopf stehen würde. Natürlich würde er sich dabei vielleicht ein wenig verbrennen aber da musste er eben aufpassen. So hatte er nun alles, was er glaubte tun zu können. Den Segen Gottes, Tränke für alle Fälle, einen Spiegel um Medusa-Blicke abzuwehren. Nur der Mut fehlte ihm. Aber es würde auch ohne gehen müssen. Er gab den Helfern am Seil bescheid und langsam ließen sie ihn in den Brunnenschacht hinab. Er fröstelte, denn wie schnell war die Kraft der Sonne in diesem Loch verschwunden. Eben noch leuchtete sie ins Gesicht und schon war er von einer finsternen kalten und mit matschigen Moos bewachsenen Mauer umgeben, egal, wohin er blickte. Sein Herzschlag beschleunigte sich und ihm wurde schwindlig.

Was tat er hier eigentlich? Von oben hörte er die Helfer im Takt Hauruck rufen, mit jedem Ruck sank er ein Stückchen tiefer. Es wurde immer dunkler und ein widerlicher Gestank stieg von unten nach oben. Er hatte Angst, dass sich seine Fackel entzünden würde, so dicht war die Luft.

Je tiefer es ging, desto feuchter wurden seine Hände. Irgendwann trat kalter Schweiß auf die Stirn und lief in seine Augen hinab, wo er sich stechend sammelte. Er blinzelte und wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht. Dadurch wurde es kurzzeitig besser, aber er musste diese Prozedur mehrmals wiederholen. Mittlerweile hämmerte sein Herz wie mehrere Schmiede, die in wildem Eifer auf ein Stück Eisen einhämmerten. Von oben war nichts mehr zu hören, weder Gebete noch Rufe – es war

totenstill.

Er war mit der Dunkelheit, seinem kärglichen Fackelschein, der ständig flackerte und drohte auszugehen, und dem widerlichen Gestank allein. Natürlich würde diese Fackel nicht verlöschen, es war eine von der Sorte, die selbst in schweren Sturmwind noch eine Flamme spendete. Aber dennoch hatte er das Gefühl es würde schief gehen.

Er hörte ein sonderbares Klappern, dann stellte er fest, dass es seine Zähne waren. Wie sehr wünschte er sich, dass die anderen ihn sobald wie möglich wieder hochziehen mochten. Aber er hatte eine Aufgabe zu erledigen, vorher konnte er nicht zurück. Er überprüfte ob der Spiegel noch fest saß, das tat er. Und er machte sich bereit, denn er war schon sehr weit unten. Der Ausgang war nur noch als kleines rundes helles Loch weit über ihm zu erkennen. Der Gestank war mittlerweile unerträglich geworden und er bildete sich ein, eine sonderbare Wärme zu spüren, die die unnatürliche Kälte durchschnitt, die ihn mittlerweile umgab.

Da hörte er Wasser plätschern, es konnte also nicht mehr allzu weit bis nach unten sein. Fuß um Fuß ging es weiter hinab, diese Röhre schien kein Ende zu nehmen. Ihm wurde schlecht und wenn er nicht schon aus Angst seit Stunden nichts gegessen hätte, hätte er sich mit Sicherheit in die Hose gemacht.

Reiß dich zusammen, Barnabas, du hast einen Beruhigungstrank genommen, so schlimm kann es doch nicht sein!

Aber es war schlimm. Er hatte in seinen Leben schon oft Ängste ausgestanden. Eigentlich jede Nacht, wenn er im Wald schlief, aber nie war es so stark und so andauernd

jetzt gewesen. Er würde die Albträume der letzten Nächte in der kommenden begrüßen, denn sie waren besser als das, was ihm jetzt drohte. Dabei hatte er den Schrecken noch nicht einmal gesehen, der unten auf ihn wartete. Er konzentrierte sich um nicht in eine Ohnmacht abzusinken und achtete genau auf seinen Spiegel, um den Fokus nicht zu verlieren. In Gedanken ging er durch, wo er welches Gegengift, welchen unterstützenden Trank an seinem Gürtel untergebracht hatte. Das Seil über ihm knarrte. Und dann hörte er ein sonderbares Zischen. Er bekam am gesamten Körper eine Gänsehaut und selbst seine Haare stellten sich auf. Seine Nase juckte und er wünschte sich einfach nur aus diesem Brunnen draußen zu sein. Er hielt die Fackel nach unten und wollte schon hinsehen, dann erinnerte sich an das, was sie über die Medusen gelesen hatten. Er richtete seinen Spiegel so, dass er auf den Fackelschein ausgerichtet war und versuchte über diesen zu erkennen, was unter ihm lag.

Er erschauerte bis ins Mark und ihm wurde eiskalt. Er rief »Halt!« nach oben und nur wenige Augenblicke später hielt das Seil knarzend an. Er schwebte vielleicht eine Mannslänge über der Wasseroberfläche. Was er so in dem schlechten Licht über den Spiegel sehen konnte, war das Wasser regelrecht schwarz und irgendwelche widerlichen Brocken schwammen darin. Aber das war nicht das eigentlich Schlimme.

Das Schlimme war, dass am Rande des Wassers um das gesamte Rund herum einige widerliche Echsen saßen. Sie waren so groß wie ausgewachsene Straßenköter, besaßen rotbraune, schuppige Haut mit ekelhaften Stacheln auf den Rücken, die so etwas wie Eiterbeulen um sich herumsitzen

hatten, und lange gekrümmte Schwänze, die in unnatürlicher Geschwindigkeit zuckten. Dazu kamen diese stechenden Augen, und dieses leichte Rasseln, das aus den mit spitzen Zähnen bewehrten Mündern der widerlichen Kreaturen hervorging. Ja, er erkannte sie von den Zeichnungen im Folianten wieder. Das waren Basilisken. Der Kopf war zwar ein Echsenkopf, er schien aber einen Schnabel zu haben an dem sich Zähne befanden wie beim Kopf eines Hundes. Auch auf dem Schädel war ein Kamm, der an den eines Hahnes erinnerte. Solche Tiere hatte er vorher noch nie gesehen dabei war er sich sicher, dass es eine Art Echse sein musste. Und er konnte verstehen, warum der Schneider quasi zu Stein erstarrt war, denn selbst mithilfe des Spiegels merkte er, wie die Kälte und die Angst ihn lähmten.

Aber ein Gutes hatte die Sache. Auch wenn der befürchtete, dass diese widerlichen Kreaturen in jederzeit ansprangen, so wusste er doch, dass es sich tatsächlich um Basilisken handelte. Und die alten Meister wussten, wie man mit dieser Brut umzugehen hatte und Barnabas war vorbereitet.

Mit zitternden Fingern nahm er eine Phiole, von der wusste, dass sich Gegengift darin befand. Er lockerte den Deckel, damit er möglichst schnell zugreifen konnte, falls sie ihn mit ihrem Geifer bespritzten. Aber das taten sie nicht. Gebannt starrte er auf den Spiegel, den er wusste, sobald er einen dieser Basilisken direkt ansehen würde, würde es ihm gehen wie dem armseligen Schneiderlein.

Doch was jetzt? Sein Herz hämmerte so schnell, dass die Schläge beinahe durchgehend waren und das Blut rauschte in seinen Ohren. Er konnte sich gar nicht mehr

konzentrieren und wusste nicht, was er jetzt tun sollte. Ja, er musste irgendwelche Phiolen nehmen und etwas gegen diese Ungetüme unternehmen, aber welche und wie? Da erinnerte er sich. Er schnappte das kleine Fläschchen, das gefüllt war mit Lavendelöl und einer Mischung aus herkömmlichen Heilkräuter und welen, die er Tage zuvor auf dieser sonderbaren Wiese gesammelt hatte. Dieser Trank würde die Haut eines Menschen innerhalb dreier Vaterunser verbrennen und verletzen und war ein Gegenmittel gegen die Basilisken, das von den alten Meistern vorgeschlagen worden war. Er hoffte, dass es wirken würde.

Jetzt kam es auf sein gesamtes Geschick an. Seine Hände waren starr vor Kälte und Angst und er traute sich gar nicht, sich zu bewegen, weil er befürchtete, vom Eimer abzurutschen und in dieser stinkenden Kloake zu landen, die einmal gutes Trinkwasser gewesen war.

Erst jetzt bemerkte Barnabas, dass direkt über der Wasseroberfläche und teilweise darunter Eier abgelegt waren, die wahrscheinlich bald neue Basilisken hervorbringen würden. Er musste husten und kämpfte gegen den Drang sich zu erbrechen. Mit einem sauren Geschmack im Mund und einem beißenden Stechen in der Nase konnte er es gerade noch vermeiden und entkorkte das Fläschchen.

Er zielte und versuchte einige Tropfen auf den nächsten Basilisken fallen zu lassen. Es war zwar eine wacklige Angelegenheit aber es gelang ihm, das ätzende Gebräu landete auf der Echse. Sofort geschah etwas, was er nie erwartet hätte. Sobald die Tropfen die schuppige und eitrigte Haut des Wesens berührten, wurde diese schwarz

und die Tropfen begannen sich in das Tier – wenn es denn eines war – hinein zu brennen. Ein ekelhaftes Kreischen und widerliches Fauchen ging von dem Biest aus und es krümmte sich zusammen. Noch während es von der Wand abfiel und noch schlimmere Geräusche von sich gab, als sich Barnabas hätte jemals vorstellen können, fing es an schwarz zu werden und zusammen zu schrumpfen und zu einer Art Asche zu zerfallen.

Einen Moment vergaß Barnabas sogar seine Angst und sein Herz bekam die benötigte Pause. Eines musste man den alten Meistern lassen, sie wussten unglaublich viel und sie wussten was sie taten. Dieser Trank war unglaublich! Er würde diese schrecklichen Basilisken innerhalb kürzester Zeit vernichtet haben. Welch ein Glück! Er seufzte, dann würde das sicher doch noch ein gutes Ende nehmen.

Er drehte sich so, dass er mit dem Arm über dem nächsten Basilisken stand, der ihn so boshaft anstarrte, dass er Angst hatte der Spiegel würde schmelzen.

Aber dieser hielt, und Barnabas fühlte sich zwar elend aber dennoch voller Hoffnung und schon gar nicht wie ein Stein. Er richtete die Phiole auf den nächsten Basilisken und wollte sie ausschütten, als dieser sein Maul öffnete. Er spuckte ihn an.

Ein Schleimklumpen flog so stark an seinen linken Arm, der den Spiegel hielt, dass er beinahe bewusstlos wurde. Sofort schmerzte der Arm, als hätte man ihm einen mit Pestauswurf verschmierten Dolch hinein gerammt.

Oh nein! Jetzt war er vergiftet. Wenn er nicht zu Stein erstarrte, dann würde er bald tot sei. Nein, nein, nein! Er fing an zu zappeln und die Phiole fiel ihm aus der Hand ins Wasser. Das Basilisken-Gegenmittel war dahin, aber

Barnabas konnte sich nicht darüber ärgern, denn er hatte viel zu sehr Angst davor zu sterben.

Wirre Bilder schossen ihm in den Kopf von Fratzen und Dämonen und er merkte wie es ihm die Kehle zuschnürte. Da dachte er an die Menschen, denen er helfen wollte und vor allem an Eleonora, die für ihn betete. Der Gedanke an ihre weiche Haut und die klaren Augen beruhigte ihn wieder. Er entsann sich, dass er drei Gegengifte an seinem Gürtel vorbereitet hatte.

Mit einem Zittern, das er nicht unterdrücken konnte, schnappte er sich das Gegengift, lies den Korken ins Wasser fallen und irgendwie gelang es ihm, sich das Mittel in den Mund zu flößen und die letzten Tropfen auf den Arm zu träufeln, wo der Basilisk ihn getroffen hatte.

Sofort wogte eine heiße Wärme durch seinen Körper. Er spürte regelrecht, wie das Gegengift, das ebenfalls von den Altmeistern stammte und von den fremdartigen Kräutern des Waldrandes verstärkt wurde, das Gift des Basilisken bannte. Er wusste, dass er Wochen brauchen würde um sich gänzlich davon zu erholen, aber er wusste auch, dass er heute nicht sterben würde. Jetzt würde es den Biestern aber an den Kragen gehen!

Die Phiole mit dem Anti-Basilisken-Mittel war unter ihm in das Wasser gefallen. Mithilfe des Spiegels und der immer noch brennenden Fackel schaute er nach wo sie gelandet war. Aber er konnte sie nicht mehr sehen und geschweige denn erreichen.

Doch immerhin hatte sich wohl das Wasser des Brunnens mit den Gegengift angereichert, denn er sah, wie sich sämtliche Eier der Basilisken von den Wänden lösten und ebenfalls zu schwarzen Klümpchen verfielen.

Immerhin, dachte er, immerhin. Blieb nur noch das halbe Dutzend Basilisken, das immer noch an der Wand saß und ihn anstarrte aber aufgehört hatte mit dem Schwanz zu wedeln und irgendwie geschwächt wirkte. Offenbar stiegen unheilvolle Dämpfe für sie aus dem Wasser auf, vielleicht reichte das sogar um sie zu bezwingen. Aber er musste sichergehen, dass die Basilisken tot oder kampfunfähig gemacht waren.

Doch er hatte kein Gegengift mehr. Was tun? Was tun? Er grübelte fieberhaft. Vielleicht konnte ein Heilmittel helfen, das er auch dabei hatte? Er öffnete das entsprechende Fläschchen und schüttelte ein paar Tropfen auf den Basilisken auf der anderen Seite dessen, den er erledigt hatte.

Aber das Vieh steckte die Tropfen einfach weg. Nichts passierte. Stattdessen spuckte es nach ihm, und nur Glück sorgte dafür, dass der Giftklumpen vorbeiflog, klatschend an der Wand landete und langsam in das Wasser hinunterrutschte. Nein, wenn er die Basilisken auf diese Weise bekämpfte, würde er noch mehr Schleim abkriegen und wer wusste, ob das Gegengift danach helfen würde. Er musste sich etwas anderes ausdenken, aber was? Sollte er versuchen sie mit den Füßen von der Wand ins Wasser zu stoßen? Sollte er sich hochziehen lassen und wiederkommen? Aber er wusste, dass er sich kein zweites Mal in dieses Höllenloch würde abseilen lassen. So viel Kraft und Mut besaß er einfach nicht. Nein, es muss jetzt passieren oder nie oder jemand anderes musste das erledigen. Aber wollte er jemand anderes auf dem Gewissen haben, der nicht wusste, was er tat und der von den was Basilisken eventuell getötet werden würde?

Nein. Barnabas dachte an die guten Menschen, die sich oben auf ihn verließen und er dachte auch an Eleonora. Die weiche Haut, die dunklen Augen, nein, er musste ihnen allen helfen.

Doch was tun? Er ging in Gedanken all seine Phiolen und Tränke durch, die er an seinem Gürtel hatte. Da hatte er plötzlich einen Geistesblitz. Das Wundöl! Eine Mischung aus Lavendelöl, Kräuterextrakten und Beigaben der Gewächse auf der verwunschenen Wiese. Es sollte gegen Verbrennungen und Verätzungen helfen aber Barnabas hatte etwas anderes damit vor.

Mühsam fummelte er das Fläschchen aus dem Gürtel. Er öffnete es und spritzte einen Schwung des Öls neben dem nächsten Basiliken an die Wand. Dort lief es nach unten bis an die Wasseroberfläche.

Jetzt kam es darauf an. Schnelligkeit war gefragt. In einem großen Schwung spritzte er das Öl über sämtliche übrig gebliebenen Basiliken. Sofort nutzte er danach den Spiegel als Schild und drehte sich weg. Keinen Augenblick zu früh, denn die Tiere schossen allesamt Schleimpfropfen ab, die aber zum Glück am Spiegel und an Barnabas Kleidung abprallten. Hätte er die ins Gesicht bekommen, dann gute Nacht Herr Jesus.

Danach war der Giftsturm aber schon wieder vorbei, offensichtlich reagierten die Kreaturen nur direkt, wenn sie getroffen wurden. Mit zitternder Hand führte Barnabas nun seine Fackel an die Wand. Sofort fing das dorthin gespritzte Öl an zu brennen. Die blaugrüne Flamme wanderte die Wand hinunter und sprang dann auf den ersten Basiliken über. Sein Schwanz vibrierte und er fing an zu kreischen. Mit einer gewaltigen Explosion und Stichflamme standen

plötzlich alle Basilisken im Feuer. Ein unglaubliches Schreien und ein ekelhafter Gestank ließen Barnabas beinahe seine Sinne verlieren. Aber er wusste, er hatte es geschafft! Die Basilisken waren Wassertiere, oder zumindest so etwas ähnliches. Feuer vertrugen sie nicht, seine Spekulation war aufgegangen.

Ein Flammenmeer hüllte den Grund des Brunnens in ein gespenstisches Licht. Barnabas musste sein Gesicht mit den Händen schützen, sah aber dennoch, wie alles erleuchtet wurde. Die kärgliche Wand, die von einer dunklen Moosart bewachsen wurde, die er noch nie gesehen hatte. Die brennenden Kreaturen, der abnormal aussehende Rauch und das tümpelhafte Wasser. Das Getier krümmte sich und schrie, einige fielen von der Wand ab ins Wasser und vergingen dort sofort zu schwarzen Krümeln. Nicht lange und alle waren im Wasser gelandet und Barnabas atmete mühsam in der stickigen Luft auf. Es war tatsächlich geschafft. Auch das Feuer war bereits wieder erloschen. Er nahm seine Fackel, leuchtete alles aus und bald traute er sich den Spiegel weg zu stecken und mit eigenen Augen zu sehen, dass der Brunnen wieder in Ordnung war. Von den Ungetümen war nichts mehr zu sehen, genauso wenig von ihren Eiern. Es war geschafft. »Zieht mich hoch!«, schrie er schrill und beinahe sofort setzte sich der Eimer in Bewegung.

Die unendlich langsam wirkende Fahrt nach oben, kämpfte Barnabas dagegen an, das Bewusstsein zu verlieren. Als ihn die Sonne küsste, kletterte er wie im Traum über den Rand des Brunnens und kam zitternd auf die Beine. Er nahm die Leute um sich herum kaum noch wahr, erkannte dann schließlich den alten Ritter und sagte: »Das Wasser ist

wieder rein!«

Dann sackte er weg und fiel in einen tiefen, schwarzen Schlaf.

Arkadius war wieder mit den Männern des Fürsten im Wald unterwegs. Er ging wieder zu Fuß, denn sein Pferd war in der letzten Nacht gestorben. Er fühlte sich seltsam leer und noch älter als sonst. Daher klammerte er sich an seine Aufgabe, um nicht wie ein schwaches Weib in Tränen auszubrechen.

Sie suchten erneut nach der Räuberbande, diesmal aber in entgegengesetzter Richtung als beim letzten Mal. Arkadius beobachtete die runzeligen Baumstämme, die saftig grünen Baumkronen und seine Männer, diese dort Ausschau nach den Verbrechern hielten. Aber dennoch bekam er Gedanken, die er nicht haben durfte. Denn er zweifelte an Gott. Er hatte noch nie an Gott gezweifelt, nicht nach den schlimmsten Schlachten, nicht einmal, als sein geliebtes Weib verstorben war.

Doch diesmal war es anders. Irgendwie war dieser Platz vom Herrn verlassen. Wie konnte er das zulassen? Dieser hässliche Quacksalber hatte sich in den Brunnen abgelassen und mittlerweile war er wieder auf den Beinen und hatte erzählt, was für Ungetüme dort unten hausten. Wie konnten sich diese schrecklichen Kreaturen dort einnisten? Warum bedurfte es erst eines Scharlatans, der zugegebenermaßen mutig war, um sie zu beseitigen? Und warum ging es den Leuten immer noch nicht gut? Die schlimme Übelkeit ließ nach, aber bei den meisten waren Kopfschmerzen und Alpträume immer noch vorhanden. Das Schlimmste war, dass jetzt der Schmied, für ihn der wichtigste Mann des Ortes, sichtlich abbaute. Vorher war er nur faul und träge gewesen aber nun war er krank, richtig krank. Er aß nicht mehr, hatte Schweißperlen auf der Stirn, hatte nur manchmal lichte Momente und redete sonst

wirres Zeug und war schwach wie ein Kind, trotz seiner Körpergröße und Körperfülle. Es schien von dem einen auf den anderen Tag gekommen zu sein, gerade nachdem die Basilisken beseitigt worden waren. Und es war ja nicht so, dass es nicht genug Gnade Gottes für richtige Menschen gab, die sich an den Herren wandten. Die Dorfbewohner beteten hin und wieder, er hatte sogar den Wunderheiler beten sehen, er selbst tat es regelmäßig und eine wahrhaftige Nonne unterstützte alle mit ihrer Hingabe. Nein, hier stimmt etwas nicht. Vielleicht war es nur eine riesige Prüfung für sie, ein Stein des Sisyphus. Aber vielleicht trieb hier auch Gottseibeius sein Unwesen, wie es manche im Dorf vermuteten.

Arkadius hatte vor nichts Angst. Und wenn doch, dann konnte er sie überwinden. Er würde es mit stärkeren und schnelleren und jüngeren Gegnern aufnehmen. Ja, er würde sogar gegen Wölfe und Bären kämpfen, wenn es sein musste. Aber wie wollte man den leibhaftigen Teufel bezwingen, falls er das Dorf heimsuchte? Nun, vielleicht war es auch nur eine Stufe kleiner. Irgend eine Hexe, die sich tarnte und die Menschen und ihre Köpfe vergiftete. Da wüsste Arkadius, was man tun musste. Aber dazu musste man sie erst einmal finden. Genauso, wie diese vermaledeiten Räuber, die sich in diesem friedhofsruhigen Sommerwald versteckten.

Ein Aufschrei einer seiner Männer riss ihn aus seinen Gedanken. Der Bursche stand links von ihm auf einem Hügel und zeigte hinter diesen. Sein Gesicht verriet eine Mischung aus Ekel und Entsetzen und er rief die anderen herbei. Äste knackten, Füße trampelten und alle sammelten sich bei ihm und zogen ihre Schwerter und anderen Waffen.

Arkadius schob sich schnaufend voran und rief: »Lasst mich sehen!«

Er trat vor seine Männer und sah eine kleine Mulde vor sich am Waldboden. Es war eine ganz normale Mulde, gefüllt mit Laub und alten Ästen und rundherum nur von zwei kleinen Bäumchen bewachsen. Aber sie war mit etwas gefüllt, was Arkadius in dieser Form auch noch nicht gesehen hatte. Dort lagen vielleicht ein bis zwei Dutzend Leichen. Es waren halbverhungerte Gestalten, mit knochigen Gesichtern und abgewetzter Kleidung. Einige hielten noch rostige Äxte und knorrige Stöcke in der Hand, mit denen sie wohl einmal unschuldige Reisende bedroht hatten. Denn Arkadius war sich sicher: das waren die Räuber! Er hielt Zwiesprache mit seinen Leuten und die bestätigten seinen ersten Eindruck. Sie erkannten sogar ein oder zwei von ihnen wieder, die schon früher um das Dorf herumgedruckt waren.

Aber niemand wusste, was hier geschehen war. Der Verwesung nach zu urteilen, waren die Leute schon ein paar Tage tot. Hier und da hatten sich Maden und Würmer eingeknistert, aber alles in allem waren sie noch in beinahe lebendigen Zustand, außer dass sie natürlich tot waren. Arkadius hielt die Luft an und drehte einige von ihnen um. Er suchte nach Wunden oder Verletzungen, konnte aber keine finden. Es war nicht zu erkennen, woran die Verbrecher gestorben waren. Er richtete sich auf und sah sich um. Irgendwie erwartete er, gerüstete Kämpfer auftauchen zu sehen, die die Räuber abgestochen hatten und nun auf sie lauerten. Aber hier war nichts, außer Bäumen, Laub und Wald.

Der Wald war so friedlich, wie er nur sein konnte. Außer,

dass dort das Problem, wegen welchem er angeheuert worden war, gelöst herumlag. Nun, vielleicht war das gar nicht schlecht. Er hatte seinen Auftrag erfüllt, ohne seine Finger schmutzig und sein Schwert blutig machen zu müssen. Keiner seine Leute war gestorben, sie konnten zufrieden sein. Dennoch gab es jetzt ein noch größeres Rätsel. Und zwar nicht mehr die Frage, wo sich die Räuber aufhielten und ob sie sie ohne Verluste besiegen konnten, sondern was mit ihnen geschehen war. Hatten Sie vielleicht auch von dem vergifteten Wasser getrunken? Lauerten in den Quellen der Wälder noch mehr Basilisken, die alles Leben töteten? Oder lauerte dort noch etwas ganz anderes, mit dem jetzt noch niemand rechnete? Die Stille des Waldes erschien auf einmal unheimlich, irgendwie fühlte sich Arkadius beobachtet. Nein, hier stimmte etwas nicht und es war Zeit ins Dorf zurückzukehren und Zwiesprache mit dem Fürsten zu halten.

Genau das taten sie auch und am späten Nachmittag saß Arkadius ein wenig müde am Tisch des Fürsten vor dem erloschenen Kamin. Der alte Kämpfer erzählte alles, was sie entdeckt hatten, der Fürst verzog dabei keine Miene. Arkadius fragte, ob er denn wüsste, was dort geschehen sein könnte. Aber Balthasar wusste es nicht. Doch die Neuigkeiten erfreuten ihn, war das Volk doch nun sicher die Bedrohung beseitigt. Er sagte, dass Arkadius vorerst noch hierbleiben und vor allem seine Belohnung für das Ergreifen der Räuber in Empfang nehmen solle. Er solle die Ausbildung fortsetzen und den Leute im Dorf erst einmal nichts von dem erzählen, was er gefunden hatte. Und selbstverständlich sollte er seine Männer anhalten das gleiche zu tun.

Arkadius war viel zu müde, um zu widersprechen oder eine Diskussion anzufangen. Er hielt nicht viel davon, etwas vor anderen zu verschweigen aber er würde es tun, schließlich war es seine Aufgabe. Und dennoch hatte er auch hier das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Balthasar wusste doch mehr, als er sagte. Was trieb er eigentlich immer bei diesen anderen Fürsten? Er konnte doch nicht ständig auf Brautschau sein, so viele junge heiratswillige Damen gab es auch nicht.

Arkadius bedankte sich, stand auf und ging nach draußen. Er würde von nun an die Augen mehr offenhalten und sich besser umsehen. Was hier nur los war, irgendwann würde er es merken und dann wüsste er vielleicht auch, was zu tun war.

Barnabas war schneller auf den Beinen als er gedacht hätte. Die Dorfbewohner hatten ihn auf seine Liege im Haus des Schmiedes geschleppt und dort hatte er den halben Tag geschlafen. Nachdem er wieder aufgewacht war, fühlte er sich gar nicht so schlecht. Er trank noch einen seiner Entgiftungstränke und ruhte sich dann bis zum nächsten Morgen aus. Die Leute ließen ihn auch in Ruhe, obwohl offenbar ab und an jemand vor dem Haus des Schmiedes stand und sich bei ihm bedanken wollte.

Irgendwie war er ja schon stolz auf sich. Ob sein alter Meister es gewagt hätte, sich in diesen Brunnen herabzulassen? Wohl kaum. Er hatte ihn kaum noch in Erinnerung aber er wusste, dass er nicht sehr stark und auch kein Mann der Tat gewesen war. Dafür konnte sich niemand mit seinem Intellekt und seiner Belesenheit messen. Tja, das einzige was nun noch davon übrig war, war der dicke Foliant. Dieser hatte nicht nur Barnabas das Leben gerettet, sondern wahrscheinlich allen im Dorf, denn nur durch die Rezepte darin war es möglich gewesen, die Bedrohung durch die Basilisken zu beseitigen.

Beinahe noch wichtiger, war die Hilfe der Nonne Eleonora. Das zauberhafte Geschöpf konnte lesen und es konnte auch mit Büchern umgehen; wenn es nicht so absurd wäre hätte er sie gerne als Assistentin dabei gehabt. Wobei, Assistentin, da hätte er noch ganz andere Wünsche, aber das würde nie passieren.

Dabei fühlte er sich heute ausgesprochen gut und das Verlangen, einer Frau auf dem Lager beizuwohnen war so stark wie schon ewig nicht mehr. Es musste eine Nebenwirkung entweder des Basilisken-Giftes oder einer der Tränke sein, die er genommen hatte. Das war

überhaupt etwas wunderbares. Seine Tränke wirkten! Offenbar lag es nicht nur am Rezept, sondern auch an den Zutaten. Die Kräuter hier schienen mehr Kraft zu haben als anderswo wobei es natürlich auch sein konnte, dass man sich fürchterlich vergriff und sich mit einer falschen Dosis umbrachte. Aber das würde ihm nicht passieren, dazu hatte er über die letzten Jahrzehnte genug Erfahrung gesammelt. Und nun wusste er, dass die Rezepte in seinem Buch auch noch großartig wirkten. Er musste sich unbedingt von Eleonora zeigen lassen, wie man besser las.

Er lag auf seinem Bett und starrte die Decke an. Da war noch eine Seite in ihm, die er zuvor kaum gekannt hatte. Den Menschen zu helfen hatte ihm Spaß gemacht und ihm das Herz erwärmt. Am Anfang war es ihm noch wie Zwang erschienen, sich in den Brunnen abzulassen. Aber jetzt, wo er draußen war und alle gerettet hatte und diese garstigen Kreaturen besiegt, da fühlte er sich einfach großartig und auf seltsame Weise befreit. Er erwartete nicht einmal eine Gegenleistung, das waren völlig neue Gedanken.

Und mit diesem Gedanken im Hinterkopf überlegte er, nun auch dem Schmied zu helfen. Denn diesem ging es wirklich dreckig. Er konnte sich nicht erklären, woran es lag, denn schließlich war das Wasser wieder sauber. Aber er wusste, was er gegen diese Schwäche und das aufkommende Fieber tun konnte. Seine guten Heiltränke, die würden auch dem Schmied helfen!

Er stand auf, streckte sich und suchte aus seinen Tränken die passenden heraus. Mit diesen in der Hand betrat er die Stube und wollte sich zum Hinterraum begeben, indem der Schmied seine Krankheit auskurieren wollte. Aber da kam die Frau des Schmiedes und hielt ihn auf.

»Geht nicht hinein, Barnabas. Er braucht Ruhe.«

Er nickte und drückte ihr wortlos die Tränke in die Hand. Sie würde wissen, was zu tun war, sie wusste alles, was in diesem Haus vor sich ging und hatte alles im Griff. Da braucht er sich keine Sorgen zu machen.

»Was schulde ich dir?«, fragte sie.

Er überlegte einen Moment. Eigentlich wäre es klar gewesen, Geld hierfür zu nehmen. Und es wäre auch sicher richtig gewesen, ihnen die Tränke einfach so zu überlassen, denn schließlich boten sie ihm ein Dach über dem Kopf während er hier war. Und helfen ohne Gegenleistung war sicher nichts schlechtes. Aber es gab ja auch noch andere Möglichkeiten der Bezahlung.

Er musterte die Frau des Schmiedes. Sie war weder groß oder klein, noch dünn oder dick und auch nichts Besonderes. Aber sie sah gesund aus und auch beweglich. Allein ihr Anblick sorgte dafür, dass sich zwischen seinen Beinen etwas regte. So geladen war er schon lange nicht mehr gewesen. Würde diese Frau ihn jetzt auf sein Zimmer zerren, würde sie sich nicht sonderlich anstrengen müssen um ihm die höchsten Wonnen zu bringen. Vielleicht wäre das ja eine Idee? Der Mann war krank und würde nichts merken, die Leute ließen das Haus in Ruhe, weil sie ihn sich doch erholen lassen wollten. Aber er wusste gar nichts über diese Frau und Ehebruch war ein schlimmes Vergehen. Wobei normalerweise nur die Frauen darunter zu leiden hatten. Aber er wollte nicht dafür verantwortlich sein, dass die Frau des Schmiedes verjagt oder ausgepeitscht würde.

»Und?«, fragte sie. Er merkte, dass er sie lange angestarrt hatte ohne etwas zu sagen. Deutete sich da ein Lächeln an? Er würde es einfach wagen.

»Ich werde kein Geld von euch nehmen, gute Frau. Du und dein Mann hier gebt mir Obhut und versorgt mich mit köstlichen Mahlzeiten, das reicht fürs erste. Aber wie du sicher weißt, bin ich schon lange alleine unterwegs und ein einsames Herz sucht bisweilen ein anderes. Vielleicht gibt es ja eine Möglichkeit, dass diese zwei Herzen hier für einen Moment zusammenfinden? Nur etwas einmaliges, von dem niemand etwas erfahren muss. Ein wenig Freude in einen grauen Tag bringen, verstehst du?«

Die Frau des Schmiedes sah ihn an. Erst konnte er ihren Blick nicht deuten, dann wuchs das sanfte Lächeln um ihren Mund noch an. Sie sahen sich in die Augen und er hatte wirklich Hoffnung, dass er hier einmal einen Glückstreffer gelandet hatte. Womöglich war die Frau genauso einsam wie er. Der Festochse von einem Mann konnte ja kaum noch laufen, das Spiel der Eheleute brachte er sicher nicht mehr. Und wenn doch, dann würde er sie dabei sicherlich halb zerquetschen. Vielleicht sehnte sie sich nach jemandem, der fitter und lebendiger war. Er lächelte sie an. Aber bevor sie etwas sagen konnte hörte er eine zornige Stimme aus dem Hintergrund.

»Was muss ich da hören?«

Es war der Schmied. Ein kleiner Hustenanfall folgte der Frage, aber er hatte sich schnell wieder zusammen gerissen. Dann stürmte er wie ein Schlachtross beladen mit einem übergewichtigen Ritter in den Raum. Er schnaufte und der Rotz lief aus seiner Nase. Offenbar musste er all seine verbliebene Kraft zusammennehmen, um sich auf Barnabas zu bewegen. Und das in einer Geschwindigkeit, die der Exorzist ihm überhaupt nicht zugetraut hätte. Die Frau des Schmiedes verschwand im Nebenraum und

Barnabas wollte panisch fliehen, aber da hatte der Schmied ihn schon an der Schulter gepackt.

Barnabas riss die Hände vors Gesicht und kniff die Augen zusammen. Er war noch nie ein großer Kämpfer gewesen und gegen dieses Ungetüm würde er keine Chance haben, egal wie geschwächt es war. Und schon spürte er eine dicke fleischige Faust in seinen Magen hämmern. Die Luft blieb ihm weg und er hatte das Gefühl seine Eingeweide wollten seine Speiseröhre hoch kriechen. Er sackte auf die Knie und röchelte.

Zum Glück ließ es der Schmied dabei bewenden und kroch zurück auf sein Lager. Offenbar war die Sache damit für ihn erledigt, und für seine Frau auch. Damit auch für Barnabas, der hustend versuchte, sich wieder aufzurichten. Da hatte er einmal Glück und dann tauchte der beinahe Todgeweihte natürlich an der Tür auf und erwischte ihn bei seinem Vorschlag! Nein, er war wirklich nicht von Glück verfolgt, was das anging.

Langsam humpelte er nach draußen, strich über den Platz und verließ dann das Dorf um ein wenig am Waldrand spazieren zu gehen. Niemand hatte ihn gesehen, der Schmerz ließ langsam nach, die Luft war gut und seinen Laune hob sich langsam wieder. Er hatte den Hieb ja verdient, das gab er zu. Aber dachte denn niemand an ihn, mit seiner Rübennase? Offensichtlich nicht.

Er strich mit den Händen über Gräser, spürte die warme Luft im Gesicht und lauschte dem Gesang der Vögel. Es war doch wieder ein schöner Tag. Wenn er doch nur wüsste, was die Leute immer noch so quälte. Die Basilisken alleine konnten es nicht gewesen sein, denn Kopfschmerzen und

Alträume wollten offenbar nicht abklingen. Er beschloss, über die Felder in Richtung des Wehrturmes zu wandern und den Kämpfern ein wenig zuzusehen. Er hielt sich im Hintergrund, sodass sie ihn gar nicht zu bemerken schienen und genoss es, dass sie litten und schwitzten, während er sich er am Rande gemütlich machen konnte.

Man mochte von diesem faltigen Ritter halten was man wollte, aber er wusste was er tat. Diese Bauerntölpel kämpften wirklich nicht schlecht, in einem echten Kampf hätte er nicht darauf gewettet, wer gewinnen möge, sie oder ihr Gegner. Wenn man sie jetzt noch anständig ausrüsten würde, würden sie eine hervorragende Leibwache oder ähnliches abgeben. Aber da fehlte doch einer. Dieser breitschultrige Riese, keine Ahnung wo der war.

Nach einiger Zeit wurde es Barnabas langweilig und der Magen knurrte. So begab es sich mitten durch das Dorf auf den Rückweg zum Haus des Schmiedes. Da kam ihm der eben gesuchte Kämpfer entgegen. Er trug das frisch geflickte Kettenhemd des Ritters und als er Barnabas erblickte, verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse. Er ließ das Kettenhemd fallen und stürmte auf ihn zu, als ob dieser ihm all sein Geld gestohlen hatte.

Barnabas zuckte zusammen. Nicht schon wieder! Er drehte sich um und rannte los, hatte aber gegen den jungen Burschen keine Chance. Dieser hatte ihn nach wenigen Schritten erreicht, hielt ihn an der Schulter fest und riss ihn herum. Mit dem Gesicht eines wütenden Kampfhundes lachte er ihn an: »Lass die Finger von anderer Leute Frauen!«, grunzte er und verpasste Barnabas einen saftigen Schwinger mitten ins Gesicht.

Er hatte nicht einmal Zeit, die Fäuste zu heben und es riss ihn einfach auf den Boden in den Dreck. Hustend hielt er sich das Gesicht und merkte, dass ihm Blut über die Hand lief.

Zum Glück hatte sein Angreifer direkt von ihm abgelassen, holte das Kettenhemd und machte sich, nicht ohne einen bösen Blick auf Barnabas zu werfen, zurück auf den Weg zu seinen kämpfenden Kumpanen.

Hoffentlich machte Barnabas Versuch nicht im Dorf die Runde, sonst würde er sich wahrscheinlich noch mehrere fangen. Die Leute hier waren aber auch empfindlich! Er stand auf, tastete seine geschwollene Nase ab und schluckte die letzten Blutreste herunter. Dann kroch er mehr zurück in sein Quartier, als dass er lief. Er würde sich jetzt erst einmal ausruhen, das brauchte er. Und einen Krug Bier, den er sich noch vorher auf Zehenspitzen aus der Küche holte.

Eleonora lag auf ihrem Lager und starrte die Decke an. Sie war unzufrieden, denn sie taten so viel, um den Leuten im Dorf zu helfen. Dennoch schien es so, dass jedes Mal, wenn sie etwas versuchten, etwas Neues am Horizont erschien um Ihnen den Tag schwer zu machen. Trotz Gebete waren die Leute müde und hatten Kopfschmerzen. Alpträume plagten auch sie, selbst wenn sie sich am nächsten Morgen nicht mehr erinnern konnte. Sie fühlte sich zunehmend schwächer obwohl sie wenig Schlaf vom Kloster gewohnt war. Selbst dass sie das Wasser gereinigt hatten, beseitigte nur das größte Grauen. Die Menschen hatten keine grünen Gesichter mehr, sie konnten wieder laufen, aber von wirklicher Gesundheit waren sie noch lange entfernt. Nein, hier stimmte noch längst nicht alles, aber sie wusste nicht, wie sie herausfinden sollte, was.

Im Grunde genommen hatte sie versagt. Sie hatte noch nicht einmal herausgefunden, wer die Heiden in diesem Dorf waren, geschweige denn sie zum rechten Glauben zu bekehren. Nur wenige Leute sprachen überhaupt mit ihr, die meisten gingen ihr aus dem Weg oder änderten die Richtung, wenn sie ihnen entgegenkam. Sie hatte weder von der verschwundenen Oberschwester noch von ihrem Kloster Nachricht erhalten und noch niemand hatte hier irgendetwas über den Mönch erzählt, weswegen sie eigentlich hergekommen war. Im Grunde stand sie immer noch ganz am Anfang, wo sie nichts tat außer beten und helfen.

Da hörte sie, wie sie von draußen jemand rief. Sie stand auf, durchschritt das kleine, erdig-blumig duftende Häuschen der Kräuterfrau und trat an die Tür. Der Schneider stand vor ihr. Dünn wie eh und je, ein wenig verlottert, obwohl er ja

eigentlich die beste Kleidung im Dorf haben sollte, und immer noch ein wenig bleich im Gesicht. Er schaute sie nicht direkt an, sondern sah auf den Boden vor ihr.

»Werte Frau Gottes, ich möchte bei dir um Verzeihung bitten.«

»Verzeihung?«

»Ja, dass ich so ein ungläubiger Narr war. Du und auch Barnabas, ihr habt nur Gutes im Sinn. Ihr betet für uns und habt dieses garstige Getier aus dem Brunnen entfernt. Und ich habe ihn noch beschuldigt, die Leute zu vergiften! Ich schäme mich dafür.

Und an dir, ja, an dir habe ich auch gezweifelt. Es gibt auch noch andere im Dorf, bei denen das immer noch so ist, aber sie sind verrückt. Hörst nicht auf sie!«

Eleonora schwieg, denn sie wusste gar nicht was sie dazu sagen sollte. Dass die Leute im Dorf so wenig von ihr oder Barnabas hielten, das hätte sie nun auch nicht gedacht. Nun ja, wenigstens schien sich der Schneider jetzt eines Besseren zu besinnen. Vielleicht ließ Gott doch endlich ein Licht von oben leuchten.

»Und ich muss dir noch etwas sagen«, fuhr der Schneider fort. »Ich weiß, dass du nach einem deiner Brüdermönche suchst. Und niemand wollte etwas sagen, aber ... Lass uns doch hineingehen.«

Jetzt war Eleonora hellhörig, sie trat zur Seite und lud den Schneider in ihr Gast-Zuhause ein.

Als sie drinnen waren ging er mit ihr in eine Ecke und sprach leise weiter.

»Eigentlich redet ja niemand darüber, aber ich muss es einfach loswerden. Ich kann nicht sagen, wie es genau passiert ist, aber es ist leider geschehen und es ist eine

große Sünde.

Der Gottesmann ist leider tot. Eines Nachts ist er verstorben und wir haben ihn leise und heimlich auf dem Friedhof vergraben. Und sein Mitmönch, der auch hier war, ist schon am Abend zuvor in den Wald gegangen und nicht wieder gekehrt.

Im Wald, da geht der Teufel um, da bin ich mir sicher, die Ereignisse der letzten Wochen zeigen, dass er mittlerweile auch im Dorf angekommen ist. Daher bin ich so dankbar, dass nun eine Nonne hier ist, die uns beistehen wird, ebenso wie ein Exorzist.«

Eleonora staunte mit halb geöffnetem Mund und hörte weiter zu.

»Eigentlich hätten wir es nicht besser treffen können und ich war so verblendet, dass ich dich das nicht gesehen habe. Doch eure Taten eure Tränke und eure Gebete haben mir die Augen geöffnet. Ach es tut so gut, sich das einmal von der Seele geredet zu haben. Es tut mir so leid um euren Bruder, geht doch zum Friedhof und betet für ihn, das wird ihm helfen. Aber ich bitte euch guten Menschen.« Er trat ganz nah an sie heran und redete noch leiser. »Sagt niemandem, dass ihr es von mir habt. Es gibt einige im Dorf, die mir das sehr übel nehmen würden aber ich muss es einfach tun.«

Und dann huschte er aus dem Haus und Eleonora stand mit dieser erschreckenden Nachricht alleine da.

Es half kein Gebet und auch kein nachdenken, sie musste das alles mit jemandem teilen. Und da blieb nur Barnabas. So eilte Eleonora über den Platz in das Haus des Schmiedes und schaffte es gerade noch anzuklopfen, anstatt in sein Quartier hinein zu stürmen. Er öffnete die Tür nur einen

Spalt breit und lugte hindurch.

»Kann ich hereinkommen?«, fragte sie.

»Na ja, es ist vielleicht etwas ungünstig.«

»Aber es ist wichtig!«

»Nun gut ...«

Barnabas öffnete die Tür und Eleonora erschrak. Sein Auge war dunkelblau, als sei er von einem Wildschwein über den Haufen gerannt worden.

»Frag nicht, was geschehen ist«, sagte er und winkte ab.

Sie hielt sich daran, denn sie hatte wichtigeres zu berichten.

In kurzen Worten schilderte sie ihm, was der Schneider erzählt hatte. Barnabas kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus und ihm klappte regelrecht der Kiefer herunter. Er hatte nicht einmal gewusst, dass hier Mönche verschwunden waren aber er sagte, dass es ihn nicht sonderlich überrasche bei den Gegebenheiten in letzter Zeit in diesem Ort.

Sie waren sich einig, dass sie die Sache weiter untersuchen mussten. Sie überlegten, den Fürst zu befragen, aber der hatte sicher wichtigeres zu tun, denn er war ständig auf Reisen. Bevor sie irgendetwas anderen fragen wollten, wollten sie sich erst ein Bild machen, ob der Schneider bewusst oder unbewusst die Wahrheit gesprochen hatte und vor allem sich am Grabe des Mönches dessen Unversehrtheit versichern, damit er friedlich bei Gott sein konnte. Und selbstverständlich würden sie beten.

Sie durchschritten das leere Dorf und traten auf der anderen Seite hinaus in das Dickicht eines lichten Waldes. Nur wenige Schritte dahinter befand sich der Friedhof. Eleonora war erst einmal kurz dort gewesen, es handelt es

sich um nichts weiter als eine grob freigeschlagene Lichtung hinter dem Dorf, auf der einige Holzkreuze mit Namen drauf standen. Als er den Friedhof schon fast erreicht hatten, blieb Barnabas stehen.

Eleonora sah ihn an, aber er sagte nichts. »Was ist los?«

»Nun ja, müssen wir das wirklich machen?«

»Was müssen wir machen?«

»Nun, auf diesen Friedhof gehen. Können wir nicht von Zuhause für euren Bruder beten?«

Eleonora fasste es nicht. Der Exorzist hatte Angst! Angst, auf den Friedhof zu gehen.«

»Barnabas, Gott ist mit uns. Wir können bedenkenlos auf diesen Friedhof gehen und für die Seelen der Toten beten.«

Barnabas sagte nichts, aber er nickte unmerklich und ging dann wie von einem starken Wind behindert langsam weiter. Eleonora ging mit ihm und wunderte sich innerlich. Dieser Mann beschäftigte sich schon seit ganzes Leben mit Krankheiten und Dämonen. Und er trieb Leuten den Teufel aus, was an sich schon eine der mutigsten Tätigkeiten war, die sie kannte. Dann traute er sich nicht, auf einen Friedhof zu gehen? Man hatte ihr ja gesagt, dass die Leute außerhalb des Klosters sehr abergläubisch und gottlos seien, aber bei Barnabas hätte sie es nun nicht erwartet.

Sie betraten den Friedhof und schritten über weiche Erde. Barnabas war ganz weiß im Gesicht, aber gemeinsam suchten sie die Kreuze nach einem Hinweis auf den verstorbenen Mönch ab. Überall waren Namen zu sehen, die Holzkreuze waren schon sehr verwittert. Aber am hintersten Ende ganz links, befand sich ein Kreuz, das bestenfalls ein paar Wochen dort stehen konnte. Es war kein Name eingraviert und auch die Erde unter ihm war

noch nicht wieder zugewachsen. Ja, das musste die Stelle sein. Hier lag der arme Mönch begraben. Sie stellten sich links und rechts auf und schlugen ein Kreuz. Es war still, nur der Wind wehte durch die Blätter der vereinzelt um sie herumstehenden Bäume und so war eine ganz friedliche Stimmung entstanden und Eleonora spürte beinahe die Anwesenheit Gottes. Sie fingen mit einem Vaterunser an und senken die Köpfe. Doch plötzlich hob Barnabas die Hand. Er blickte auf, drehte den Kopf und sah sie dann an. »Was war das?« »Was hast du gehört?« »Ich weiß es nicht, ein undefinierbares Rumpeln, ein wenig wie ein Wildschwein das über den Boden schabt.« Sie sahen sich um und lauschen, aber es war nichts zu hören. Sie einigten sich darauf, weiter zu beten und begann das Vaterunser von vorne. Aber schon nachdem sie das Maria ausgesprochen hatten, gab es wieder das sonderbare Geräusch. Diesmal hörte Eleonora es auch. Sie stoppten erneut und sahen sich um, aber es war wieder nichts zu sehen. Dabei hatten sie es sogar gespürt! Jetzt wurde er in es hier auch etwas mulmig, aber sie vertraute darauf, dass Gott über sie wachen würde. Sie begannen ihr Vaterunser erneut und dann erkannten sie, was da nicht stimmte: die Erde über dem Grab des Mönches hatte sich bewegt! Eleonora zog sich der Hals zusammen und sie konnte kaum atmen. Barnabas war weiß wie Schnee im tiefsten Winter und musste sichtlich kämpfen, nicht davon zu rennen. Wahrscheinlich blieb er nur, weil sie anwesend war und er sich keine Blöße vor einer Nonne geben wollte.

»Was war das?«, flüsterte Barnabas fast tonlos.

»Ich weiß es nicht«, krächzte Eleonora und räusperte sich. Sie zwang sich ruhig zu atmen.

»Die Erde über dem Grab hatte sich bewegt«, stellte sie dann einfach fest.

Ein kurz Moment wussten sie nicht, was sie tun sollten und warteten. Nichts geschah mehr. Vielleicht war es doch nur Einbildung gewesen.

»Lass uns beten!«, sagte Eleonora und faltete die Hände. Barnabas schluckte und faltete seine Hände ebenfalls, aber es war völlig klar, dass er von der Idee nicht ganz angetan war.

Erneut ertönten die ersten Worte des Vaterunser. Und erneut bewegte sich die Erde unter dem Holzkreuz des Grabes des Mönches. Diesmal trat Barnabas einen Schritt zurück und Eleonora glaubte, Zähneklappern zu hören. Doch auch sie war drauf und dran, zurück zu weichen.

Stattdessen bekreuzigte sie sich mehrfach. Da hatte sie eine Idee, die dem ganzen seinen Schrecken nahm.

Sie starrte Barnabas mit festem Blick an. »Was ist, wenn er noch lebt?«

Barnabas blickte stumpf zurück, dann mischte sich in die Angst ein wenig Erleichterung. »Ja, es könnte sein, aber noch nach so langer Zeit?«

»Wie auch immer, müssen etwas tun, rief sie und eilte los um nach einem Spaten zu suchen. Schnell hatte sie einen am Eingang des Friedhofs gefunden und eilte mit ihm zum Grabe. Barnabas erkannte, was sie vorhatte, zögerte einige Momente und dann nahm er ihr den Spaten ab. Das war vielleicht keine schlechte Idee, denn er war viel stärker und hatte vermutlich auch schon häufiger gegraben als sie.

Sie ging auf die Knie und rief in die Erde hinein: »Halte durch Bruder, wir holen dich heraus!«

Barnabas grub und grub und nach kurzer Zeit stieß er auf etwas. Mit den Händen schaufelten sie so schnell und so vorsichtig es ging die Erde zur Seite, die erstaunlich locker war. Ja, es war eine Hand. Sie war nicht verwest. Aber wirklich lebendig sah sie auch nicht aus. Doch hatte sie nicht gezuckt?

»Er, er lebt wohl tatsächlich noch ...«, sagte Barnabas, der um sein Gleichgewicht kämpfen musste. Dann fing er sich und grub so schnell er konnte weiter, ohne den in der Erde liegenden dabei verletzen zu wollen. Eleonora half mit den Händen mit und bald war der Oberkörper und der Kopf des Begrabenen beinahe freigelegt. Dann geschah etwas. Der Tote Mönch schüttelte sich, sodass die Erde von ihm herunter flog. Und Eleonora und Barnabas gefror das Blut in den Adern. Denn dieser Mönch konnte nicht mehr lebendig sein. Die Hälfte seines Hinterkopfes fehlte und dort, wo diese gewesen war befand sich nur noch ein verkrusteter Klumpen aus geronnenem Blut und Haaren. Das Gesicht war teilweise bereits von Würmern zerfressen doch bewegten sich seine Augen hin und her und blickten abwechselnd die Nonne und den Exorzisten an. In seinem Mund hatte er ein Stück seiner Kleidung und kaute darauf herum. Gräuliche Zähne über verfaultem Zahnfleisch grinsten die beiden an.

»Ein Nachzehrer!«, rief Barnabas und stolperte mehrere Schritte zurück um mit den Hintern auf einem Grab zu landen. Diesmal wich auch Eleonora Kreuze schlagend zurück. Es war tatsächlich ein Nachzehrer. Jemand, der gestorben war, aber nicht in das Himmelreich eingegangen.

Verdammt, auf der Erde zu bleiben und seinen ehemaligen Freunden die Kraft zu rauben, indem er auf etwas herumkaute. Er saugte ihnen die Lebensenergie regelrecht aus, dabei musste er nicht einmal in der Nähe derjenigen sein, die er als Opfer auserkoren hatte.

Nachzehrter waren für Eleonora etwas, was sie als Aberglaube und Folklore abgetan hatte. Etwas, das es im Reich Gottes nicht gab. Doch nun lag es vor ihnen. Es konnte nichts anderes sein. Dieser Mönch war tot. Die Würmer hatten ihn schon halb zerfressen. Dennoch bewegte er sich und er kaute auf einem Stück Tuch herum. Ja, es war ein Nachzehrter, das ließ sich nicht abstreiten. Eleonora vergaß zu beten.

Ein nicht bekanntes Feuer brannte in ihr und sie sahn den am Boden zitternden Barnabas an. »Wir müssen etwas tun!«, sagte sie mit bebender Stimme.

Barnabas blickte sie nur leer an.

»Steh auf, Barnabas wir müssen etwas tun. Dieses etwas raubt den Leuten die Kraft! Deswegen sind die Leute im Dorf so schwach, deswegen läuft so vieles schief!«

Barnabas war zwar immer noch bleich, aber er schickte sich an aufzustehen. Er schwankte und bewegte sich so langsam, dass sie ihn am liebsten hochzerren wollte, aber irgendwann hatte er es geschafft.

Dann bemerkte Eleonora dass sie gar nicht wusste, was sie tun sollten, während das grauenvolle Wesen, das einmal ein Mönch gewesen war, sie leer anstarrte.

»Kennst du ein Mittel gegen Nachzehrter, Barnabas? Vielleicht von deinem alten Meister?«

Er konzentrierte sich, um seine Angst zu überwinden und überlegte. Schließlich hob er den Finger an den Mund.

»Nun, nicht direkt, aber ich weiß, dass im Buch etwas steht. Doch ich weiß auch, dass es in den alten Geschichten immer hieß, dass tote, die nicht tot sind, durchbohrt werden müssen, um ihre Macht zu bannen. Zumindest fürs erste. So lass uns den Nachzehrer durchbohren und dann sind wir vielleicht aufs erste sicher. Schließlich müssen wir in der Weisheit der Ahnen suchen, was wir noch tun können.«

»Dann lass uns keine Zeit verlieren!«, sagte Eleonora und suchte nach einem langen spitzen Stock. Barnabas half ihr und sie merkte, wie neues Leben und neuer Mut in ihn zurückkehrte.

Sie vermieden, das Grab mit dem widerlichen Kauenden Etwas anzusehen und durchkämmten den Wald um den Friedhof. Schnell hatten sie zwei Äste gefunden, die gut geeignet waren. Sie entfernten den ein oder anderen Zweig und hatten bald zwei provisorische Pfähle mit Spitzen, sie verwenden konnten.

Sie zögerten einen Moment, dann sahen sie sich an und nickten sich zu. Vorsichtig näherten sie sich dem geöffneten Grab und je näher sie kamen, desto mehr merkten sie, wie die Kräfte schwanden. Es war, als hätte man einige Tage nicht geschlafen und nichts gegessen. Der Ast wurde immer schwerer die Konzentration schwand. Dieser Nachzehrer war mächtig! Und er merkte, dass sie es auf ihn abgesehen hatten und richtete daher wohl seine ganze unheilige Kraft auf sie.

Schwankend und in immer kleiner werdenden Schritten traten sie an das Grab heran. Dann hoben sie mit letzter Kraft die Pfähle. Eleonora sah noch einmal auf das Widernatürliche unter ihnen herab. Es war tatsächlich

einmal ein Mönch gewesen. Er trug noch seine zerrissene Kutte. Aber dieser Blick aus dem halben Schädel, das war nicht der Blick eines heiligen Mannes. Das war der pure Hass und die pure Bosheit. Zeitgleich und aus vollem Herzen stießen Barnabas und Eleonora zu. Beide Pfähle trieben sie unter einem Knirschen keuchend tief in den Brustkorb des Nachzehrers. Sie hatten trotz ihrer Schwäche so fest gedrückt, dass die Spitze der Pfähle auf der anderen Seite durch den Körper durchdrang und sich noch einige Finger breit in die Erde bohrte. Der Nachzehrer schrie tonlos und hörte auf, an seinem Gewand zu kauen. Sofort merkten Barnabas und Eleonora wie ihre Kraft zurückkehrte. Nicht vollständig, aber zumindest zum Großteil. Die Macht des Nachzehrers zwar vielleicht nicht gebrochen, aber zumindest geschwächt. Und bald würden sie das Elend ganz beseitigt haben.

So schnell sie laufen konnten, verließen sie den Friedhof und ließen den aufgespießten Nachzehrer dort liegen. Sie eilten keuchend durch das Dorf und Eleonora hatte den Impuls, Barnabas an der Hand zu nehmen. Doch Das geizte sich nun wirklich nicht. Schnell betraten sie sein Quartier und durchsuchten mit zitternden Händen und immer noch nach Kraft ringend nach der richtigen Seite im Buch.

Es dauerte nicht allzu lange und sie hatten eine Stelle, die sich ausschließlich den Nachzehrern widmete. Barnabas seufzte, denn das, was er im Gedächtnis gehabt hatte, war richtig gewesen. Man musste einen Nachzehrer erst durchbohren und anschließend mit einer großen Menge Weihwasser übergießen. Anschließend sollte man noch 99 Vaterunser sprechen, um auch die letzte Kraft aus der

unheiligen Kreatur zu vertreiben und die Seele schließlich zu Gott zu führen.

Da hörten sie einen Schrei. Er kam aus dem Hauptraum des Schmiedehauses und am anschließenden Wimmern erkannten sie, dass es der Schmied war. Sie gingen hinein und sahen den großen, fetten Mann, der durch den Raum wankte und auf seine Knie sackte.

»Helft mir!«, rief er und Blut lief aus seinem Mund. Er hustete und seine schwarz geränderten Augen schlossen sich. Dann sackte er nach vorne und landete mit dem Gesicht auf dem Boden.

»Das war das Werk des Nachzehrers! Schnell, Barnabas, wir müssen uns eilen, das Ungetüm hat es auf den Schmied abgesehen. Er ist wohl das Hauptziel, denn er baute von Tag zu Tag am meisten ab.«

»Ich hole Wasser!«, rief Barnabas und rannte aus der Schmiede. Kurz darauf kehrte er mit einem Eimer zurück. Eleonora ignorierte ihr Herzklopfen und konzentrierte sich. So schnell und doch so achtsam wie sie konnte, sprach sie dieses Wasser heilig.

Im Hintergrund röchelte der Schmied, aber sie konnte sich nicht beeilen, da das Wasser sonst nicht echtes Weihwasser werden würde. Sorgfalt und Gottesfurcht waren oberste Pflicht, sonst würde es misslingen. Die Frau des Schmiedes hatte bereits Hilfe gerufen und hielt die Hand ihres Mannes, während einige Dorfbewohner besorgt hereinstürmten. Barnabas tanzte von einem Bein aufs andere, während er Eleonora zusah. Aber auch er schien leise zu beten. Schließlich war die Prozedur beendet und gemeinsam mit dem Eimer Weihwasser verließen sie das Haus des Schmiedes.

Sie rannten so schnell sie konnten, ohne das Wasser zu verschütten zurück zum Friedhof. Der Nachzehrer war immer noch da, aber es schien, dass sich die Pfähle schon etwas gelockert hatten. Böse sah er sie an und er kaute so schnell er konnte auf seinem Gewand. Es befiel sie wieder eine Schwäche und die Arme fingen an zu zittern. Beinahe hätte sie den Eimer fallen lassen, doch Barnabas übernahm ihn. Bleich wie der Tod schwankte er zum Grab und goss das Weihwasser langsam und gleichmäßig über dem nicht toten Mönch aus. Eleonora trat keuchend dazu und sank auf die Knie. Sofort fing sie an Vaterunser zu beten. Der Nachzehrer zuckte und rollte mit den Augen. Doch nach wenigen Augenblicken war alles vorbei und er blieb still dort liegen.

Barnabas kniete sich gegenüber von Eleonora hin und betete mit ihr die Vaterunser. Sie versuchten an nichts anderes zu denken als die Anzahl, die sie schon geschafft hatten. Doch immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem armen Mönch zurück, der dieses Geschöpf vor ihr einmal gewesen war. Sie hoffte, dass ihre Gebete seine Seele nun zu Gott führen würden.

Eleonora wandelte über den Dorfplatz. Es war ein wunderschöner Nachmittag, ruhig und friedlich und wieder einmal ließ sich niemand auf den Straßen sehen. Die meisten ruhten sich aus, denn bei vielen war der gute Schlaf zurückgekehrt. Offenbar hatte der Nachzehrer doch mehr Leute beeinflusst als gedacht. Am tiefsten und längsten aber schlief Barnabas, der die Schrecken des vorigen Abends erst einmal verkraften musste.

Eleonora war überrascht, wie gut sie mit dem Vorfall am Friedhof zurechtgekommen war. Ja, die Erinnerung an den zu einem grässlichen Ungetüm veränderten Mönch war schrecklich, aber irgendwie gaben die Gebete und Gott ihr Kraft. Immerhin hatten sie die Seele des armen Mannes gerettet. Und vielleicht das Leben vieler Dorfbewohner. Es gab ein warmes Herz, endlich nützlich zu sein und so war sie am Morgen nach einer kurzen aber erfrischenden Nacht voller Energie aufgewacht und hatte erst einmal für das Dorf gebetet.

Dann war sie herumgegangen, hatte mit einigen Bauern gesprochen und sich über ihr Wohlergehen erkundet, versprengte Dankbarkeit erhalten und anschließend noch nach dem Schmied geschaut. Diesem ging es deutlich besser, so als hätte der Nachzehrer es hauptsächlich auf ihn abgesehen gehabt. Und vielleicht hatte er das auch, man konnte ihn aber nicht mehr fragen. Und den Schmied selbst zu dieser Sache auszuquetschen, das hatte sich Eleonora nicht getraut. Schließlich war der Mann noch schwach und sie wollte niemanden mit unangenehmen Fragen belästigen.

Dennoch blieben da so einige. Warum war der Mönch gestorben? Warum war sein Mitbruder verrückt geworden?

Warum schwiegen alle dazu? Der einzige, der bisher etwas gesagt hatte, war der Schneider. Und selbst jetzt, nachdem sie das Dorf womöglich gerettet hatten, bestand die Mauer des Schweigens immer noch. Aber die Leute waren offener geworden. Sie wusste, von Tag zu Tag würde es besser werden und vielleicht würden ihr irgendwann noch mehr Vertrauen und sie konnte besser mit ihrer Mission weitermachen. Denn diese Leute zu Gott zu führen, war immer noch eine große Aufgabe. Zwar hatte sie noch keine heidnischen Rituale beobachtet, aber sie hatte auch fast noch niemanden beten gesehen.

Dafür würde sie umso mehr beten, und diesmal war der Mönch an der Reihe, der gestern endlich seinen Frieden gefunden hatte. Es war noch einige Zeit bis zum Abendessen und so machte sie sich auf dem Weg zum Friedhof zum Grab des Elenden. Sie Schritt durch den lichten Wald, der von Holzkreuzen durchsetzt war und ganz im Gegensatz zum Vortag ging von diesem Ort nun wirklich ein Hauch des Friedens aus.

Doch da hörte sie Schritte. Sie drehte sich um und sah mehrere Bauern in hoher Geschwindigkeit auf sie zukommen. Es waren Leute, die sie zuvor fast noch nie gesehen hatte, ganz normale Bauern, deren Gesichter aber zum Teil unangenehm verzerrt wirken. Entweder hatten sie Schmerzen oder sie waren wütend oder beides. Sie waren so schnell an Sie herangetreten, dass sie gar nicht genug Zeit hatte zu reagieren. Sie umstellten sie in einem großen Halbkreis und starrten sie an. Eleonora rutschte das Herz unter den Rock. Was hatten sie vor?

Noch bevor sie sie fragen konnte, fing der, der in der Mitte stand und am grimmigsten guckte, zu reden an.

»Nonne, es ist Zeit zu gehen!«

Eleonora fühlte sich ganz klein und schwach antwortete aber mit fester Stimme. »Was meinst du?«

»Du musst unser Dorf verlassen.«

Ein anderer, der die Fäuste so geballt hatte, dass die Knöchel weiß wurden, ergriff das Wort.

»Ihr Mönche und Nonnen bringt uns nur Unglück! Seid ihr zu uns gekommen seid, folgt ein Unheil dem anderen.

Unsere Freunde werden krank, und Düsteres schleicht im Wald herum.«

Der erste sprach wieder. »Und jetzt holt ihr sogar die Toten aus der Anderswelt zurück! Zum Glück schützen uns Wotan und Freya, aber es reicht uns. Du musst gehen!«

Eleonora hatte nur Wotan und Freya gehört.

»Hängt ihr etwa den alten Göttern an?«

»Natürlich! So wie es unsere Vorfahren schon immer getan haben. Der Rest der Welt und ihr toter Gott kann uns gestohlen bleiben. Wir leben seit Generationen hier und niemals hat es uns an etwas gemangelt. Und kaum taucht ihr hier im Zeichen des Kreuzes auf, geht es allen schlecht.«

Damit hätte Eleonora nun wirklich nicht gerechnet, es gab noch richtige Heiden hier! Sie dachte immer, dass das etwas aus dem fernen Osten oder Norden sei, wo die alten Bräuche noch offen weiterlebten. Aber dass sich diese Gruppe Bauern hier offen vor ihr zu diesem Frevel bekannte, war schon ein starkes Stück.

Dies vervielfachte ihren Mut und sie sprach lauter als zuvor.

»Wie könnt ihr es wagen, unseren Herrn zu beleidigen!«, funkelte sie die Männer an. »Es gibt nur einen Gott das ist unser Herr. Eure alten Götter haben längst ausgedient. Die

Kirche und der Kaiser führen die Menschen auf den richtigen Weg, ihr solltet eure heidnischen Phantastereien schleunigst überdenken.«

Der Mittlere spuckte auf den Boden. »Ha! Der richtige Weg. Wir haben weder die Kirche noch den Kaiser gebeten, für uns das Glauben zu übernehmen. Wir wissen, was richtig ist, die alten Götter haben uns seit jeher beschützt und sie werden es weiterhin tun.«

»Aber ihr könnt doch nicht ernsthaft die Autorität der Kirche anzweifeln? Allein dass ich hier so mit euch spreche, geht zu weit. Was glaubt ihr, was passiert, wenn der Bischof davon Wind bekommt, was hier offen geredet wird? Dann werdet ihr nicht nur mich im Dorfe haben, sondern Männer ganz anderen Kalibers. Gott und die Kirche wissen, was richtig für die Menschen ist, und es muss so auch durchgesetzt werden!«

Eleonora schwitzte. Sie genoss es, den ungläubigen Gestalten Widerstand zu leisten und ihnen klarzumachen, was sich gehörte. Aber gleichzeitig fühlte er sich so falsch an.

Ja, was sie sagte, war eigentlich richtig. Aber irgendwie hatte sie das Gefühl, dass sie selber nicht daran glaubte. Wie oft hatte sie sich schon in ihrer Schreibstube, gesessen und genau darüber nachgedacht. Wie konnte die Kirche wissen, was Gott wollte? Schließlich waren Gottes Wege unergründlich. Er sprach zwar über seinen Sohn, die Propheten und bisweilen über den Heiligen Geist durch andere Menschen, aber dennoch hatte sie oft erlebt, dass viele Dinge reine Auslegungssache waren.

Theologische Dispute gab es im Kloster genug und meistens war man sich nicht einig. Wie konnte man dann behauptet,

die Kirche wüsste, was für alle gut sei, wenn sie es nicht einmal selber wusste? Schließlich hatte wohl noch nie Gott direkt zu einem Papst gesprochen oder gar zu einem Bischof. Jedenfalls nicht ihrer Kenntnis nach.

Und dann drohte sie diesen verwirrten Seelen noch, nein, eigentlich war sie zu weit gegangen und hatte eine Sache verteidigt, von der sie selber nicht ganz überzeugt war – auch wenn sie das niemals laut sagen durfte. Irgendwie konnte sie diese verirrten Seelen jedoch verstehen.

Die Gesichter der Männer verfinsterten sich und sie traten einen halben Schritt an sie heran.

»So, die Männer des Bischofs wollen also herkommen und ihren falschen Glauben bei uns durchsetzen. Dazu müssen sie aber erst einmal von uns wissen. Dazu müsste es ihnen jemand verraten. Und ich glaube nicht, dass du das sein wirst, falsche Schlange!«

Jetzt erst merkte Eleonora, dass die Männer sie eingekreist hatten. Plötzlich erschienen kleine Dolche in ihren Händen. Irgendwie hatte sie das Gefühl, sich hier jetzt nicht mehr herausreden zu können. Und irgendwie ahnte sie, was mit ihrem Mitbruder geschehen war. Das kam alles so plötzlich, so überraschend, dass sie nicht einmal richtig Angst hatte. Dabei kommt es gut sein, dass sie gleich vor ihren Schöpfer treten würde.

Sie drehte sich im Kreis um nach einem Fluchtweg zu suchen, aber sie sah nur finstere Gesichter, in denen sie immerhin noch etwa so etwas wie Zweifel lesen konnte, ob es richtig war, den nächsten Schritt zu gehen.

Eleonora schrie nicht. Sie wusste, würde sie es tun, würden die Männer sofort zustoßen. Aber sie konnte auch nicht weg. Sie würden sie nicht gehen lassen. Sie konnte den

Hass und die Wut regelrecht spüren, aber auch die Angst und das Wissen, dass es falsch war, eine unschuldige Frau umzubringen. Doch so, wie sie das Dorf bisher kennen gelernt hatte, würde es wenig Fragen geben und niemand würde sie wirklich vermissen. Außer Barnabas vielleicht, aber was konnte der schon ausrichten?

Da hörte sie Äste knacken. Alle drehten sich in die Richtung des Geräusches.

»Gibt es hier einen Disput?«, hörten sie eine alte knarrende Stimme.

Sie gehörte dem alten Kämpfer, der normalerweise am Wehrturm die jungen Bauern ausbildete und der jetzt aus der Richtung des hinteren Friedhofs kam. Mit einem durchdringenden Klängen zog er sein Schwert und blickte die Bauern herausfordernd an, während immer näher kam. Hoffnung prickelte in Eleonoras Magen. Dieser Mann war zwar alt, aber strahlte solch eine Gefahr aus, dass selbst wütende Bauern sich ihm wohl kaum entgegenstellen würden. Zudem gab es jetzt einen Zeugen, der auch aus dem Weg geräumt werden musste, wenn sie ihr etwas tun wollten. Und dieser hier mit dem grau-kalten Blick, der musste die Kräfte dieser Heiden doch übersteigen.

Eleonora hatte Recht. Der Kreis löste sich auf, die Bauern wichen sichtlich beeindruckt langsam zurück. Sie wollten etwas sagen, aber die entschlossene Miene des Ritters verhinderte jeden Protest. Nach kurzer Zeit fing der erste zu laufen an, dann der zweite, dann alle.

Innerhalb einiger Augenblicke war Eleonora alleine mit dem Ritter auf dem Friedhof. Sie zitterte.

Der Alte steckte das Schwert weg, trat auf sie zu und packte sie an den Schultern. »Bist du verletzt, Nonne?«

»Nein, sie haben mich nicht berührt.« Sie zögerte einige Momente. »Vielen Dank, edler Ritter dass du mich gerettet hast. Sonst wäre ich vielleicht schon bei meinem lieben Mitbruder bei Gott. Aber woher kamst du so plötzlich?« Der Ritter lächelte schief, was ihm den Gesichtsausdruck eines gerupften Adlers verschaffte. »Ich habe gebetet! Für den armen Mönch, dessen Seele du gerettet hast. Und der Quacksalber natürlich. Ich bin euch sehr dankbar und bin froh, dass ich nun etwas davon zurückzahlen konnte. Diese rüdisigen Bastarde hätten eigentlich eine Tracht Prügel verdient und ich werde einmal mit dem Fürst reden, ob ich sie ihn nachträglich noch verabreichen darf. Für den Fall werde ich dafür sorgen, dass sie nie wieder die Hand an eine Frau Gottes legen wollen.«

»Vielen Dank!«, sagte Eleonora. Dieser Ritter schien besser zu sein als sein Ruf. Sie hatte immer wieder gehört, dass er grob sei und es wäre schwer mit ihm auszukommen. Aber hier erwies er sich als echter Gläubiger, als große Hilfe und geleitete sie auch noch zuvorkommend zum Haus des Schmiedes zurück. Nein, sie hatte Glück gehabt, dieser alte Mann schien beinahe von Gott gesandt zu sein.

Am nächsten Morgen fühlte sich Eleonora anders. Die Aufregung des letzten Tages steckt ihr noch in den Knochen. Wäre sie wirklich beinahe von Heiden wie ein Schwein abgestochen worden? Und noch dazu auf dem Friedhof? Es sah wohl so aus. Wenn dieser alte Kämpfer nicht gewesen wäre, dessen Frömmigkeit ihr das Leben gerettet hatte, dann wäre ihr Leben auf Erden vorbei gewesen.

Die letzte Nacht hatte sie dennoch erstaunlicherweise gut geschlafen und konnte sich auch an keine dämonischen Albträume erinnern. Wahrscheinlich hatten nicht einmal diese gegen solche Erlebnisse eine Chance.

Auf jeden Fall war das eintönige

Tag-für-Tag-dahinleben-und-nicht-weiterkommen dahin. Sie hatten den Brunnen gereinigt, den Nachzehrer erledigt und nun hatten auch die Heiden ihr wahres Gesicht gezeigt. Das gab Hoffnung, dass sich das Verschwinden der Äbtissin und auch die verbliebenen sonderbaren Fälle in diesem Dorf noch aufklären ließen. Vielleicht war sie ja doch keine so schlechte Friedensstifterin und Glaubensbringerin wie gedacht. Irgendetwas musste die Äbtissin ja in ihr gesehen haben. In gewisser Weise sehnte sie sich wieder nach dem ruhigen geregelten Leben im Kloster zurück. Aber andererseits ja, irgendwie machte es in diesem Dorf auch Freude. Das war gefährlich, unsicher und sie hatte Dinge gesehen, von denen sie nie gedacht hätte, dass sie wirklich existierten. Aber genau das machte den Reiz ja aus. In ihrem Bauch glühte ein seltsames Hochgefühl, welches sich bis hoch in das Herz und von da aus in den ganzen Körper ausbreitete. Es war eine sonderbare Art von Freude, die sie bisher noch nicht gekannt hatte. Ein Prickeln, eine

Sehnsucht nach etwas Neuem, vielleicht war das die Abenteuerlust, von der in den alten Sagen berichtet wurde? Das könnte gut sein, für Eleonora war es jedenfalls neu. Das Problem war, dass sie nicht genau wusste, wie es nun weitergehen würde. Würden diese Heiden sie wieder angehen? Würde sie es eventuell schaffen sie zum wahren Glauben zu bekehren? Nun, das musste noch warten, in der momentanen Situation würden sie ihr sicher nicht zuhören. Aber wenn sie mit Gottes Hilfe und auch der von Barnabas und eventuell dem alten Kämpfer dem Unheil des Dorfes abgeholfen hatte, dann würden sie sicher zuhören. Fürs erste hatte jedenfalls der alte Kämpfer ihr einen Wächter zugewiesen. Der stand draußen vor der Tür und wartete darauf, dass sie herauskommen und ihrem Tagewerk nachgehen würde. Das Sonderbare war, dass dieser Wächter ganz anders war, als sie es erwartet hatte. Sie hatte die Kämpfer schon öfter gesehen, hatte sie sich aber nicht so genau angeschaut, denn diese Zurschaustellung von barbarischer Gewalt und schwitzenden nackten Oberkörpern war nun wirklich nichts für eine Nonne. Und doch stand nun draußen dieser riesige starke Mann. Er war größer als alle anderen im Dorf, und sehr stark. Das sah man selbst durch die Kleidung hindurch. Vermutlich einer der besten Kämpfer des alten Ausbilders und vermutlich hatte er ihn deswegen auch zu ihr geschickt.

Allerdings war er noch viel mehr als stark. Er hatte Augen, die im Sonnenlicht leuchteten, versteckte Grübchen auf den Wangen und ein beinahe schüchternes Lächeln. So etwas hatte Eleonora noch nicht gesehen und sie hatte auch noch nicht das gespürt, was sie empfand, wenn er sie mit diesen

funkelnden Diamanten ansah. Dabei ein weiteres prickeln, was ich über das legte was sie nun ohnehin schon im Herzen trug und sie ganz kribbelig machte. Auch hier wusste sie nicht genau, was das war, aber auf jeden Fall war es nichts Gutes. Zumindest war es nichts, was die Äbtissin als gut bezeichnen würde. Sie kannte sich nicht in den Dingen aus, die zwischen Mann und Frau passierten, wusste aber, dass es irgendwie dazugehören musste und dass sie es nicht zulassen durfte. Daher schickte sie noch ein kleines Gebet an Gott, auf dass er ihre Standhaftigkeit weiter schützen möge und trat dann heraus auf den Dorfplatz. Ihr Begleiter schritt stumm an ihrer Seite und ging mit ihr, wohin auch immer sie Ihre Füße tragen mochten. Sie schritten über den trocken staubigen Lehm Boden hin zum Brunnen und lugten hinein. Alles sah ganz normal aus und eine alte Bäuerin, die sich gerade Wasser holte, nickte ihr freundlich zu. Ja, da hatte sich einiges verändert. Das Wasser war gut, die Leute waren freundlicher, jedenfalls manche.

Und da war dieser Riese neben ihr. Sie war selbst nicht klein für eine Frau, aber ihr Kopf reichte ihm gerade mal bis zur Brust. Sie schielte zu ihm hoch, sodass er es nicht bemerkte. Welch strammes Kinn, die blonden Haarsträhnen, die ihm in die Stirn fielen und dieser funkelnde Blick, der alles vor ihm wie ein scharfes Messer zu untersuchen schien. Es kribbelte wieder in ihr und auch wenn sie es im ersten Moment ablehnte, so genoss sie es doch. Sie fühlte sich auf einer Art zu ihm hingezogen, wie man sich eigentlich nur zu dem Herrn Jesus hingezogen fühlen sollte. Und eigentlich müsste sie sich für diesen Gedanken strafen, aber sie konnte es nicht. Nein, sie genoss

es sogar. Ein wenig fühlte sie sich daher schlecht, aber irgendwie glaubte sie, das nach den Entbehrungen der letzten Wochen auch verdient zu haben.

Sie sah ihn an während den Platz entlang liefen und wollte mit ihm sprechen. Aber auf eine gewisse Weise ging es ihr, wie wenn sie vor einer Menschenmasse sprechen sollte. Dabei war er nur allein und hatte höchsten Respekt von ihr. Doch wusste sie nicht recht, wie sie das Gespräch beginnen sollte. Schließlich fiel ihr doch etwas ein und sie begann einfach zu reden.

»Wenzel war dein Name, richtig?«

Er blickte herunter und sah sie neutral an. Dennoch fühlte sie sich wie von Blitzen durchbohrt. »So ist es, edle Nonne.«

»Nenn mich doch nicht Nonne. Nenne mich einfach Eleonora, Wenzel.«

Ihr fiel wieder nicht ein, was sie noch sagen sollte, daher ergriff sie einfach ein Thema, was sie in den letzten Tagen aufgeschnappt hatte.

»Sag, Wenzel stimmt es, dass euer Fürst ständig durch die Lande reist?«

»Ja, so ist es. Er hat viel zu tun. Er möchte uns eine gute Zukunft bieten und da ist Frieden mit den Nachbarn sehr wichtig. Er ist ständig bemüht, die Beziehung zu ihnen zu verbessern und auch dafür zu sorgen dass häufiger Händler bei uns vorbeikommen, denn die kommen wirklich selten.«

»Das klingt doch sehr gut. Und ist der auch ein gottesfürchtiger und guter Mann?«

Wenzel schluckte. »Gottesfürchtig sind wir alle! Der Fürst natürlich auch. Und ich würde schon sagen, dass er ein guter Mann ist. Ich habe ihn nie im Zorn ausfällig werden sehen und seit wir ihn zum Fürsten gewählt haben, ist es

mit dem Dorf nicht schlecht gegangen. Die Ernten waren meistens gut, wir konnten die Räuber besiegen, äh, loswerden oder nein, ich sollte eher sagen wir konnten sie vertreiben.«

Bei diesen Worten verhaspelte er sich, was verwunderlich war, da er sonst immer sehr bedacht und überlegt sprach. Aber Eleonora dachte sich nichts dabei und hörte ihm weiter zu.

»Nun, ja ich würde sagen der Fürst ist ein gottesfürchtiger und guter Mann.«

»Das ist schön. Und der alte Kämpfer? Nimmt der euch auch nicht zu hart dran? Wir wollen ja nicht, dass jemand zu früh zu Gott berufen wird.«

»Nun, wenn ich ehrlich bin, er ist sehr streng. Aber das muss er ja auch sein, schließlich wollen wir etwas lernen. Auch wenn er seine Zunge vielleicht einmal mit Seife waschen müsste, hat auch er ein gutes Herz und wir wissen, dass wir ihm vertrauen und uns auf ihn verlassen können.« Dass der alte Ritter nicht immer schöne Worte sprach, war Eleonora schon aufgefallen. Aber auch sie hatte selbst erlebt, dass er tatsächlich ein gutes Herz besaß und sich ohne zu zögern für die Schwachen einsetzte.

Wenzel zwinkerte, beugte sich zu ihr herunter, lächelte sanft und flüsterte fast. »Wusstest du, Eleonora, dass Arkadius ein Drachentöter ist?«

Eleonora schluckte. Drachen. Nun eigentlich glaubte sie nicht daran, aber sie hatte auch nicht an Basilisken und Nachzehrer geglaubt. »Ein Drachentöter? So wie Siegfried?«

»Genau! Ich hätte es ja für Prahlerei gehalten, aber er hat eine riesige Kiste mit sich in den Turm geschleppt und darin

liegt ein gewaltiger Schädel, der nur von einem Drachen sein kann. Natürlich würde er heute dieses Untier wahrscheinlich nicht mehr besiegen, aber er muss früher so stark und mutig wie Siegfried gewesen sein. Wir können stolz sein, dass er uns ausbildet!«

Ein Drachenschädel? Eleonora war beeindruckt. Das hätte sie dem alten Mann nicht zugetraut. Sie hatte noch nie gehört, dass jemand Drachenknochen bei sich trug geschweige denn einen Schädel. Wenn er ihn dann auch noch selbst erlegt hatte, war das wirklich etwas besonderes. Wenn es sich ergeben würde, würde sie den alten Mann einmal darauf ansprechen. Sie hatte ja schon viel über Ungetüme gelesen, wie Harpyien oder den Minotaurus, aber von Drachen hatte sie nur in alten Sagen wie die des Siegfried gehört.

»Wo gehen wir eigentlich hin?«, fragte Wenzel.

Eleonora schoss sofort das Blut ins Gesicht. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie die ganze Zeit im Kreis über den Dorfplatz gelaufen waren. Ja, sie hatte gar kein richtiges Ziel gehabt, sie wollte einfach nur mit Wenzel unterwegs sein. Und jetzt war es ihm direkt aufgefallen. Sie räusperte sich.

»Ich wollte nur einmal nach dem Wasser sehen, und mir danach ein wenig die Beine vertreten. Doch lass uns zurück zum Haus gehen. Wenn du magst, kannst du auch reinkommen und muss nicht die ganze Zeit draußen in der Sonne stehen.«

»Nein, nein, ich stehe gerne dort draußen. Ich muss ja alles im Blick behalten, damit nicht eine dieser garstigen Raufbolde auf die Idee kommt, in dein Quartier einbringen zu wollen.«

Irgendwie war das schade, dachte sich Eleonora. Aber nun,

so stand er wenigstens vor ihrer Tür. Sie ging wieder zurück, Wenzel stellte sich auf seine Wachplatz direkt vor der Tür und Eleonora ging hinein und versuchte sich zu beruhigen. Doch schon nach wenigen Momenten musste sie wieder vorsichtig aus dem Fenster schielen und Wenzel betrachten. Er war wirklich ein Abbild von einem Mann! So etwas hatte sie noch nie gesehen. Die Knie wurden ihr ganz weich. Wie er da stand und zu ihrer Sicherheit alles beobachtete. Das war schon beeindruckend. Da sah sie, wie er plötzlich etwas mit den Augen fixierte. Hatte er etwa wieder einen dieser schrecklichen Heiden entdeckt? Nein, da sah sie es auch, es war die Frau des Schmiedes, die mit einem Bündel unter dem Arm über den Marktplatz zur Schmiede lief. Wenzel verfolgte sie mit den Augen Schritt für Schritt. Und selbst nachdem sie hineingegangen war, starrte er weiterhin die Tür der Schmiede an und schien seine sonstige Aufgabe ganz vergessen zu haben. Eleonora war zwar nicht erfahren in Dingen zwischen Männern und Frauen, aber sie war auch nicht dumm. Sie wusste genau, was dieser Blick bedeutete und sie fühlte sich auf einmal hundeehend. Schlecht gelaunt kniete sie sich auf den Boden, versuchte Wenzel zu vergessen und fing an zu beten.

Barnabas saß vor seinen Utensilien. Durch das Fenster wehte warme Abendluft herein und brachte den beruhigenden Gesang von Grillen mit. Er hatte den ganzen Tag damit verbracht, seine frisch gesammelten Kräuter von der sonderbaren Wiese zu sortieren und auf ihren Geschmack und ihre Wirkung hin zu prüfen. Dann hatte er Eleonora um Hilfe gebeten, einige der Rezepte aus dem alten Folianten mit ihm zusammen zu lesen. Sie schien sehr

dankbar gewesen zu sein, dass sie eine Aufgabe von ihm bekam und gemeinsam hatten sie einige Rezepte so oft wiederholt, bis er sie auswendig kannte.

Nun war der Moment gekommen, an dem er sehen würde, ob er ein wirklicher Trankmischer war. Denn das, das ihm vor dem Gift des Basilisken gerettet hatte, sollte nur der Anfang gewesen sein. Mit den Rezepten aus dem Folianten und diesen wirkungsvollen Kräutern könnte ihm doch noch viel mehr gelingen. Er könnte nicht nur vorgegeben, den Menschen zu helfen, nein er könnte es wirklich tun. Und er könnte solche unverschämten Preise für seine Tränke verlangen, dass sich sein Säckel schneller füllen würde, als er nachbrauen konnte.

Ja, Kirchenfürsten und Könige würden sich um seine Mischungen streiten. Da war er sich sicher. Und wenn es nicht klappte, so musste er es dann zumindest versuchen. Wichtig war, dass er die Anweisungen in dem Buch genau beachtete und vor allem mit den Wirkungen der gesammelten Kräuter abglich. Dazu nahm er noch die Kräuter, die er schon kannte und bereits gesammelt hatte und deren Wirkungen er beherrschte. Er hatte auch noch die alte Kräuterfrau konsultiert, aber diese war nun wirklich nicht gesprächig und schien immer irgendetwas sonderbares in den Feldern und den Wald zu tun zu haben. Daher hatte er sie irgendwann links liegen gelassen und sich auf das Wissen der alten Meister aus dem Buch verlassen. Und so stieß er Kräuter, mischte Flüssigkeiten, kochte, braute und destilliert, dass es immer wieder neue Gerüche gab. Einige waren duftig wie Lavendel, andere stachen in der Nase wie ein Bienenstich. Die Farben die sie erzeugten, nahmen alle des Regenbogens an und innerlich klopfte er

sich schon auf die Schulter, weil er solche prächtigen Dinge zustande brachte. Endlich tat er das, wovon der als junger Mann geträumt hatte, als er in die Lehre gegangen war. Endlich konnte er etwas tun, was viele wirklich als Magie bezeichnen würden, dabei war es nur Wissen. Aber solange Leute davon beeindruckt waren, war es egal, wie man es nannte.

Er braute einen Trank, der einem lang andauernde Manneskraft verschaffen sollte. Vielleicht würde er diesen ja doch einmal einsetzen können, auch wenn er ihn aufgrund seiner langen Durststrecke bei den Weibern wohl kaum brauchen würde.

Dann braute er einen Trank, der ein Fieber innerhalb kürzester Zeit beseitigen sollte. Dieser war sicher oft nützlich.

Und dann wagte er sich an die ganz sonderbaren und schwierigen Gebräue heran, von denen man bei der Kirche besser kein Wort verlieren sollte. Denn der Trank der Erkenntnis, so wie er genannt wurde, sollte den Geist aus dem Körper entfliehen lassen, sodass er die Welt und das Umland mit anderen Augen sah. Er würde einem zeigen, was man wissen wollte und es würden Dinge enthüllt werden, die man vielleicht nicht wissen wollte. Zudem sollte diesen Trank nur jemand einnehmen, der eines starken Geistes und gefestigten Glaubens war. Dann sonst bestand die Gefahr verrückt oder verwirrt zu werden. Dennoch musste Barnabas es einfach ausprobieren. Ein Trank der Erkenntnis, was konnte es Wunderbareres geben? Nachdem er ihn fertig gestellt hatte und er ein wenig abgekühlt war, nahm er das Fläschchen mit den Korken in die Hand und hielt es gegen das Kerzenlicht. Eine

purpurnen Flüssigkeit, in der trübe Partikel schwammen, die wie nichts aussahen, das er je gesehen hatte. Ach, das war sein Meisterstück! Wenn es nicht den reinen Atem schwächen würde, würde er viel häufiger Tränke brauen. Aber sowohl die Zeit, seine Konzentration als auch die Kräuter waren endlich. Schließlich gab es noch andere Dinge zu tun, wie zum Beispiel Essen.

Da hörte er Gemurmel aus dem Wohnraum der Schmiede. Er war neugierig, lugte um die Ecke und sah wie dieser klobige Kämpfer Wenzel mit der Frau des Schmiedes sprach. Er drückte sich irgendwie umständlich aus, sie schien gar nicht erst zu verstehen, was er von ihr wollte doch dann nickte sie. Sie winkte ihn herein und deutete Richtung Wenzels Tür. Wenzel zog schnell den Kopf zurück, damit sie nicht sahen, dass er sie beobachtet hatte. Er hörte schwere Schritte und schon stand der junge Riese bei ihm in der Tür.

»Nur herein, junger Mann.«

»Vielen Dank!«, sagte Wenzel und trat ein dann zog er die Tür hinter sich zu. Er wackelte von einem Fuß auf den anderen und beugte sich dann zu Barnabas herunter, da dieser nichts sagte und abwarten wollte, was der junge Mann von ihm wollte.

»Sprich Wunderheiler, hast du auch Tränke für besondere Gelegenheiten?«

Barnabas lächelte ihn verschmitzt an. »Besondere Gelegenheiten! Selbstverständlich habe ich Tränke für alle besonderen Gelegenheiten. Entweder habe ich sie auf Lager oder ich kann sie dir in kürzester Zeit brauen. Ich habe alles, was dein Herz begehrt, und aufgrund der herrlichen Kräuter eures Dorfes sind diese Gebräue

wirkungsvoller als je zuvor. Ich bin mir sicher, guter Mann, dass ich deine Wünsche schnell und bestens erfüllen kann. Was darf es denn sein?«

Wenzel trat weiterhin von einem Fuß auf den anderen und zierte sich, weiter zu sprechen. Irgendwann hatte er es dann geschafft und sprach noch leiser als zuvor.

»Nun, ich bräuchte so etwas wie einen Trank des Verlangens, oder einen Liebestrank ... Hast du so etwas?«
Einen Liebestrank. Jetzt wurde Barnabas alles klar. So wie Wenzel die Frau des Schmieds angesehen hatte und wie er sich angestellt hatte, so wusste er auch schon für wen der Liebestrank sein sollte. Und er verstand auch, warum er sich ein blaues Auge von diesem Mann kassiert hatte, schließlich hatte er sich wohl an seiner Beute vergreifen wollen. Ja, die Welt war schlecht, und dieser Wenzel schien wohl keine Ausnahme zu sein. Aber immerhin war es egal, er konnte daran verdienen und er würde Wenzel einen extra saftigen Preis dafür berechnen.

»Übrigens das mit dem Auge«, fuhr der riesenhafte Krieger fort, »das tut mir sehr leid. Das hätte ich nicht tun sollen und ich bitte vielmals um Verzeihung. Kannst du mir so einen Trank brauen?«

»Selbstverständlich kann ich das, und ich will natürlich nicht wissen, für wen er sein soll und ich werde auch wie ein Grab schweigen, dass du ihn von mir bekommen hast. Diskretion ist selbstverständlich ein sicherer Teil meines Geschäfts.«

Wenzel war so erleichtert, dass er regelrecht zur erschlaffen schien.

»Komm doch morgen früh wieder«, fuhr Barnabas fort, »bis dahin habe ich deinen Trank fertiggestellt.«

Wenzel verbeugte sich regelrecht. »Tausend Dank! Tausend Dank, ich stehe tief in deiner Schuld!«

»Ja, ja, ja. Und jetzt lass mich am besten in Ruhe arbeiten, damit ich ihn noch rechtzeitig mischen kann.«

Wenzel trat rückwärts buckelnd aus dem Raum heraus. Ach, wenn doch nur alle so dankbar wären, wie dieser junge Mann. Er würde eine extra große Portion Liebestrank brauen und sie würde so wirkungsvoll und so teuer sein, dass sich der Beutel Barnabas' um einiges füllen würde. Dafür konnte man doch einmal ein blaues Auge in Kauf nehmen.

Den Rest des Abends verbrachte Barnabas damit, sich an das Liebestrankrezept zu erinnern, alles zusammenzustellen und dann einen hoffentlich sehr wirkungsvollen Trank zu brauen. Er hatte einen ganzen Becher davon und füllte ihn über mehrere Flaschen ab. Doch er merkte, dass er am Ende seiner Konzentration war, denn das letzte Fläschchen schmiss er aus Versehen um, sodass es sich über den halben Tisch ergoss. Die Pfütze schoss vorbei an seinem Abendessen, das aus einem Brot und Obst bestand in Richtung des Folianten. Geistesgegenwärtig ließ Barnabas das leere Fläschchen fallen, das er noch in der Hand hielt, und schnappte sich den Folianten - dieser durfte nicht nass werden!

Dann nahm er den Teller mit dem Essen, ließ ihn abtropfen und stellte ihn auf einen Hocker neben der Tür.

Anschließend überlegte er, ob er die Reste des Liebestranks auf dem Tisch noch in ein Fläschchen wischen sollte, aber dann entschied er sich dagegen. Er hatte schon drei Fläschchen gefüllt, und etwas Verunreinigtes sollte man nicht nutzen. Wer wusste schon, was dann passieren

würde. Nein, nicht einmal er wusste es.
Und so wischte er die Feuchtigkeit mit einem Lumpen auf und stellte die drei Fläschchen zu den anderen, damit sie über die Nacht abkühlen und ihre volle Wirkung entfalten konnten. Und morgen würde Wenzel dann seinen heiß ersehnten Trank bekommen und alle wären kurz darauf hoffentlich glücklich.

Arkadius starrte auf die vielen sonderbaren Gerätschaften. Er hatte mit der Alchemie und dem Tränkebrauen noch nicht viel anfangen können. Zwar hatte er dem einen oder anderen Magier schon über die Schulter gesehen, doch blieb ihm immer ein Rätsel, wie man aus alten Pflanzen und anderen widerlichen Zutaten irgendwelche wirksamen Medizin herstellen konnte. Er verließ sich lieber auf sein Schwert und seine starken Arme auch wenn er nicht mehr so stark war wie früher. Dennoch hatte er tatsächlich schon erlebt, wie der eine oder andere Trank geholfen hatte und offenbar war ja im Brunnen genau dies geschehen. Er musste sich eingestehen, dass er wohl zu Unrecht an Barnabas gezweifelt hatte. Er wirkte nun einmal wie der geborene Quacksalber, der nur versuchte, den Leuten ihr Gold aus den Taschen zu ziehen und sie mit Sirupwasser und anderen Widerlichkeiten betrug. Aber es ließ sich nicht verleugnen, dass er den Leuten das Wasser gerettet hatte, indem er diese unheiligen Kreaturen von Basilisken besiegte. Dabei hatte er sogar sein Leben eingesetzt und war nur knapp mit diesem davongekommen. Wohl auch dank dieser Tränke.

Daher hatte sich Arkadius nach dem nachmittäglichen Üben mit seinen Jungs auf dem Weg ins Dorf zu Barnabas gemacht. Er wollte mit ihm über die Tränke sprechen und über das Unheil im Ort und was man dagegen tun konnte. Und er hatte im Hinterkopf schon überlegt, ob er sich ihm vielleicht wegen der Räuber anvertrauen sollte. Dann dass das Wohl der Leute ihm am Herzen lag und er offenbar durch sein magisches Buch auch wusste, was zu tun war, war offensichtlich. Und vielleicht wusste er auch, was mit den Räufern geschehen war.

Aber Arkadius nun einmal versprochen, nichts zu sagen und daran würde er sich auch halten. Schließlich war er nicht nur durch Lohn und Brot, sondern auch durch sein Ehrenwort an den Fürsten gebunden. Und wenn er angemessen handeln wollte, musste er das respektieren. Auf dem Weg ins Dorf war ihm dann tatsächlich Barnabas entgegengekommen und er hatte ihm kurz gesagt was sein Anliegen war, doch Barnabas wollte noch einige Zeit am Waldrand verbringen um von diesen besonders wirkmächtigen Kräutern zu sammeln. Daher hatte er ihm angeboten in seinen Quartier im Haus des Schmiedes auf ihn zu warten und er solle sich wie zu Hause fühlen, denn schließlich war er ebenso Gast und was ihm war, sollte auch den anderen Gästen gehören.

Und so war Arkadius zum Haus des Schmiedes gegangen, hatte das verlassen vorgefunden und hatte sich in Barnabas' Raum gesetzt. Er genoss es, auch einmal einige Zeit Ruhe zu haben und niemandem etwas zeigen zu müssen, außerdem konnte er so seine müden Beine ein wenig ausruhen.

Noch dazu war es wirklich aufregend zu sehen, was der Wunderheiler bei sich alles aufgebaut hatte. Er würde es zwar nicht anfassen, aber diese ganzen Kolben und Gläschen und sonderbaren Farben waren schon beeindruckend. Es roch zwar etwas streng, aber damit musste man wohl leben. Da er sich wie zu Hause fühlen sollte, nahm er sich auch einen Apfel von einem Teller der neben der Tür stand und liest es sich gut gehen. Er betete ein wenig, massierte sich die verspannten Schultern und merkte deutlich, wie ihm ein wenig Ruhe gut tat.

Doch plötzlich hörte er Schritte und es trat jemand durch

die Tür. Aber es war nicht Barnabas, sondern die junge Nonne Eleonora. Arkadius fuhr es wieder ins Gedärm, denn solch eine Schönheit hatte er wirklich schon lange nicht mehr gesehen. Er musste jedes Mal daran denken, wenn er die Nonne sah. Und auch ihr Ordensgewand konnte nichts an ihrem Liebreiz ändern. Aber es war eine Frau Gottes, sie war mit Jesus verheiratet und daher verdrängte Arkadius jeden weiteren Gedanken und nahm sich vor, sie wie eine Schwester zu behandeln. Es würde ihm vielleicht nicht leicht fallen, aber er würde es schaffen. Er durfte nur nicht zu lange in diese dunklen Augen schauen, die an einen Edelstein erinnerten, den man gegen das Mondlicht hielt. Arkadius stand auf. »Eleonora! Schön dich zu sehen, leider ist Barnabas im Wald Kräuter suchen und wenn du ihn suchst, wirst du ihn dort finden.«

Eleonora sah ihn an, zögerte einen Moment dann sprach sie.

»Ich weiß, edler Ritter. Ich komme von dort, ich habe ihn dort getroffen und mit ihm gesprochen und er sagte, du würdest hier auf ihn warten. Eigentlich möchte ich dich sehen.«

Arkadius schluckte. Sie wollte ihn sehen? Weswegen nur? Was wollte denn eine junge schöne Nonne von einem abgewrackten Kriegsgross wie ihm? Sicherlich nicht kämpfen lernen.

»Nun gut, wie kann ich helfen?« Er bot ihr seinen Platz an, sie setzte sich und er setzte sich ihr gegenüber auf einen kleinen Schemel, der neben der Tür und dem Höckerchen mit dem Essen stand.

»Wie du weißt, Arkadius, bin ich eine Frau des Glaubens. Aber ich muss gestehen, dass dieser Glauben in den letzten

Tagen doch ein wenig ins Wanken geraten ist. Denn wie Gott diese ganzen Schrecken in diesem Ort zulassen kann, das ist mir ein Rätsel.«

Arkadius brummte. »Ja. Mir ist es ebenso ein Rätsel. Aber ich weiß, dass er für alles einen Plan hat und ich vertraue ihm. Das überrascht mich sehr, dass du es nicht tust! Ich hätte niemals gedacht, dass eine Nonne auch nur ein wenig an den Wegen des Herren zweifeln kann.«

Er sah, wie Eleonora rot wurde und den Blick senkte. »Ich weiß, ich hätte es auch nicht gedacht. Im Kloster ist alles so einfach. Alles ist vorgegeben, man darf nicht einmal sprechen, wenn es in einem nicht erlaubt wird. Es wird viel gebetet, man ist sicher und mit Gottes Kraft und der eigenen Hände Arbeit lässt es sich gut leben.

Aber hier draußen ist alles so anders. Die Menschen sind so unberechenbar und zum Teil so feindselig. Sie die Natur ist wild und gefährlich. Und offenbar geht wirklich das Böse um. Ich hätte niemals gedacht, dass die alten Geschichten von Basilisken und Nachzehrern wirklich wahr sein könnten. Im Kloster gab es sowas nicht. Es hat auch nie jemand erzählt, dass er wirklich selbst von Angesicht welche gesehen hätte.

Natürlich gab es immer wieder Reisende, die Geschichten erzählten, aber das waren eben nur Geschichten. Nun selbst auf so etwas zu treffen und mit dem Bösen ringen zu müssen, das ist schon sehr viel für jemanden, der seine letzten Jahre nur im Kloster verbracht hat.«

»Das verstehe ich«, sagte Arkadius und meinte es auch so. Wie sollte so ein junges Ding, das nichts von der Welt gesehen hatte, so einfach in ihr klarkommen? Natürlich musste ihr Glauben auf die Probe gestellt werden, bei all

dem, was hier geschah. Selbst ihm, der nun wirklich schon einiges gesehen hatte, fiel es nicht leicht, so an den Plan Gottes zu glauben, wie er es vorgab. Aber er glaubte daran, da war er sich sicher, dass Eleonora auch bald wieder dazu finden würde. Schließlich war sie eine Nonne und kam aus einem Kloster, da konnte es nicht anders sein.

Sie sah ihn mit diesen unwiderstehlichen Augen an und sprach: »Arkadius du hast viel gesehen. Wie kannst du bei all dem Leid und Schrecken den du sicherlich schon erlebt hast so stark im Glauben bleiben? Kein anderer hätte sich an das Grab des alten Mönches und Nachzehrers gesetzt und gebetet. Kein anderer wäre so mutig und furchtlos und voller Gottvertrauen dazwischen gegangen, wenn mehrere starke und wütende Männer eine Frau bedrohen. Woher kommt deine Glaubensstärke?«

Arkadius überlegte. »Das ist eine gute Frage«, sagte er. »Ich habe noch nicht wirklich darüber nachgedacht. Eigentlich war der Herr schon immer bei mir und hat mich auch immer begleitet.«

Er nahm den Korb mit Äpfeln und abgerissenen Brotstücken, der auf dem Schemel stand, und bot etwas davon Eleonora an. Sie nahm sich ein Stück Brot.

Er tat es auch, denn offensichtlich würden sie hier noch eine Weile reden. Über Gott und Glauben zu sprechen war immer eine lange Angelegenheit, mit einer Nonne mochte es noch viel länger werden. Und sie hatten schließlich Zeit, denn es würde noch lange dauern, bis Barnabas zurückkehrte. Damit war es zwar mit seiner Ruhe vorbei, aber Arkadius war ganz froh, denn mit jemanden zu sprechen, der seinen Glauben an Gott teilte und noch dazu so liebevoll war, das war doch mehr als man alleine in

einem nach Alchemie stinken Kämmerchen erleben konnte. Er berichtete ihr, wie er als kleiner Junge erst zum Beten gezwungen worden war und dann doch daran zu glauben gelernt hatte. Er erzählte, wie er als junger Knabe und Schildträger bereits in Schlachten dabei gewesen war und unvorstellbares Grauen gesehen hatte. Er erzählte, wie dadurch sein Glauben nur stärker geworden war, denn er wusste, dass Satans Versuchung überall war das auch diejenigen, die grausam im Kampf gestorben waren, mit Sicherheit am Tor des Himmels anklopfen würden, wenn sie denn nicht gesündigt hat.

Sie diskutierten darüber, wie Jesus für Sie alle am Kreuz gestorben war und wie sie ihr Leid und ihren Schmerz verkraften konnten. Dass der Vater immer seine Hand über allem hielt und das nicht er derjenige war, der das böse hervorrief, sondern derjenige, der ihnen Kraft gab, das Böse zu bekämpfen und ihm zu widerstehen. Das taten sie doch erfolgreich, auch wenn es den Menschen im Dorf immer noch nicht richtig gut ging.

Und so saßen sie ein Weilchen, aßen den ganzen Teller leer, redeten angeregt und Arkadius merkte, dass ihm immer wärmer wurde. Die Anziehungskraft von Eleonora schien sich ins Unermessliche zu steigern. Ihr Blick schien sich geradezu in seinen Kopf zu brennen aber auf eine angenehme Weise, so wie die Sonne an einem warmen Tag auf der Haut brennt. Er bekam Herzklopfen wenn er ihre Stimme hörte und alles was sie sagte, schien solch einen Sinn zu ergeben. Und ihr schien es ähnlich zu gehen. Ihre Wangen waren gerötet, sie sah ihn ständig auf eine sonderbare Art und Weise an, die man bei einer Nonne niemals erwartet hätte. Und sie legte irgendwann sogar ihr

Tuch ab, welches den Kopf bedeckte, sodass ihre dicken schwarzen Haare über ihr Gesicht und den Nacken walteten. Welch eine Schönheit! So etwas hatte Arkadius nun wirklich noch nicht gesehen. Er wunderte sich, wie fantastisch sie war, wenn sie so mit ihm sprach und ihn so ansah. Er fühlte sich wie ein kleiner Junge, der zum ersten Mal verliebt war. Oh je, dachte er für sich. Gott schenke mir Kraft, ich glaube ich bin gerade dabei, mein Versprechen nicht einzuhalten. Ich wollte doch die Gedanken loswerden, die sich um Eleonora drehten und nichts mit Schwestern zu tun hatten, stattdessen überkommen sie mich immer mehr!

Ja, so war es, er hatte Schweiß auf den Händen und einen trockenen Mund. Zum Glück gab es dort etwas zu trinken und er trank, um nicht etwas anderes tun zu müssen. Das kalte Wasser aus dem Tonkrug löschte den Durst und erfrischte den Geist. Aber es führte noch zu etwas anderem. Das nächste Mal, als er auf Eleonora blickte, regte es sich zwischen seinen Beinen. Dabei war sie immer noch züchtig angezogen und dieses Gefühl hatte er schon lange nicht mehr gehabt, schließlich war er nicht mehr der Jüngste. Aber heute schien sein Pferd wohl mit ihm durchzugehen.

Einen kurzen Moment dachte er an sein gutes altes Ross, aber sofort wurden diese Gedanken wieder durch die unwiderstehliche Ausstrahlung der Nonne vor ihm weggewischt. Er konnte es kaum noch aushalten. Er wollte sie in ihre Arme nehmen und drücken und ihr langsam die Kleider vom Leib reißen und spüren, wie sie es genoss. Er fühlte sich wieder wie zwanzig und eine leuchtende Energie pulsierte durch seinen gesamten Körper, dass er es kaum fassen konnte.

Lieber Gott, schenk mir Kraft, diese sündigen Gedanken loszuwerden! Schließlich ist es eine Schwester, die vor mir sitzt, da darf ich mir das nicht erlauben. Aber entweder schien Gott nicht zuzuhören oder sein Verlangen war stärker als sein Ohr zu Gott.

»Reichst du mir bitte noch den letzten Apfel?«, fragte Arkadius schließlich. Eleonora, die seltsam still geworden war, griff die Schale, die neben ihr stand und reichte sie ihm rüber. Für einen Moment berührten sich ihre Hände. Und für noch mehrere Momente ließen beide nicht los. Sie sahen sich stattdessen in die Augen und diese Wärme, die von einer Hand zur anderen herüber pulsierte, war kaum auszuhalten. Es war schön, schmerzhaft und hoffnungsvoll zugleich.

Mit größter Willenskraft riss sich Arkadius los und stellte die Schalen neben sich auf den Tisch. Er hatte plötzlich keinen Appetit mehr auf Äpfel, jedenfalls keine von einem Apfelbaum. Er konnte nicht mehr sprechen er musste Eleonora einfach nur ansehen. Und sie saß ebenfalls da und starrte ihn an mit einer Mischung aus Furcht, Verlangen und Neugier. Eine Ewigkeit schien so zu vergehen und Arkadius hörte sein altes Herz in seinen Ohren klopfen. Da ergriff Eleonora das Wort.

Sie lächelte ihn schüchtern an. »Arkadius, ich habe dir noch gar nicht richtig gedankt, dass du mich vor diesen heidnischen Barbaren gerettet hast.«

»Da gibt es nichts zu danken. Das würde ich jederzeit wieder tun.« Er hielt es nicht mehr aus und ergriff ihre Hand, die sie vor sich auf dem Knie liegen hatte, nahm sie zwischen seine beiden Hände und gab ihr einen höflichen Kuss auf die Handoberfläche. Eleonora ließ es geschehen.

Dann rückte sie etwas näher. Er rückte ebenfalls etwas näher, so dass sie beide nur noch durch eine halbe Armeslänge voneinander getrennt waren.

Immer noch hielt er ihre Hand zwischen seinen beiden Händen. Dann hob sie ihre andere Hand und legte sie ihm auf die Wange.

»Ich weiß, du bist sehr alt Arkadius, und könntest vielleicht mein Großvater sein. Aber dennoch wirkst du immer noch unglaublich ansehnlich. Und du bist so mutig und so gottesfürchtig. Wenn ich gewusst hätte, dass es solche Männer außerhalb des Klosters gibt, wäre ich schon viel früher dort weggegangen.«

Er konnte kaum noch sprechen, so trocken war sein Mund. Aber dennoch kämpfte er sich einige krächzende Worte heraus.

»Und wenn ich gewusst hätte, dass solche wundervollen Wesen wie du hinter Klostermauern leben, wäre ich längst mit Feuereifer dorthin geritten und hätte dich geholt.«
Und dann sprachen sie nicht mehr. Ihre Hände fingen an, sich gegenseitig zu untersuchen. Sie öffneten ihre Gewandung und erkundeten jeden Winkel ihres Körpers. Arkadius fiel fast in Ohnmacht, als er diese perfekten Rundungen und diese glatte zarte Haut sah. Sie war schlank aber nicht dürr. Sie war zwar eine Nonne, wirkte aber dennoch athletisch. Und auch ihre Haut war nicht von dem kränklichen weiß, das viele, die hinter Mauern lebten an sich hatten, sondern sie wies eine gesunde Bräune aus, als ob sie vielfach ohne Kleidung in der Sonne wäre. Alles in allem war es der schönste Anblick, den er je gesehen hatte, er wurde nur noch von den Berührungen übertroffen, die dieser Körper ihm gestattete. Schließlich,

nachdem sie sich mit zitternden Händen allen Stoffes entledigt hatten, landeten sie auf dem Lager in der Ecke auf dem normalerweise der Wunderheiler schlief. Und Arkadius zeigte der unerfahrenen Nonne, was er in all seinen Lebensjahren in den Dingen der Liebe gelernt hatte und beide genossen es bis in die Fußspitzen.

Eine nicht allzu lange aber auch wirklich nicht kurze Zeit später lagen sie beide nebeneinander auf der engen Liege. Sie hatten sich nackt wie sie waren ein wenig mit einer alten Decke zugedeckt, die in einer Ecke gelegen hatte um sich vor der hereinkommenden Abendkühle ein wenig zu schützen. Arkadius fühlte sich 30 Jahre jünger und es war ihm so leicht ums Herz, dass er glaubte er würde noch weitere 30 Jahre erleben.

Und langsam, ganz langsam dämmerte ihm, dass hier etwas nicht stimmte. Es war doch nicht normal, dass eine Frau ihn so verrückt machte. Ja, sie hatte ihm gefallen und er war kurz davor gewesen, schmutzige Gedanken zu haben, aber das! Das hätte er normalerweise nicht getan, bei aller Freude, die es ihm bereitet hatte.

»Eleonora, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Was wir gerade erlebt haben war wunderbar, aber eigentlich hatte ich das gar nicht vorgehabt. Schließlich bist du eine Nonne, eine Frau Gottes und ich weiß nicht, was über mich gekommen ist.«

Da hatte er einen finsternen Gedanken. »War es vielleicht Satan? Sag du es mir, Nonne, hast du ihn gespürt? Hat er sich unserer bemächtigt?«

Sie sah ihn an und lächelte. »Nein Arkadius. Das war nicht Satan. Das war echt. Und als die Schwestern mich davor

warnten, was Männer mit einem anstellen würden, wenn man sie lassen würde, hatten sie mit Sicherheit nicht das hier im Sinn gehabt. Das war vielleicht nicht erlaubt, aber es war die reine Liebe. Und ich hätte es normalerweise auch nicht getan, auch wenn ich dich natürlich für einen Gottesfürchtigen und stattlichen Krieger halte. Aber ja, es war wie in einem Rausch. Einem Rausch, den wir beide nicht kontrollieren konnten. Und es war nicht Satan. Ich habe da einen Verdacht.«

Sie nahm das Tablett auf dem sich der letzte verbliebene Apfel befand, von dem sie im Laufe des Gespräches genascht hatten. Sie sah es sich genau an und dann zeigte sie es Arkadius. Er sah die eingetrocknete Reste einer Flüssigkeit. »Riech daran!«, sagte Eleonora
Arkadius roch daran. Es war ein fremdartiger, leicht süßlicher Geschmack. Er erinnerte sich daran, dass das Brot ein wenig so geschmeckt hatte. Da wurde es ihm plötzlich klar!

»Da war irgendetwas auf dem Brot«, sagte er halb zu sich selbst und halb zu Eleonora.

»Genau. Wer in der Hütte eines Wunderheilers etwas zu sich nimmt, darf sich nicht wundern, dass die Kräuter und Essenzen Wirkung tun.«

Eleonora lächelte ihn an und fast wirkte es ein wenig spöttisch. Arkadius musste laut loslachen. »Der Tränkemischer! Das ist also passiert! Nicht, dass ich es nicht genossen hätte - ich muss schon sagen, Eleonora, das war wunderbar, aber ich muss mich auch entschuldigen. Das hätte ich nicht tun sollen und Gott hätte mir die Kraft zum Widerstehen schenken müssen.«

Eleonora funkelte ihn an. »Es braucht dir nicht leid zu tun.

Auch wenn wir es vielleicht nicht ganz freiwillig getan haben oder zumindest nicht bei klarem Verstand, so war es doch richtig. Ich weiß nicht, was Gott davon halten mag und ich weiß, dass es meine Schwestern im Kloster verurteilen würden, aber ich fand es auch wunderbar.«

Sie lachten und hielten sich noch ein wenig am Arm. Ohne es auszusprechen wussten sie, dass es das einzige Mal gewesen sein würde, aber sie fühlten sich nach wie vor ein wenig verzaubert und sie wussten, dass diese Verzauberung ein bißchen für immer vorhalten würde. Sie hatten nun eine Verbindung, die ähnlich einer Freundschaft war, und die würde auch nicht so schnell gelöst werden können. Ja, sie sahen sich in die Augen und lächelten. Es war etwas Einmaliges und das würde es auch bleiben.

Auf einmal stand ein großer Schatten in der Tür.

Es war Barnabas. Er sah erst Eleonora an, riss die Augen auf, dann wanderte sein Blick zu Arkadius. Seine Augen wurden noch größer und er schlug sich die Hände vors Gesicht.

Dann drehte er sich um, murmelte etwas wie »Oh Nein!« und verließ überstürzt den Raum.

Eleonora musste lachen und auch aus Arkadius prustete es heraus. »Na, zum Glück hatten wir noch die Decke über uns liegen«, sagte er, »sonst wäre der Wunderheiler noch vom Schlag getroffen worden!«

Und lachend streckten sie sich und machten sich daran aufzustehen und sich wieder anzukleiden.

Auch einen Tag später fühlt sich Eleonora immer noch beschwingt. Sie war bereit, es mit dem restlichen Bösen in dem Dorf aufzunehmen und sie wusste auch schon, wo sie ansetzen wollte. Nicht zum ersten Mal hatte sie gehört, dass die Wurzel allen Unglücks irgendwo aus den Wäldern ringsherum des Dorfes kam. Folglich musste dort auch die Quelle sein und man würde sie genauso beseitigen können wie den Nachzehrer oder die Basilisken. Dann würde den gebeutelten Leuten endlich wieder die Sonne der Gottesfurcht und des Friedens scheinen.

Sie wusste, dass Arkadius mit seinen Kämpfern immer wieder umher zog um die Räuber zu finden und auch er hatte in einem Nebensatz berichtet, dass es wohl dort nicht immer mit rechten Dingen zugeing, ohne auf Einzelheiten eingegangen zu sein. Sie als Nonne würde vielleicht leichter dahinter kommen können, um was es genau sich handelte, dort, wo ein einfacher Krieger versagte. Wenn sie noch einen Gelehrten mit hinzuzog, der sich zumindest in Teilen im alten Wissen auskannte, würde das noch weiterhelfen. Auf die Dorfbewohner konnte sie sich nicht verlassen. Entweder vertrauten sie ihnen nicht, oder sie trauten sich nicht oder sie waren zu krank und schwach.

Also ging sie gut gelaunt zu Barnabas und berichtete ihm von ihrem Vorhaben, im Wald nach der Quelle des Bösen zu suchen und sie zu beseitigen. Dieser sah sie immer noch merkwürdig an, denn er hatte das Geschehen in seiner Kammer nicht vergessen. Aber nachdem sie ihm gesagt hatte, dass das, was er gesehen hatte, wirklich passiert war und dass er es nicht weiter erzählen solle und dass es auch nicht wieder geschehen würde, da war Barnabas beruhigt. Doch es war nicht leicht, ihn dazu zu bringen, mit ihr in den

Wald zu ziehen. Er schien regelrecht Angst zu haben, obwohl es ein sonniger Tag war. Schließlich hatte er schon ganz andere Schwierigkeiten gelöst, was war also mit dem Mann los?

Aber vielleicht täuschte sie sich auch, denn nach einigem Hin und Her ließ er sich erweichen und sie packten einen Beutel für einen Tagesmarsch zusammen.

Der Tag hätte wirklich nicht besser sein können um durch den Wald zu streifen. Es war mild aber nicht zu heiß, die Sonne schien, sodass man alles sehen konnte und die finsternen Schatten des Dickichts keine Chance hatten. Es war auch sehr still, sodass man verdächtige Geräusche schon auf lange Strecken vernehmen konnte, wobei Eleonora Geräusche nicht nötig hatte. Irgendetwas spürte sie. Sie konnte nicht sagen, was es war, aber sie wusste, dass da draußen irgendetwas auf sie wartete. Sie wusste auch ungefähr wo es sein mochte. So zog sie mit dem immer noch äußerst vorsichtig dreinblickenden Barnabas durch den wunderschönen Wald, dankte Gott, dass sie das hier erleben durfte und nicht immer noch zwischen den Klostermauern eingesperrt war. Egal, was sie finden würden, mit Gottvertrauen würden sie den Menschen helfen, was konnte es Besseres geben.

So plätscherte die Zeit dahin, sie redeten ein wenig über dies und das, ohne wirklich etwas Bedeutsames zu besprechen. Sie folgten dem Pfad einen leichten Hügel hinauf, er wurde immer breiter, bis man schließlich von einem Weg sprechen konnte. Doch plötzlich erreichten sie eine Wegkreuzung, die sie beide so noch nie gesehen hatten. Eleonora stellten sich die Nackenhaare auf, denn es wehte ihn ein unglaublicher Geruch entgegen. Es roch nach

allem Blumen gleichzeitig und genauso waren sie auf der einen Seite des Weges auszusehen. Rote, grüne, gelbe ja sogar schwarze und weiße drängten sich auf einem Kleinfeld, sodass nicht eine Blüte mehr hineingepasst hätte. Die Luft duftete schwer nach Nektar und Ambrosia und das Atmen fiel beinahe schwer.

Barnabas hustete. »Was in Gottes Namen ist denn das? Ich habe noch nie so viele Blumen auf einem Fleck gesehen.«
»Ich auch nicht, nicht einmal bei uns im Klostergarten gibt es auch nur eine Ecke die annähernd damit zu vergleichen wäre.«

»Der Boden muss ja sehr fruchtbar sein, ich werde mir gleich einmal die Blumen ansehen, vielleicht finde ich etwas, was ich für meine Tränke gebrauchen kann.«

Barnabas stürzte sich auf das bunte Feld während Eleonora gegen eine leichte Benommenheit ankämpfte, die der ausströmende Duft bewirkte. Da fiel ihr noch etwas anderes auf: Gegenüber des bunten Feldes stand ein uralter Baum, der wohl einmal von einem Blitz getroffen worden und mehr eine Ruine als ein lebendes Wesen war. Dennoch wirkte er irgendwie lebendig. Und sie spürte, dass von diesem Baum etwas ausging. Lag hier die Quelle des Bösen? Unterhalb des uralten verfallenen Gewächses lag ein zertretenes Holzkreuz im Dreck mit einem kleinen Jesus drauf, dessen Kopf in der Erde steckte. Vorsichtig kniete sie sich hin und stellte das Symbol des Glaubens wieder auf. Wer war so blasphemisch gewesen, das Bildnis des Herren in den Dreck zu treten?

Da hörte sie etwas murmeln. Es waren Worte. Kaum zu hören, mehr gehaucht als gesprochen. »Helft mir, edle Dame.«

Sie kamen von einem dünnen kleinen Mädchen, das so dünn war, dass es ein Wunder war, dass es sich auf den Beinen halten konnte. Die Augen waren eingefallen und schwarz umrandet, die Wangenknochen standen hervor wie bei einem Verhungerten. Die Ärmchen und Beinchen waren dünn wie Äste und die Kleidung war mehr als zu groß.

Wo war das denn hergekommen? Sowie das kleine Ding sie ansah, stieg Mitleid in ihr auf, aber irgendetwas warnte sie auch. Hier stimmte etwas nicht, sagte eine innere Stimme, denn was macht ein verhungertes, krankes kleines Mädchen alleine im tiefen Wald? Das war aber egal, denn es war Eleonoras Christenpflicht zu helfen, egal wie überraschend das Auftauchen nun war.

»Du kleines Ding! Was ist dir denn passiert?«

»Helft mir! Nehmt mich mit, gebt mir Speis und Trank!«

Das kleine Mädchen kam näher und sah Eleonora mit dunklen Augen an, deren Pupillen so schwarz wie die Nacht waren. Es war ein Wunder, dass es überhaupt noch lebte. Eleonora wollte nach ihrem Beutel greifen und etwas zu essen und zu trinken herausholen, doch da war das Mädchen schon so nah an sie herangetreten, dass sie es wie von selbst in die Hände nahm und hoch hob. Es wog nicht mehr als eine kleine Katze und starrte sie mit großen Augen an. Doch als sie es wieder absetzen wollte, kam plötzlich Leben in das kleine Ding. Mit einem Schwung, die man dem kränklichen Körper nicht zugetraut hätte, klettert es auf Eleonoras Rücken, ließ seine Beine nach vorne über ihre Schultern baumeln und hielt sich mit seinen kleinen Händchen in ihren Haaren fest

»Bring mich in dein Dorf!«, sagte es mit dünner Stimme.

Nun, warum nicht, dachte sich Eleonora. Es war so klein

und leicht und sehr weit weg waren sie auch nicht gegangen, sodass das Kind schon nicht sterben würde, nur weil sie es nicht sofort hier versorgte. Dort hätte sie auch Leute, die auf es aufpassen würden, während sie und Barnabas weitersuchen konnten.

Sie rief nach ihrem Begleiter, der tief in den Blumen versunken war und mit einigen in der Hand aus dem bunten Gemenge auftauchte.

»Was hast du denn da gefunden?«

»Ein kleines Mädchen ist plötzlich aufgetaucht, es ist ganz schwach und braucht Hilfe. Lass uns ins Dorf zurückgehen, vielleicht gehört es sogar zu irgendjemandem und wir haben nur nicht mitbekommen, dass es verschwunden war.«

Barnabas nieste. »Einverstanden! Ich kriege kaum noch Luft vor lauter Blütenduft, es kann nicht schaden, wieder ein bisschen aus diesem Wald herauszukommen. Und etwas Böses werden wir heute hier mit Sicherheit nicht mehr finden.«

Ja, er wirkte regelrecht erleichtert, dass es wieder nach Hause gehen sollte und schritt sofort aus. Eleonora folgte ihm und trug das kleine Federgewicht von Mädchen auf dem Rücken.

Sie stellte Fragen, wie es hieß und wo es herkam, aber es wollte nicht recht antworten, sondern sagte nur, dass es doch bitte ins Dorf getragen werden wolle nicht nur halb tot, sondern schüchtern war es auch noch. Nun ja, man musste sich auch nicht gleich jedem Fremden anvertrauen. So gingen sie einige Zeit den Weg entlang. Plötzlich merkte Eleonora, dass ihr das kleine Ding auf der Schulter doch ein wenig schwer wurde. Sie sah gar nicht so aus, aber wenn

man sie so vor sich hin trug, da war das kleine Mädchen doch nicht so leicht wie gedacht. »Trag mich weiter, trat mich weiter!«, sagte es.

Eleonora seufzte. »Ja, ich trage dich weiter. Ich weiß ja, dass du wahrscheinlich nicht mehr selber laufen kannst, aber ich muss sagen, du bist doch schwerer als du aussiehst.«

Und so gingen sie weiter, Barnabas pffte ein Liedchen und schnüffelt an den Blumen, die er in der Hand trug, die meisten anderen hatte er in seiner Tasche verstaut. Mit jedem Schritt jedoch schien das Mädchen schwerer zu werden. Vielleicht lag es aber auch an ihr? Eleonora hatte schon lange nichts mehr gegessen und getrunken.

»Lasst uns eine kleine Rast machen!«, schlug sie vor und lehnte sich an den nächsten Baum. Sie wollte ihrem Beutel herausholen, aber das Mädchen zog ihr an den Haaren.

»Lauf weiter! Lauf weiter!«

»Nun gedulde dich doch, Kind«, sagte Eleonora entnervt.

»Es ist nicht leicht, dich die ganze Zeit zu tragen, es wird eine kleine Rast die Last ein wenig verringern.«

»Weiterlaufen!«, rief das Mädchen und Eleonora spürte seinen knorrigen Hintern wie spitze Steine in ihrem Nacken.

»Lass mich das verhungerte Ding tragen«, sagte Barnabas fröhlich. »Das hätte ich von Anfang an tun sollen, schließlich bin ich doch einen Kopf größer und als Mann nun auch wirklich um einiges stärker.«

Er wollte nach dem Mädchen greifen, aber es bog sich von seinen Händen weg und zog Eleonora an den Haaren.

»Weiter!«, rief es und Eleonora konnte nicht anders, sie musste weiterlaufen wie von einer unsichtbaren Hand geschoben.

Barnabas blickte hinterher. »So lass es mich doch nehmen,

es ist doch nicht das bisschen Stolz wert, dass du dir deinen schönen Rücken verhebst.«

»Ich würde es dir geben, aber ich kann nicht stehen bleiben!« Eleonora bekam es langsam mit der Angst zu tun. Die innere Stimme, die sie vorhin gewarnt hatte, meldete sich wieder. War das überhaupt ein kleines Mädchen? Eleonora ging weiter. Mit jedem Schritt schien das Wesen auf ihrem Rücken ein paar Unzen mehr zu wiegen. Es fing an, zu kichern und das Kichern klang nicht fröhlich, sondern dreckig und boshaft.

»Barnabas! Barnabas, hier stimmt etwas nicht«, rief sie. Barnabas eilte sich, schloss zu hier auf und sah sie besorgt an. »Was stimmt nicht?«

»Die Kleine wird immer schwerer und ich kann sie nicht absetzen und ich kann nicht stehen bleiben.«

Barnabas musterte sie und musterte das Mädchen auf ihrem Rücken. Dann wurde er bleich im Gesicht.

»Was ist denn los?«, fragte Eleonora mit trockenem Hals.

»Das, das ist kein Mädchen! Es hat spitze Ohren und spitze Eckzähne und außerdem sieht es aus, als sei es 100 Jahre alt, obwohl es immer noch wie ein Mädchen wirkt!«

Barnabas stammelte mehr als dass er sprach und stolperte mehr als dass er lief. Beinahe glitt er auf einem Ast aus und wäre hingeflogen, aber konnte sich gerade noch fangen.

»Weiterlaufen! Weiterlaufen!«

Eleonora hörte die Stimme. Sie klang nicht mehr wie die eines kleinen Mädchens, es war die Stimme eines Wesens tiefster Dunkelheit und Bosheit, die sie antrieb und gegen die sie sich nicht wehren konnte. Sie musste weiterlaufen obwohl sie stehen bleiben wollte. Die Beine wurden schwer die Schultern schmerzten.

»Himmel hilf!«, rief sie.

»Der kann dir auch nicht mehr helfen, gottlose Nonne.« Das Wesen auf ihrem Rücken lachte dreckig und beschimpfte sie mit unverständlichen Worten.

Barnabas wurde kalkweiß im Gesicht und stolperte in den dunklen Wald davon. »Barnabas!«, rief Eleonora ihm hinterher, aber er antwortete nicht. Die Angst hatte ihn erwischt. Und auch Eleonora hatte Angst. Sie ahnte, was das war.

Es war eine weitere der Geschichten, die sich Leute erzählten und die sie im Kloster aufgeschnappt hatte. Etwas von den Dingen, die sie nie geglaubt hatte sowie die Basilisken oder auch die Nachzehrer. Es war ein Aufhocker. Ein Dämon aus den tiefsten Tiefen der Hölle, der sich seinen Opfern auf den Rücken setzte und sie zwang weiterzugehen und daraus seine Kraft bezog, bis derjenige tot unter ihm zusammenbrach. Nur mit Glaubensstärke konnte man ihn loswerden, hieß es. Und Eleonora war zwar eine Nonne, aber mit ihrer Glaubensstärke war es nicht weit her. Das hatten die letzten Wochen oft genug bewiesen und sie bekam es jetzt richtig mit der Angst zu tun.

»Lauf schon, Hühnchen, lauf schon. Du bist noch jung und du hast Kraft, du wirst mich weit tragen können. Nicht wie die alte Matrone, die mich das letzte Mal durch den Wald getragen hatte. Du wirst mir Kraft schenken!«

Alte Matrone? Eleonora hatte eine finstere Ahnung.

»Sprich, garstiges Geschöpf: bist du etwa daran schuld, dass die Oberschwester verschwunden ist?«

»Oberschwester! Ja, die Oberschwester. Sie war stark im Glauben aber schwach im Körper. Ich konnte sie

kontrollieren. Sie gab mir Kraft für ein paar Wochen doch nun brauche ich deine! Lauf weiter!«

Und Eleonora lief weiter. Sie lief durch den finsterner werdenden Wald, der, obwohl die Sonne schien, wie in einem Albtraum wirkte. Die Beine schmerzten, die Schultern noch mehr, der Atem rasselte. Es konnte doch nicht wahr sein. Sie hatte das Rätsel des Verschwindens der Oberschwester gelöst. Aber sie konnte es nicht glauben. Es war zu furchtbar! Zu schrecklich es sich vorzustellen, vor allem, da sie jetzt selber in der Lage war. Einen furchtbaren Dämon auf dem Rücken und sie konnte ihn nicht loswerden.

Laut begann sie das Vaterunser zu beten. Der Dämon lachte sich kaputt und kreischte und trampelte mit seinen Fersen gegen ihre Brüste. Aber sie ignorierte es. Sie betete lauter und inbrünstig so wie sie noch nie gebetet hatte.

Und tatsächlich schien Gott ihr etwas Kraft zu geben, die Last auf dem Rücken wurde leichter, und sie konnte weiterlaufen. Aber dennoch half das nichts, denn mit jedem Schritt wurde das Schreckensgeschöpf auf ihren Schultern erneut schwerer. Mittlerweile waren sie auch nicht mehr auf dem Weg zum Dorf, sondern irgendwo mitten im Wald und sie wusste nicht mehr wo.

Sie fing wieder an zu beten, keuchend vor Anstrengung. Sie merkte regelrecht, wie das Ding auf ihren Schultern ihr ihre Lebenskraft aussaugte. Auch die Gebete konnten es nicht daran hindern. Sie stolperte, rutschte auf die Knie. Keuchte und hustete.

»Nun stehe doch auf, Hühnchen, wir sind hier noch lange nicht fertig! Du kommst doch noch viel weiter.« Dreckiges Lachen aus den tiefsten Tiefen der Grausamkeit.

Eleonora wurde gezwungen aufzustehen und weiterzugehen, sie stolperte mit Schlagseite aber schafft es irgendwie weiter zu laufen. Das Mädchen auf ihrem Rücken war mittlerweile schwer wie ein Ritter in Rüstung. Es war ein Wunder, dass sie es noch weiter tragen konnte.

Nach ein paar Dutzend weiteren Schritten wankte sie nur noch, ihr Herz wollte ihr beinahe aus der Brust springen und sie hatte keine Luft mehr zu beten. Also betete sie im Stillen weiter.

Doch sie wusste, dass es nichts bringen würde. Ihre Kraft schwand, der Dämon auf dem Rücken wurde immer schwerer und sie musste sich eingestehen, dass wenn nicht einmal die Oberschwester den Aufhocker abwerfen konnte, sie es erst recht nicht schaffen würde. Sie war eine schlechte Nonne. Vielleicht war sie ja gar keine Nonne. Sie wusste, dass es Gott gab, aber der Glauben schien nicht rein genug zu sein.

Dennoch würde sie sich nicht einfach aufgeben. Gezwungen oder nicht, sie lief weiter und wenn es Gott gab, würde er ihr entweder einen schnellen Tod bringen und Erlösung oder aber sie doch noch erhören und von dem garstigen Biest befreien.

Sie blieb stehen, schnaufte nach Atem, hustete. Blut tropfte aus dem Mund vor ihr auf die Erde und vermischt sich zu einem rötlichbraunen Schleim.

»Los, mein Hühnchen, lauf weiter! Der Tag ist noch lang.«

Eleonora wehrte sich nach allen Kräften und sie wollte nicht weiterlaufen. Aber sie musste. Es ging nicht anders. Sie rief Jesus, Maria und den Heiligen Geist an, dennoch musste sie weiterlaufen. Das Gewicht von zentnerschweren Steinen lastet auf ihrem Rücken und sie wusste nicht, wie lange sie

das noch aushalten würde. Nicht mehr lange, das war klar. Die Bäume um sie herum schienen ihn einem roten Nebel zu stehen.

Auf einmal hörte sie eine feste und doch leicht zittrigen Stimme vor sich.

»Halt!«, rief Barnabas. Er war vor ihnen aus dem Dickicht auf den Weg gehüpft und versperrte ihr das weiterlaufen. Er hatte zwei Äste zu einem Kreuz geformt und hielt sie vor sich. Seine Augen funkelten in einer Mischung aus Angst und Todesmut und mit seinem großen massigen Körper versperrte er den Weg, sodass Eleonora in ihren Zustand gar nicht weitergehen konnte. Sie musste stehen bleiben und wollte das auch. Und auch die finstere Kraft auf ihrem Rücken konnte sie nicht dazu bringen, den viel Schwereren zur Seite zu schieben und weiterzugehen

»Weiche, Fettsack! Wir müssen hier weitergehen, du stehst im Weg.«

Einen Moment erlosch das mutige Funkeln in den Augen von Barnabas. Es war, als würde eine fremde Macht ihn seinen Mut rauben. Er war dabei, das Kreuz sinken zu lassen und drauf und dran zur Seite zu treten, doch da schüttelte er den Kopf und fing sich wieder.

»Nein! Ich werde nicht weichen, finstere Dämon. Du wirst den Rücken dieser ehrbaren Frau verlassen, dahin zurückkehren wo du hergekommen bist und nie wiederkehren. In nomine patris et filii, et spiritus sancti!« Und damit setzte Barnabas zu einer fast in Schreilautstärke vorgetragenen Litanei von Gebeten an. Alle auf Latein, viele davon, die Eleonora noch nie gehört hatte. Es musste sich um uralte Anrufung aus der Zeit der frühen Christen handeln, die er mit Sicherheit noch von seinem Meister

gelernt hatte. Und das Verrückte war: es wirkte. Die Last auf ihrem Rücken schien ein wenig leichter zu werden. Das gefiel dem Dämon aber gar nicht. Er tobte und zitterte, zerrte an ihren Haaren und trat ihr wieder mit den Fersen in die Brust, sodass sie mit Sicherheit dunkelblauer Flecken bekam.

Aber Eleonora schöpfte wieder Hoffnung. Sie weigerte sich weiterzugehen und orientierte sich an dem großen breiten Mann vor ihr, der mit den heiligen Worten das Unheil aufhalten wollte.

Garstiges Kreischen und Lachen und Schreien vermischte sich mit wüsten Beschimpfungen und Befehlen.

»Weiterlaufen, Hühnchen! Aus dem Weg, schmieriges Teichgesicht! Stecke deine Rübenase in Wildschweinscheiße und lass uns weiterlaufen!«

Aber Barnabas hörte nicht auf dem Dämon. Wie in Trance polterte er ein Gebet nach dem anderen heraus und rief alle Heiligen an, die ihm auch nur einfielen und selbstverständlich Jesus, Maria und den heiligen Herrn.

Auf einmal konnte sich Eleonora wieder gerade hinstellen. Die Schmerzen wichen nicht, aber die Zentnerlast auf ihrem Rücken. Sie schüttelte sich und wollte den Dämon abstreifen, aber noch wollte es nicht gelingen.

Da setzte Barnabas zu einem neuen Vaterunser an.

Eleonora nahm all ihre Kraft zusammen und stimmte mit ein. Sie merkte regelrecht wie das Gottvertrauen des Quacksalbers, der bisher gar nicht so sehr als gläubiger Mann aufgefallen war, zu ihr überschwappte und sich auch auf das Wesen auf ihrem Rücken übertrug. Beim letzten Aufbäumen trommelte es auf ihren Kopf und schrie und schimpfte und fluchte. Doch letztendlich sprang es von

ihren Schultern herunter und sauste mit übermenschlicher Geschwindigkeit in das Dickicht und dann rauschend davon. Mit einem Mal lichtete sich die Dunkelheit im Wald und die Sonne erreicht wieder den Erdboden. Barnabas betete noch weiter, doch Eleonora wusste, dass es überstanden war. Sie sank erst auf die Knie und fiel dann vornüber mit dem Kopf auf den Boden bevor eine erlösende Ohnmacht sie holte.

Barnabas musste Eleonora nur den halben Weg zurück zum Dorf tragen, dann erwachte sie wieder und war sogar so stark, alleine zu gehen. Er war stolz auf sich, denn er hatte die Angst und den Schrecken überwunden, den dieser widerliche Aufhocker bei ihm verursacht hatte und hatte mit einer Kraft des Glaubens, die er in sich nie für möglich gehalten hätte, den Dämon besiegt. Und noch dazu hatte er damit eine Nonne gerettet und vielleicht sogar die Dorfbewohner.

Er brachte Eleonora zurück in das Haus der Kräuterfrau, flößte ihr noch einen seiner neuen wirkungsvollen Heiltränke ein und gebot ihr dann sich auszuruhen. Sie folgte sogleich, bedankte sich und schlief bald ein. Dann kehrte Barnabas zurück in sein Zimmer im Haus des Schmiedes und seiner Frau.

Lange saß er da und genoss noch das Gefühl des Stolzes, doch es wich langsam einer großen Besorgnis. Denn der Aufhocker war immer noch dort draußen. Und vielen Dorfbewohnern ging es nicht besser, das sonderbare Verhalten der Leute hielt immer noch an und er wusste nicht, woran es liegen konnte. Auf jeden Fall war das kein Zufall mehr.

Er war schon viel in der Welt herumgekommen und hatte noch nie eine solche Anhäufung des Rätselhaften und des Bösen erlebt. Irgendetwas musste dahinterstecken und er hatte immer noch nicht verstanden, was es war. Aber es war klar, dass sich das ändern musste, denn früher oder später würden sie kein Glück mehr haben. Irgendein garstiges Ungetüm würde auftauchen oder vielleicht gleich mehrere, die ihn oder die bezaubernde Eleonora oder einen der anderen bis hin zu diesen faltigen, halb greisen

Kämpfer holen würde.

Sie hatten jetzt den Wald abgesucht und es war ihnen beinahe zum Verhängnis geworden. Sie hatten den Brunnen gesäubert und selbst auf dem Friedhof das Böse bezwungen. Und doch, wenn sie eines erreichten, tat sich ein anderes Ungemach auf. Sie mussten das Übel an der Quelle fassen. Und vielleicht war die Quelle hier, direkt unter ihnen. Oder sie war ganz weit weg, völlig woanders. Es war zum Verrücktwerden, diese Unwissenheit. Vielleicht hatten sie es mit einem Verbündeten des Teufels tun. Vielleicht war ja sogar der Fürst selbst in Wirklichkeit ein Herr des Schreckens. Er wirkte zwar freundlich, aber er ließ sich nie blicken und er gab zwar vor, sich um die Leute seines Dorfes zu sorgen, weilte aber fast nie unter ihnen. Aber Barnabas konnte ja nicht einfach hingehen und ihn danach fragen. Nein, er würde ihm beobachten müssen und darauf hoffen, dass er seine finsternen Machenschaften verriet.

Aber wie sollte er ihn beobachten, wenn er hier im Dorf war und der Fürst unterwegs oder in seinem düsteren Wehrturm. Nun, er könnte Arkadius fragen, das für ihn zu erledigen, aber Arkadius schien sich mit dem Fürst gut zu verstehen. War vielleicht der alte Ritter auch ein Verbündeter der Finsternis? Nein, das konnte nicht sein, auch er hatte schon Eleonora gerettet und sorgte dafür, dass die Männer des Fürsten zu kämpfen lernen. Vielleicht würden sie das auch noch einmal brauchen. Wer wusste das schon?

Nein, es musste einen anderen Weg geben. Etwas, das Barnabas sicher auf die richtige Spur führte und das ohne das Risiko war, in einer finsternen Ecke getötet zu werden.

Und er hatte auch schon eine Idee, was das sein konnte. Das war ein Vorhaben, das viel Mut erforderte, aber es war erprobt, auch wenn es vielleicht schon seit Jahrhunderten nicht mehr angewendet worden war. Denn im alten Folianten seines lange verstorbenen Meisters befand sich ein Rezept für den Trank der Wahrheit. Ein Trunk, der einem die Antworten liefern würde auf die dringenden Fragen, die einen bewegten. Ein Trunk, der nicht ganz ungefährlich war der schon beim einen oder anderen zu leichtem Wahnsinn geführt hatte.

Aber Barnabas war es gewohnt, verschiedene Substanzen zu sich zu nehmen und er wusste auch, welche Gegenmittel er brauen konnte. Durch die neuen Kräuter, die hier im Ort wuchsen, würden seine Tränke auf die eine oder andere Weise auch wirken und er musste es einfach nur tun. Oder er suchte sich einen Freiwilligen?

Nein, die Zeit, andere vorzuschieben war vorbei. Irgendwie hatte er zu seinem inneren Glauben gefunden. Und er war mittlerweile auch der Überzeugung, dass er den Leuten wirklich helfen konnte und er wollte es auch. Und das hier musste bald enden, denn sonst würden sie diesen Kampf vielleicht doch verlieren. Da half auch aller Glauben, das Glück einer Nonne und der Kampfesmut eines alten Ritters nicht. Vor den schwächlichen und verwirrten Dorfbewohnern ganz zu schweigen. Ja, Barnabas würde das tun, was er besten konnte, einen Trank zu brauen.

So verbrachte er die folgende Nacht an seiner Destille. Er wählte die sorgfältigsten Zutaten aus, gab sich alle Mühe. Die Flammen glänzten in allen Farben, die Gerüche erinnerten an ferne Länder und Nächte voller Wohlgeruch

und Alpträume. Zwischendurch schlich er einmal im Dunkeln hinüber in das Haus der Kräuterfrau und sah nach Eleonora. Aber die schlief. Er stellte ihr noch einen Trank hin und eilte dann wieder zurück zu seinem Aufbau.

Tief in der Nacht hatte er sein Gebräu fertiggestellt. Nun musste es noch auskühlen und eine Weile durchziehen, so legte sich Barnabas endlich hin und schlief.

Am nächsten Tag ignorierte er das monotone Treiben draußen im Dorf, aß etwas und wartete darauf, dass der Trank vollendet war. Als sich schließlich der Inhalt der Phiole von einem sonnigen gelb in Himbeerfarbe verwandelte, wusste er, dass es so weit war. Er roch daran. Es roch fruchtig und vielleicht auch ein bisschen scharf.

Nun, was soll es, mein Leben liegt in Gottes Hand, dachte sich Barnabas und kippte den Trank in einem Schluck herunter. Es schmeckte gar nicht so schlecht wie erwartet aber die Wirkung, die blieb vorerst aus. Nervös lief er immer in seinem Raum herum, ging dann heraus auf den Dorfplatz und drehte seine Kreise.

Er bekam gar nicht mit, wer an ihm vorbei lief oder auch nicht, denn seine Gedanken kreisten um etwas, was er nicht fassen konnte. Ja, der Trank begann bereits zu wirken. Alles veränderte sich. Er hörte Geräusche, die er sonst auf solche Entfernungen nicht hören konnte. Seine Fußsohlen spürten den Boden und alles schien in einem seltsamen Schimmer zu versinken.

Doch plötzlich blubberte etwas in seinem Gedärm. Es schien ihm fast den Magen zu zerreißen und er schaffte es gerade noch auf den Donnerbalken zu rennen, bevor das Unheil seinen Lauf nahm. Nachdem er alles entleert hatte, was er in den letzten Tagen zu sich genommen hatte,

wankte er ein wenig zittrig und entkräftet in seinen Raum und sank auf das Bett. Er fühlte sich so unendlich schwer, als würde er gar nicht mehr aufstehen können.

Es drückte seine Arme und Beine nach unten und der Raum begann sich zu drehen. Ja, nun wirkte der Trank. Alles war in einen weißlich-rot scheinenden Schimmer gehüllt, sein Geist wandelte von einem Bild zum nächsten.

Erst war er auf der Wiese mit der Kräuterfrau, dann mit Eleonora auf dem Friedhof. Dann mit der Nonne im Wald, doch diesmal trug sie keine Kleidung und plötzlich kam der ebenfalls nackte Arkadius angelaufen.

Schon verschwanden die Bilder wieder und Barnabas sah das widerliche kauende Gesicht des Nachzehrers vor sich und die stinkenden Blasen der Haut der Basilisken. Er versuchte sich zu konzentrieren mit dem letzten Rest Verstand, der ihm im Moment geblieben war. Er fragte sich, wer war die Ursache all diesen Übels? Und sein Trank gab ihm die Antwort.

Die weiß-rosa Schleier lüfteten sich und es tauchte das Gesicht eines Bösen auf. Erst sah er nur die Augen, doch die zeigten, dass sie nichts Gutes vorhatten. Umhüllt waren die Augen von einem Schatten, in dem ein weiterer Schatten drohte, den Barnabas aber nicht identifizieren konnte. Er wusste, dass er hier den Urheber des Übels sah, das das Dorf peinigte. Und gleichzeitig spürte er, dass das nicht alles war. Würde man dem Bösen nun nicht Einhalt gebieten, würde es sich vom Dorf auf die Nachbardörfer ausbreiten und dann auf die benachbarten Städte und Klöster über das ganze Land, bis es schließlich in der gesamten Welt verbreitet sein würde.

Basilisken würden in mehreren Brunnen nisten, die

Friedhöfe wären voller Nachzehrter und die Leute würden von Albtraum-Dämonen und Aufhockern geplagt werden. Hexerei und Chaos wären an der Tagesordnung. All das spürte er und er wusste, dass es wahr war. Dann schälte sich aus dem Nebel das zu den Augen dazugehörige böse Gesicht heraus. Es war eine Hexe, die sich sicher wähnte und die glaubte, dass niemand ihr auf der Spur sei. Doch Barnabas war es, und er wusste auch wer sie war. Noch erkannte er sie nicht, aber das Gesicht würde sich ihm bald weiter aufzeigen.

Hinter dem Gesicht, noch vor diesem mysteriösen Schatten, der weiterhin dort lauerte, bildete sich ein Raum heraus. Es war eindeutig ein Raum im Wehrturm des Fürsten. War nun tatsächlich der Fürst ein Herr der Finsternis? Aber das Gesicht war das einer Frau. Der Fürst war keine Frau. Und nun erkannte er sie. Barnabas fröstelte. Es war die Bäckerin. Die Bäckerin, die immer mit Eifer im gesamten Dorf umherging, der die einsamen jungen Männer nachschauten und die alle mit einem guten Brot versorgte. Ja, die Bäckerin war eine Hexe. Er wusste es, denn sein Trank hat es ihm verraten.

Er war verwirrt und hatte Angst und er war auch überrascht, denn damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet. Aber er war auch erleichtert, denn mit einer Frau würde man es aufnehmen können. Irgendwie hatte er befürchtet, es mit einem gefallenen Engel oder Satan persönlich zu tun zu bekommen. Aber es war nur eine Hexe, die mit ihren Machenschaften das Dorf verfluchte und die längst vergessenen Bösartigkeit ans Licht holt. Es würde hier und heute enden. Barnabas stand auf, seine Beine zitterten, aber er ließ sich nicht bezwingen. Er wankte

durch den Raum, den er nur schemenhaft erkennen konnte, denn immer noch war alles in einen rosa Nebel gehüllt. Er nahm einen seiner Stärkungstränke, der ihm ein wenig Kraft gab, doch noch wirkte der Trank der Wahrheit.

Plötzlich fand er sich draußen wieder, es war bereits Abend geworden und niemand war zu sehen. Er schlich noch einmal zu Eleonora rüber, die er im rosa Nebel kaum fand. Er wusste nicht, ob sie wach war oder schlief, er konnte es einfach nicht sehen. Aber er sagte ihr, dass er sich um die Hexe kümmern werde und gab ihr noch einen letzten Trank den er in einem Täschchen bei sich trug, damit die von dem Aufhocker Geschwächte wieder zu alter Kraft finden würde. Ja, Barnabas kümmerte sich um seine Freunde. Und Eleonora war eine Freundin. Er wünschte, sie wäre mehr als das, aber das würde wohl ein Traum bleiben.

Doch jetzt würde er sich der Hexe widmen. Er ging durch das Dorf hinüber zum Wehrturm, vorbei an wabernden Säulen aus Grün und Rot, auf die hässliche Fratzen gemalt waren. Über ihm kreisten Fledermäuse, die grüne waren, und ihn genau beobachteten. Aber sie wollten ihm nichts Böses, sie wollten nur schauen.

Hinter ihm lachte es. Er drehte sich um, aber es war nichts. Doch er spürte dass der Aufhocker noch da draußen war. Zwar Meilen entfernt, aber er leckte seine Wunden und er würde wiederkommen. Aber nicht, wenn Barnabas die Hexe besiegte. Da sah er hässliche Hunde und Katzen am Wegesrand, die ihn anbellten und miauten. Er wollte ihnen etwas sagen, aber wusste nicht was. Und so wankte er weiter über den schwankenden Boden und atmete die nach Rosenwasser duftende Luft ein.

Endlich war er am Wehrturm angekommen. Von den

Männern des Ritters war niemand zu sehen und auch der Fürst war nicht da. Der Turm war verlassen. Der Wahrheitstrank zeigte ihm, dass er nur die Treppe hochsteigen musste und dann in dem Raum herauskommen würde, in dem die ahnungslose Hexe darauf wartete, dass ihr der Prozess gemacht wurde.

Barnabas war bereit, er würde sie mit bloßen Händen besiegen und mit der Kraft seines Glaubens. Einen Moment zögerte er noch. Ja, er hatte Angst. Er hatte immer Angst. Aber diesmal würde er die Angst einfach mitnehmen. Er stieg die letzten Stufen hoch, es duftete nach feuchter Wand und Moder.

Die Tür quietschte, als er sie öffnete und in das Versteck der Hexe eintrat. Überrascht saß die Bäckerin in der Ecke und blickte ihn an. Sie hatte abgeschnittene Hasenpfoten vor sich auf dem Tisch liegen, die sie erst noch verstecken wollte, aber als sie an Barnabas Blick bemerkte, dass er wusste was hier geschah, versuchte sie es nicht mehr. Sie stand auf und schloss wortlos die Tür hinter ihm. Er wollte etwas sagen, wollte sie packen, doch er fand seine Worte nicht. »Barnabas, der Wunderheiler«, sagte die Bäckerin mit honigsüßer Stimme. Sie lächelte ihn an, aber hinter dem Lächeln sah er die Fratze des Bösen. Er sah ihre wahre Natur, ihren Egoismus ihre Bosheit und er sah noch ein Schatten der hinter ihr lauerte. Das Böse war mächtig in ihr und er musste es besiegen. Er wusste, dass sie wusste, was er wusste. Also musste er schnell handeln.

Er hob die Hand und streckte sie nach ihr aus, griff aber vorbei. Dabei hatte sie sich gar nicht bewegt. Doch nun tat sie es und sie lächelte ihn an. Dann öffnete sie die Knöpfe ihres Gewandes, sodass es an ihr herunterglitt und sie

vollkommen nackt vor ihm stand. Es war ein Anblick zum Dahinschmelzen. Nicht der feste junge Körper, den er bei Eleonora vermuten würde, sondern ein praller muskulöser Leib einer Bäckerin. Die Haut war immer noch glatt, auch wenn sie vielleicht nicht mehr ganz jung war und er merkte, wie es zwischen seinen Lenden wärmer wurde.

»Ja Barnabas, ich weiß doch, dass du es willst. Komm gesell dich zu mir und lass uns den Ärger des gemeinen Tages vergessen. Lass uns einen Wein trinken.«

Sie griff zu einer Flasche und schenkt ihm ein. Er merkte, dass hier nichts so war, wie es schien. Er merkte, dass sie ihn nur verführen wollte. Er wusste, was er zu tun hatte. Er musste sie bezwingen, besiegen, fesseln. Er musste dem Bösen Einhalt gebieten. Er wollte Gott anrufen, aber er wusste nicht mehr, wie es ging. Er schwankte, sie drückte ihm den Becher in die Hand. Er trank daraus und plötzlich wurde alles dunkel.

Eleonora schreckte hoch. Sie hatte wieder Albträume gehabt und war schweißgebadet. Doch da war noch etwas anderes. Barnabas war in ihrem Lager gewesen und sie erinnerte sich, dass es kein Traum gewesen war. Er hat ihr Heiltränke gebracht, die ihr die Kraft, die sie im Kampf gegen den Aufhocker verloren hatte, wiedergegeben hatten. Er war mehrmals da gewesen. Doch beim letzten Mal war er verwirrt gewesen und hatte sonderbares Zeug gefaselt. Irgendetwas vom Ursprung des Bösen und einer Hexe die er nun aufhalten wollte. Ja, sie wusste noch, dass er wie ein anderer gewirkt hatte.

Sie stand auf, und war überrascht, wie sicher doch ihr Stand war. Ihre Kraft war vollkommen zurückgekehrt, auch wenn sie sich geistig immer noch ein wenig erschöpft fühlte. Sie dankte Gott, dass sie doch irgendwie die letzten Tage überstanden hatte, auch wenn sie insgeheim zweifelte, ob er sie überhaupt hörte. Aber das war nicht wichtig.

Wichtig war, was mit Barnabas geschehen war. Sie zog sich ihre Gewandung an und eilte raus in die beginnende Nacht. Eigentlich war es herrlich, doch sie fühlte sich beobachtet. Sie drehte sich um und lauschte aber nichts zu hören oder zu sehen. Sie tapste rüber zum Haus des Schmiedes, dort war aber nicht zu finden außer dem schnarchenden Schmied selbst, der am Esstisch eingeschlafen war.

Barnabas war nicht hier und auch sonst niemand.

Sie überlegt, hatte er gesagt wo er hingehen wollte? Nein. So stürmte sie einfach drauflos Richtung Wehrturm, um Arkadius um Hilfe zu bitten - wenn sie den Wunderheiler dort fand war es umso besser.

Sie schritt im Halbdunkel den Weg entlang und aus dem Kern des Dorfes heraus. Links und rechts waren Büsche, die

besonders gruselig gewachsen waren und sie fühlte sich erneut beobachtet. Da, hinter dem Holzhaufen, da hatte sich doch etwas bewegt. Ja eindeutig raschelte es. Und sie hörte etwas, dass nach Stimmen klang. War das Barnabas? Sie ignorierte ihre Angst, räusperte sich und rief seinen Namen. Aber statt Barnabas tauchten zwei eindeutig ertappt aussehende Gesichter hinter dem Holz auf. Es war der große stramme Kämpfer Wenzel, den sie noch vor kurzem so angehimmelt hatte und die Frau des Schmiedes. Es war eindeutig, was diese dort getan hatten und einen Moment zögerte sie schockiert.

Doch dann beschloss sie, dass sie das nichts anging und Barnabas wichtiger war. Sie fragte die beiden, ob sie den Wunderheiler gesehen hatten und diese meinten ja, er wäre vor kurzem verrücktes Zeug vor sich hin redend an ihnen vorbei Richtung Wehrturm gegangen und hätte irgendetwas von Zauberei im Turm palavert. Sie hatten ihn aber nicht weiter beachtet, denn, nun ja, sie waren mit anderen Dingen beschäftigt. Eleonora presste sich ein Danke raus und eilte weiter.

Schnell stand sie vor dem Wehrturm, der dort düster im fahlen Mondlicht in die Nacht ragte. Er strahlte eine Kälte aus, die sie so nicht erwartet hätte und sie zögerte hineinzugehen. Was, wenn dort wirklich das Böse war? Würde sie es alleine aufhalten können? Mit ihrem Misserfolg im Glauben? Nein, das würde sie nicht und falls es etwas zu kämpfen gab, dann wäre sie sowieso verloren. Sie ging ein paar Dutzend Schritte weiter zu einer kleinen Hütte, in der Arkadius sein Quartier hatte und klopfte ihn heraus. Er wirkte freudig überrascht, sie zu sehen. Doch als sie ihm erzählte, weshalb sie hier war, verfinsterte sich sein

Ausdruck. Er schalt sie, nicht sofort zu ihm gekommen zu sein und hoffte darauf, dass sie recht behielt. Wenn Barnabas wirklich etwas herausgefunden hatte, hatten sie nun die Chance etwas gegen das unheimliche Böse zu unternehmen. Da Eleonora Arkadius auch von dem ertappten Liebespärdchen erzählt hatte, schnappte er seine Ausrüstung, nahm sie an der Hand und eilte zu den beiden Turteltäubchen zurück. Dann befahl er seinem Kämpfer mitzukommen und sie zogen zu dritt zum Wehrturm. Vorsichtig betraten die drei den Bau, der alte Arkadius und Eleonora Seite an Seite und Wenzel als Rückendeckung. Sie gingen die eiskalten steinernen Treppen im Düsternen nach oben, einige halb heruntergebrannte Fackeln spendeten trübes Licht. Die Stille war beängstigend und sie hörten das Kratzen ihre Füße über den Stein. Es roch sonderbar nach einer Mischung aus teurem Parfüm und vertrockneten Kräutern.

Eleonoras Herz klopfte, denn sie befürchtete, es könnte sich tatsächlich eine Hexe hier verbergen. Vielleicht hatte diese Barnabas schon verzaubert und in einen Zaubertrank geworfen oder viel Schlimmeres getan. Da Eleonora noch nie eine Hexe gesehen hatte, wusste sie nicht, was diese wirklich taten, aber nachdem was in den letzten Wochen erlebt hatte, würde sie gar nichts mehr überraschen.

Sie bekreuzigte sich und Arkadius tat es ihr nach.

»Ich glaube dort oben hinter der Tür habe ich etwas gehört, Eleonora.«

»Warte hier, ich gehe zuerst!«

»Nein, wir wollen deinen hübschen Hals nicht riskieren, wenn wir doch die knorrige Eiche vorschicken können.« Er lächelte sie schief an.

Sie nickte und gemeinsam traten sie vor die Tür, hinter der sich die sonderbaren Geräusche verbargen. Arkadius griff den schweren Eisenring, den man ziehen musste um die Tür zu öffnen, und zog vorsichtig. Die Tür bewegte sich nur einen kleinen Spalt aber auf einmal gab es ein schrilles Pfeifen und Eleonora wurde regelrecht hineingesaugt. Die Tür fiel krachend hinter ihr zu. Sie drehte sich um und rüttelte. Nein, sie war verschlossen.

Sie befand sich von den anderen getrennt in einem der oberen Räume des Turmes. Sonderbare Gerätschaften waren an den Wänden aufgebaut und Schränke mit noch sonderbarerem Zeug, oder Dingen, die selbst die Ausrüstung Barnabas in den Schatten stellten. Barnabas selbst war auch dort. Er lag bewusstlos und gefesselt in einer Ecke neben ein paar alten Säcken. Neben ihm ein großer Kessel, in dem etwas brodelte. Es schien tatsächlich eine Art Hexenküche zu sein.

Wie aus dem Nichts stand plötzlich auch eine solche vor Eleonora. Sie erkannte sie sofort als die Bäckerin, aber sie sah verändert aus. In ihren Augen funkelte eine Energie, die einen fast blendete. Sie wusste nicht ob das Bosheit oder reiner Zorn war.

»Warum könnt ihr mich nicht einfach in Ruhe meine Dinge tun lassen?«, fauchte die Bäckerin.

Eleonora antwortete nicht. Sie hatte nur Augen für Barnabas, der äußerst bleich aussah und vielleicht sogar schon tot war.

»Was hast du mit ihm gemacht?«

»Das, was sich auch gleich mit dir machen werde, du naives junges Ding. Kommst her und verbreitest einen verlogenen Sermon. Ihr lächerlichen Gottesleute hattet hier nichts

verloren.«

Noch bevor Eleonora etwas antworten konnte, griff die Hexe nach ihr. Sie packte sie am Arm und ihre Hand hatte die Kraft eines Schraubstockes. Die Schmerzen und die Angst verliehen Eleonora ungeahnte Energie. Zum ersten Mal in ihrem Leben musste sie nun kämpfen und sie war froh, dass es nicht ein bewaffneter Krieger war.

Aber als sie sich gegen die packenden Klauen der Hexe wehren wollte merkte sie, dass es nicht einfacher werden würde. Diese Frau war zwar viel älter als sie, aber auch viel stärker. Und ja sie hatte irgend eine Kraft, die nicht von dieser Welt war. Die Hexe grinste sie an und fluchte in einer fremden Sprache und versuchte sie zu packen und festzuhalten. Das gelang ihr auch beinahe, doch Eleonora war stärker als sie sich selbst zugetraut hätte. Sie wand sich und bog sich und konnte immer wieder ihre Arme befreien und versuchte die Hexe zu schlagen und sie von sich zu drücken.

Für einige Momente artete alles in einer wilden Rauferei aus, bis die Hexe ihr mit den spitzen Fingernägeln so über das Gesicht fuhr, dass Eleonora das Blut aus den Kratzern heraus schießen spüren konnte. Mit einem Aufschrei sank sie auf die Knie und hielt sich das Gesicht. Noch bevor sie wusste, was los war, bekam sie einen dumpfen Schlag auf den Hinterkopf und landete auf dem Boden. Sie war zwar nicht bewusstlos aber fast und bekam nur noch am Rande zwischen lauter pochenden Schmerzen mit, wie sie gefesselt und in eine Ecke gezogen wurde.

Arkadius fiel beinahe vom Glauben ab. Die Geräusche hinter der Tür verrieten eindeutig, dass dort tatsächlich

eine Hexe war, die nun wohl gerade die junge Eleonora verzauberte oder tötete und dasselbe vermutlich schon mit Barnabas getan hatte. Einerseits war Arkadius erleichtert, denn sie hatten nun die Quelle des Übels gefunden. Aber andererseits war er von ohnmächtiger Wut, denn es gelang ihm einfach nicht, die Tür zu öffnen und seiner Freundin zu Hilfe zu eilen. Das war die Nonne mittlerweile für ihn, eine Freundin. Obwohl sie das getan hatten, was echte Freunde normalerweise nicht taten, aber irgendwie passte alles zusammen. Und nun würde er sie gleich wieder verlieren, gerade erst, nachdem sie sich wirklich kennen gelernt hatten.

»Lass mich mal!«, rief Wenzel, sein junger und starker Begleiter. Vielleicht war das wirklich das Richtige, den jungen Stier heran zu lassen, der hatte vielleicht mehr Glück, die Tür aufzubrechen. Wenzel bearbeitete die Holztür mit Schwertknauf und Fuß und sie ächzte und donnerte zwar, öffnete sich aber dennoch nicht. Irgendein vermaledeiter Zauber hielt sie zu.

Arkadius bekreuzigte sich und fing trotz seiner Enttäuschung Gott gegenüber an zu beten. Wie konnte der Herr solche Dinge nur zulassen? Das hatte er sich in der letzten Wochen so oft gefragt doch war er nicht vom Glauben abgefallen und er würde es auch nun nicht tun, denn er würde sich von diese furchtbaren Ungeheuern, welcher Natur sie auch immer waren, nicht beirren lassen. Doch sobald er gebetet hatte, tauchten um sie herum plötzlich bläulich leuchtende Krieger auf, die mehr Licht als Sein waren. Wenzel und er packten zeitgleich ihre Schwerter mit der linken an der Klinge und mit der rechten am Griff, sodass sie in der Enge noch zu gebrauchen waren.

Sie wehrten sich gegen die Trugbilder, die mal wie Nebel und mal wie echte Kämpfer wirkten. Und sie schienen auch echt zu sein, denn sie wurden von schmerzhaften Hieben getroffen, die sie nicht kommen sahen.

Aber sie gaben nicht auf und schlugen um sich und beteten dabei. Und mit jedem heiligen Wort, das ihren Mund verließ, fiel es ihnen leichter, die Trugbilder zu bezwingen. Auf einmal waren sie zerplatzt wie Regentropfen auf hartem Stein. Arkadius und Wenzel waren wieder allein. Arkadius sah seinen jungen Kampfgenossen an und nickte ihm zu. »Jetzt gilt es!«

Wenzel rammte den Knauf seines Schwertes mit einem Hieb gegen die Tür, der einem Ochsen das Genick gebrochen hätte. Diesmal sprang die Tür auf und mit einem Schrei stürmte der junge Mann hinein. Arkadius wollte ihm folgen aber, er wurde von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten. Er schnaufte und ächzte aber er kam einfach nicht weiter. Es war, als würde er gegen einen unsichtbaren Wind ankämpfen, der es ihm nicht erlaubte, die Schwelle zu betreten. Und so musste er zusehen, was hinter dieser Schwelle geschah.

In der Ecke lagen Eleonora und Barnabas gefesselt in einer Art Hexenküche. In der Mitte der Küche mit funkelnden Augen die Bäckerin, die offensichtlich tatsächlich eine Hexe war.

»Garstiges Biest!«, rief Arkadius und wollte in den Raum stürmen doch es gelang ihm immer noch nicht.

»Haue ihr den Kopf runter!«, rief er Wenzel zu und dieser versuchte genau das. Er schwang sein Schwert und stürmte auf die Hexe zu. Doch diese streckte ihre Hand aus und Wenzel prallte wie gegen eine Mauer. Es ging ihm

anscheinend genauso wie Arkadius, denn er konnte nicht vor und womöglich sogar nicht zurück. Sein Kopf wurde rot, die Adern traten heraus, während er versuchte, die unheilige Bäckerin zu erreichen. Doch diese lachte nur dreckig.

»Du willst mir also den Kopf abhauen, Wenzel. Du Narr. Du warst schon immer nicht sehr helle gewesen. Es wundert mich, dass du dich durch deine Dummheit nicht selbst entleibst, wenn du mit dem Schwert kämpfst. Und wie willst du mich besiegen wenn du alt und schwach bist?« Sie deutete mit dem linken Zeigefinger auf Wenzel und Arkadius traute seinen Augen nicht. Sein junger Freund alterte in wenigen Augenblicken um Jahrzehnte! Mit einem Mal stand da nur noch ein grauhaariger Greis, der nicht mehr die Kraft hatte, sein Schwert zu halten und es zu Boden gleiten ließ. Er kämpfte mit dem Gleichgewicht und schnaufte und sah gebeugt aus faltigen Augen seine Widersacherin an. Diese lachte erneut und mit einigen schnellen Hieben ihrer spitzen Fingernägel zerkratzte sie dem mittlerweile uralten Mann das Gesicht. Dann trat sie ihm zwischen die Beine, sodass er hinfiel und trat noch einige Male nach. Der ehemals starke junge Mann lag gekrümmt und womöglich bewusstlos am Boden. Arkadius hatte Schaum vorm Mund.

»Himmel hilf!«, rief er und stürmte gegen die Barriere an. Diese war auf einmal weg und er wäre fast hingeflogen, so wie er nun nach vorne sauste in Richtung der Hexe, die einen seiner Freunde nach dem anderen ausgeschaltet hatte.

»Freu dich nicht zu früh, du Möchtegern-Drachentöter! Ich habe dich hereingelassen und ich entscheide, was mit dir

passiert. Und du wirst genau dasselbe Schicksal erleiden wie dein tumber Freund. Denn auch du wirst dich dem Alter beugen müssen und schließlich meinen Händen.«

Sie deutete auf ihn und wirkte ihren unheilvollen Zauber.

Arkadius erstarrte. Er wartete, die Schwäche und das Alter zu spüren, aber da war nichts. Sein Rücken schmerzte nicht mehr als sonst, genauso wenig wie seine Gelenke. Sein nicht mehr ganz so volles Haar war immer noch so weiß wie zuvor und sein Gesicht noch so faltig und seine Finger noch so krumm wie zu Anfang.

Ja, der Fluch der Hexe verpuffte, denn er war schon alt und schwach. Aber er war nicht so schwach, dass er nicht kämpfen konnte. In diesem alten Haus brannte noch Feuer. Triumphierend lachte er der Hexe ins Gesicht und stürmte vor. Diese riss die Augen entsetzt auf als sie merkte, dass ihr Zauber keine größere Wirkung hatte. Aber bevor sie sich in Sicherheit bringen oder wehren konnte rammte ihr Arkadius mit aller Erfahrung und Kraft, die er noch hatte, seine rechte Faust ins Gesicht.

Die Nase brach knirschend, Blut spritzte, die Hexe flog nach hinten und knallte mit dem Schädel auf dem Steinboden auf. Dort blieb sie reglos liegen.

Arkadius lachte triumphierend. Sein Herz klopfte, dass es ihm fast aus der Brust sprang, aber er fühlte sich trotz aller Schmerzen herrlich jung. Doch seine Freude währte nur einen Moment. Er vergewisserte sich, dass die Hexe liegen blieb, dann sah er nach seinen Freunden. Barnabas und Eleonora waren zwar gefesselt, aber sie atmeten und lebten und schienen auch einigermaßen unversehrt. Dann wandte er sich an Wenzel, seinen jungen Kämpfer, der langsam aber sicher sein ursprüngliches Aussehen wieder annahm.

Auch er atmete, wenngleich er noch bewusstlos und schlimm zerkratzt war.

Arkadius entspannte sich. Nun hatten sie das böse tatsächlich besiegt und überlebt. Oder etwa nicht? Irgendwie fühlte er sich noch nicht befreit. Er sah sich um, und wartete nur darauf, dass noch etwas erschien und ihn angreifen würde. Aber da war nichts. Er bekreuzigte sich und atmete tief durch.

Barnabas saß in seinem Zimmer vor seiner Tranksammlung. Er nahm einen nach dem anderen in die Hand, wog sie hin und her, begutachtete die Farbe und die Konsistenz der Flüssigkeit. Mittlerweile war er wieder klar im Kopf, denn die Nachwirkungen des Tranks der Erkenntnis waren abgeklungen. Ebenso der finstere Zauber der Hexe. Er war Arkadius unendlich dankbar, dass er die falsche Bäckerin letztendlich bezwungen und ihn und seine anderen Freunde gerettet hatte. Jetzt war die große Frage: was tun? Eleonora hatte sich zurückgezogen und betete um ihr Versagen wiedergutzumachen und Gott um Hilfe gegen das Böse anzurufen. Arkadius hatte vorgeschlagen, aus der Hexe heraus zu prügeln, wieso sie das getan hatte und was alles dahinter steckte, denn alle drei waren sich einig, dass hier noch längst nicht das letzte Wort gesprochen war. Das zeigte auch die Situation im Dorf, denn es hatte sich nichts geändert, im Gegenteil, irgendwie war alles noch düsterer und chaotischer geworden. Eine finstere Macht schwebte über allem und nur die Hexe wusste, wer oder was diese war. Doch die Methode Arkadius' fand Barnabas nicht richtig. Denn sie war zwar eine Hexe, doch sie konnte froh sein, auch nur den ersten Hieb des alten Ritters überstanden zu haben. Und so wie er diesen zähen Kämpfer einschätzte, wäre die Frau am Ende des Tages tot und nichts wäre gewonnen. Nein, Barnabas wusste, wie man die Wahrheit aus ihr herausbekommen konnte. Nämlich buchstäblich mit ihrer eigenen Medizin. Da stand er auf, griff sich ein Fläschchen mit einer gelblich-grünen Flüssigkeit und betrat den großen Raum der Schmiede, der direkt an sein Kämmerchen angrenzte. Dort saß ganz alleine die Bäckerin gefesselt und

mit zugeschwollenem Gesicht. Sie blickte ihn finster an und sagte nichts.

Genau das, was sie den halben Tag ständig getan hatte. Keine Versuche, ihn zu verhexen, zu überreden oder zu fliehen. Einfach nur ein böser Blick, in dem ein Wissen zu stecken schien, das Barnabas nicht deuten konnte. Aber bald würde er alles wissen, was er wissen musste. Und dann könnten er und seine Freunde hoffentlich etwas gegen die Finsternis im Herzen unternehmen.

Er stellte sich vor die Hexe, die sich weigerte ihn direkt anzusehen. Ansonsten war niemand hier, denn die Tür der Schmiede war geschlossen und aus irgendeinem Grund interessierte es die Dorfbewohner recht wenig, was in der letzten Nacht am Wehrturm geschehen war. Jeder war nur noch mit sich selbst beschäftigt und niemand verhielt sich so, wie es in so einer Situation angemessen wäre.

Es schien, dass nur Eleonora, Arkadius und Barnabas noch bei klarem Verstand waren mit Abstrichen vielleicht der junge Kämpfer, der sich aber noch vor den Auswirkungen des Hexenfluchs erholen musste. Und so stellte sich Barnabas nah an die böse Bäckerin, griff mit der linken Hand hinter ihren Kopf und drückte mit Daumen und Zeigefinger fest dort zu, wo der Kiefer am Schädel befestigt war. Mit einem schmerzenden Quicken öffnete die Frau ihren Mund und Barnabas goss ihr den Inhalt des Fläschchens hinein.

Dann ließ er mit der Linken los, hielt ihr den Kiefer zu und beobachtete, wie sie mit rollenden Augen hustend die Flüssigkeit herunterschlucken musste. Dann nahm er sich einen Schemel von der Wand, setzte sich vor sie und wartete.

Die Hexe versuchte, nicht beeindruckt zu sein von dem, was er mit ihr gemacht hatte. Aber es gelang ihr nicht. Er sah die ersten Zweifel in ihrem Augen, ein leichtes Zittern der Hände und die Gesichtsfarbe änderte sich von hellbleich zu weißbleich. Dann begann sie leicht zu schielen, ihre Pupillen wurden schwarz und Speichel troff aus ihren Mundwinkeln. Nachdem, was Barnabas wusste, war sie nun so weit. Er stand auf, räusperte sich und sah die Hexe an. Mit leerem Blick schaute sie ihm nun direkt ins Gesicht. Aber man hatte nicht den Eindruck, dass sie noch wusste, wer er war und wo sie war.

»Beginnen wir mit einer einfachen Frage. Hast du den Priester getötet, der vor kurzem hier gewesen war?«
Ein Funkeln des letzten Restes Widerstand in den Augen der Hexe erlosch gerade. Sie öffnete den Mund und antwortete mit schwerer Zunge. »Nein, das war der Schmied. Aber ich habe ihn dazu gebracht.«

»Hast du ebenfalls jemanden dazu gebracht, die alte Nonne und Reisegefährtin von Eleonora verschwinden zu lassen?«
»Nein, davon weiß ich nichts.«

Barnabas wusste, dass sie die Wahrheit sprach. Dieser Trank ließ nicht zu, dass jemand log. Außerdem war die Oberschwester wohl nie im Dorf gewesen.

Barnabas formulierte die Frage anders. »Hast du den Aufhocker in die Welt gesetzt, damit er Unheil stiftet und Arme und unschuldige Menschen überfällt und ihn die Kraft aussaugt?«

»Nein, das war ich nicht.«

»Wer war es dann?«

»Der Meister.«

»Wer ist der Meister?«

»Unser aller Befreier, der uns den eigenen Willen und das Recht auf freie Entscheidungen bringt.«

»Von wem sprichst du?«

»Vom Meister.«

Barnabas rieb sich mit den Fingerspitzen die Augen. Er seufzte.

»Wo ist der Meister?«

»Er ist hier, unter uns.«

»Wo genau?«

»Im Wehrturm, ganz oben.«

»Meinst du etwa den Fürsten?«

Barnabas hatte es doch gewusst, mit dem Fürsten stimmte etwas nicht. »Nein, der Fürst ist nur ein harmloser Wicht.«

»Wer ist dann der Meister?«

»Der Lichtbringer, der Warmherzige, der Befreier.«

Lichtbringer. Langsam Begriff Barnabas, wen sie meinte.

»Du sprichst von Satan, Beelzebub, dem Teufel?«

»Genau.«

Barnabas blieb die nächste Frage im Halse stecken.

Entweder war es wirklich so oder die Hexe glaubte nur, dass der Teufel unter ihnen weilte. Hier in diesem Dorf, in diesem Turm.

Er schüttelte den Kopf und konzentrierte sich. »Ist der Meister für all das verantwortlich, was hier passiert?«

»Ja und nein.«

»Erläutere das.«

»Er hat uns alle befreit. Auch das, was im Brunnen lebt, im Wald, oder in der Luft. Auch das, was in den Köpfen passiert. Es war schon immer da, der Meister hat ihm nur geholfen wieder frei zu sein.«

»Also hat der Meister, also ich meine den Teufel, nicht all

diese Dinge hervorgerufen, sondern nur ermöglicht, dass sie erscheinen?«

»So ist es.«

»Wie können wir ihn aufhalten?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube, niemand kann ihn aufhalten.«

»Wo kam er her?«

»Auch das weiß ich nicht, er war auf einmal da. Er war schon immer da, wir haben es nur nicht gewusst.«

Arkadius bemerkte, dass die Hexe immer weiter nach vorne sank und aus dem Rinnsal an Speichel ein regelrechter Fluss geworden war. Die Augen begannen, trüb zu werden die Stimme wurde immer schwächer. Er hatte ihr hoffentlich keine zu hohe Dosis verabreicht.

»Verrate mir seine Schwachstellen, Hexe.«

»Er hat keine Schwachstellen. Er ist der Meister, der Befreier, der Lichtbringer.«

Mit diesen Worten schloss sie die Augen, sank vornüber und fing an zu würgen.

Barnabas richtete sie wieder auf, zog ihre Fesseln fester und wischte ihr den Mund sauber. Sie bekam einen Hustenanfall und erbrach alles, was sie in den letzten zwei Tagen zu sich genommen hatte genau vor Barnabas auf den Boden, der gerade noch einen Satz zurück machen konnte. Dann sank die Hexe mit dem Kopf nach hinten und fing an zu schnarchen.

Barnabas hielt sich die Nase zu, denn das, was aus dem Weib gekommen war, roch einfach widerwärtig. Offenbar war die Befragung vorbei, aber er wusste alles, was er wissen musste. Und das war wahrlich nichts Gutes.

Nur kurze Zeit später war Barnabas mit Arkadius und Eleonora im Haus der Kräuterfrau und sie beratschlagten sich. Sie wussten nun, wer für alles verantwortlich war. Sofern die Hexe ihren Verstand nicht verloren hatte, war es offenbar der Antichrist selbst. Das Böse an sich. Sie sahen sich an und alle waren sich einig, dass sie der Hexe bis aufs letzte Wort glaubten.

Keiner von ihnen hätte noch vor wenigen Wochen wirklich an den Satan geglaubt. Aber nachdem, was hier alles geschehen war, was sie erlebt hatten und wie knapp sie den Tod entronnen waren, passte es einfach nur.

Doch nun war die große Frage, wie bezwang man den Fürst der Finsternis selbst? Oder sollte man einfach fliehen und das Dorf sich selbst überlassen? Nein, das wollte keiner der drei. Eleonora hatte funkelnde Augen bekommen, nachdem sie wusste, was mit ihrem Mitbruder und ihrer Mitschwester geschehen war. Wann hatte man schon einmal als Nonne Gelegenheit, dem Teufel persönlich gegenüber zu treten und ihn zur Rechenschaft zu ziehen? Aber sie gab auch offen zu, dass sie nicht wusste, ob die Kraft ihres Glaubens ausreichen würde, diese Prüfung zu bestehen.

Und sofort übertrafen sich Arkadius und Barnabas gegenseitig darin, ihrer jungen Freundin Mut zu machen. Sie würden sie brauchen, denn wer wäre besser geeignet im Kampf gegen den Teufel als eine Nonne?

Und Arkadius hatte sich geschworen, das Dorf zu beschützen und das würde er auch tun, selbst wenn er es mit Satan persönlich aufnehmen musste. Barnabas selbst war einen Moment hin und hergerissen. Sein Leben war ihm schon lieb und er wusste nun wirklich nicht, auf was er

sich einließ. Er kannte niemanden, der vorher mit dem Teufel zu tun gehabt hatte und vielleicht war er viel schlimmer als es in den alten Büchern hieß. Aber er würde diese Menschen hier nicht im Stich lassen, die mit Sicherheit mit überhaupt nichts mehr alleine fertig werden würden. Wenn es jemand schaffte, den Teufel aufzuhalten dann sie drei.

Natürlich konnten sie auch gehen und Hilfe bei der Kirche suchen und mit vielen Priestern und wem auch immer wiederkommen. Aber bis dahin war es vielleicht schon zu spät. Denn sie spürten regelrecht körperlich, wie das Böse immer weiter wuchs und vielleicht war es bereits jetzt schon zu spät, es aufzuhalten. Sie hatten die ganzen letzten Tage nur die Symptome bekämpft, anstatt das Übel direkt an der Wurzel zu packen. Und jetzt, da sie endlich erkannten, wo es her kam, war mit Sicherheit Eile geboten. Wenn es, wie gesagt, nicht schon zu spät war.

Doch was tun? Wie besiegte man den Fürsten der Finsternis? Sie beschlossen, sich in kurzer Zeit so schnell es ging auf alles vorzubereiten. Arkadius schärfte sein Schwert betend und rieb sich all die Erfahrung seiner Schlachten und seines Wanderlebens ins Gedächtnis. Barnabas packte alles an Kräutern, Talismanen und Tränken ein, was ihm irgendwie nützlich schien. All seine Taschen und Gürtel waren vollgestopft und er wusste genau was wo steckte. Falls es irgendetwas gab, was man mit einem Trank bereinigen konnte, dann würde er es schaffen.

Und Eleonora versuchte ihr Herz mit dem Gebet zu stärken und stand mal Arkadius und mal Barnabas zur Seite, las aus dem alten Folianten vor und sie erzählte, was sie im Kloster über Satan gelernt hatte. Den Bösen, den Blender, den

Lügner.

Sie hatten nicht das Gefühl wirklich vorbereitet zu sein, aber sie wussten auch nicht, was sie sonst noch tun sollten. Es war, als rief sie dieser Turm. Er wollte, dass sie jetzt kamen, nicht später und nicht anders. Die Zeit war jetzt gekommen und sie konnten sich nicht widersetzen. Ja, es schien richtig und falsch gleichermaßen zu sein und egal was passieren würde, es war unausweichlich.

Und so schritten sie gemeinsam Richtung Turm. Die Straßen waren leer, der Himmel klar und der Wind rauschte durch die Bäume. Ohne sich anzusehen oder sich abzusprechen nahmen sie sich an der Hand. Der alte runzelige Ritter mit dem scharfen Schwert, die bildschöne, unerfahrene und zweifelnde Nonne und der mit allen Wassern gewaschene Wunderheiler mit dem unansehnlichen Antlitz. Sie waren so verschieden und doch teilten sie dasselbe Schicksal.

Gemeinsam betraten sie den Turm. Nichts hielt sie auf, es war eher, als ständen ihnen die Türen offen und man erwartete sie. Gemeinsam gingen sie schweigend und jeder in seine eigene Gedanken vertieft die Treppe nach oben. Nach dem Stockwerk mit dem Zimmer der Hexe ging es noch weiter, auf einer Treppe, die vorher keiner von ihnen gesehen hatte. Und die es vielleicht auch nicht gegeben hatte.

Sie stiegen nach oben, gemeinsam Hand in Hand, aufgeregt und doch irgendwie innerlich ruhig. Alles war richtig so wie es war. Und plötzlich war jeder allein.

Plötzlich stand Barnabas auf der Spitze des Turmes. Rundherum schwarze Nacht, über ihm die Sterne. Er hatte gar nicht gemerkt, wie er durch ein Fenster oder eine Öffnung nach oben gekommen war, aber es wurde noch schlimmer. Denn plötzlich fing er an zu schweben! Schon war der Turm einen Schritt unter ihm, dann zwei, dann zehn. Eine unbekannte Macht hob ihn empor und ließ ihn über dem Gemäuer und dem umgebenen Wald fliegen. In der Ferne glommen Lichter des Dorfes und ganz weit hinten am Horizont zwischen schwarzen Flügeln und dunkelblauem Himmel schienen noch andere Flammen zu leuchten. War es eine sehr ferne Stadt? Irgendwie hatte er keine Angst vorm Fliegen, auch wenn er nicht verstand, warum es jetzt so war.

Doch er hatte Angst vor dem, was nun unausweichlich kommen musste. Er spürte es in jeder Faser seines Körpers. Als dann im Himmel vor ihm Schemen eines Mannes auftauchten, der nur in eine Kutte gehüllt und dessen Gesicht von einer Kapuze verdeckt war, überraschte es ihn nicht mehr. Er zitterte am ganzen Körper aber es war nicht nur die Angst, sondern auch die Neugier auf das, was nun kommen mochte.

»Weißt du, warum du hier bist, Barnabas?« Die verhüllte Gestalt sprach mit einer lauten, aber dennoch angenehmen Stimme. Barnabas schluckte. »Nein«, antwortete er ehrlich. »Du bist hier, um dich von Gott loszusagen, von einem Gott, an den du ohnehin nicht glaubst. Wenn du es nicht tust, erwartet dich Verdammnis. Wenn du es tust, winkt wahre Freiheit.«

Barnabas überlegte, was er sagen sollte.

»Ich soll mich von Gott lossagen? Doch wie soll ich das

machen?«

»Du musst es nur in Worte fassen. Sag, dass du ihm abschwörst und dass du ab sofort deinen eigenen Weg gehen wirst. Einen Weg, den du ohnehin schon oft beschritten hast. Und der letzte Schritt wird dich noch ein wenig weiter führen. Zu einem Gefühl, endlich dein eigener Herr zu sein und wahre Freiheit zu besitzen, so wie du es dir jetzt noch nicht vorstellen kannst.«

Irgendwie schienen nicht-menschliche Augen Barnabas anzusehen, auch wenn er sie in dem Dunkel hinter dieser sonderbaren Kapuze nicht erkennen konnte. Mittlerweile hatten sich seine Augen auch an die Dunkelheit gewöhnt und er konnte das Dorf, den Wehrturm, den Übungsplatz und die Welt ringsherum fast so gut erkennen wie am Tage. Er hatte immer noch Angst, aber irgendwie war sie schwächer als er befürchtet hatte. Ja, das war wohl tatsächlich Satan vor ihm. Aber er war anders, als er es gelesen hatte und anders, als er es befürchtet hatte. Er hatte nicht den Eindruck, bestraft zu werden, wenn er jetzt nicht auf ihn hörte – selbst die Drohung mit der Verdammnis erzeugte keine Furcht. Und die Forderung sich von Gott loszusagen war lächerlich. Daran hatte er noch nie gedacht.

Andererseits, was wäre so schlimm daran? Würde es Gott überhaupt interessieren ob er, der Quacksalber sich von ihm los sagte oder nicht? Aber Satan schien es zu interessieren. Warum nur?

»Ich weiß nicht genau, wer du bist«, sagte Barnabas, »aber ich kann es mir denken. Und ich weiß nicht was du mit mir tun wirst, wenn ich deinem Befehl nicht Folge leiste. Aber was hast du davon, wenn ich mich von Gott lossagen?«

»Du verstehst das falsch, Wunderheiler. Das ist kein Befehl. Das ist eine Möglichkeit. Und ich habe davon, dass ich ein weiteres Stückchen dieser Welt von der strengen Hand des selbst ernannten Schöpfers befreit habe. Schau dich doch einmal um: Täglich werfen sich die Menschen zu Boden und stellen sich unter ein Herren, den sie noch nie gesehen haben und der ihnen in keinsten Weise hilft. Sie leben und doch sterben sie irgendwann. Sie lesen in angeblich heiligen Büchern und machen sich immer wieder ein schlechtes Gewissen. Stattdessen könnten sie einfach tun, wofür sie hier sind und sich nicht von einem Herren, der sich nicht für sie interessiert, Knechten lassen.«

»Ich gebe dir recht, Fürst der Finsternis, wenn du sagst, dass die Menschen sich oft zum Knechte machen. Aber ich tue das nicht. Ich folge meinem eigenen Weg.«

»Aber auch du hast den Herren schon oft um Hilfe angefleht. Und hat er sie dir gebracht? Nein, alles, was ihr hier getan habt und auch alles, was ihr zuvor getan habt, entstammte eurem freien Willen. Ihr könntet noch viel mächtiger sein und noch viel mehr bewegen, wenn ihr euch vom Stiefel des Herren befreien würdet.«

»Vielleicht hast du recht. Doch juckt es den Herren überhaupt, wenn sich ein kleiner Mensch wie ich kratzt und ihm abschwört?« Barnabas sprach aus, was er soeben nachgedacht hatte. Er sprach mit dem Fürsten der Finsternis wie mit einem lange vermissten Freund. Auch wenn er so nicht fühlte, so wusste er, dass er so mit ihm sprechen konnte. Es war fast, als ermutigte ihn die Präsenz des Verhüllten dazu.

»Du hast es richtig erkannt, Barnabas. Den Herren kümmert es nicht, was du sagst oder machst oder ob du dich von ihm

lossagst oder nicht. Aber mir würde etwas es etwas bedeuten und vor allem dir. Sage dich von ihm los, spricht die Worte und du bist frei. Du wirst eine neue Stufe der Existenz erfahren, die du vorher nicht für möglich gehalten hättest.«

Barnabas zögerte einige Momente. Das war alles so absurd, so unreal. Und doch war es echt. Nun sollte er sich entscheiden, ob er sich Gott lossagte? Einem Gott, der immer da war, der immer da sein würde? Es stimmte schon, er hatte nie das Gefühl gehabt, dass Gott ihn leitete. Aber er hatte eben auch nicht das Gefühl gehabt, dass er ihn im Stich ließ. Was würde passieren wenn er sich von ihm abwandte? Wäre es dem Allmächtigen wirklich egal? Und was hatte der verhüllte Satan wirklich davon?

»Nein, Fürst der Finsternis. Ich kann mich hier und jetzt nicht von Gott lossagen. Vielleicht mag er zutreffen was du sagst, und ich werde frei sein und er kümmert sich nicht um mich. Doch so etwas muss wohl überlegte sein.

Außerdem: irgendwann ist dieses Leben vorbei. Und was ist mit dem Leben nach dem Tod? Werde ich dann noch empfangen, wenn ich mich von ihm lossagen? Nein, lass mich gehen, du wirst von mir nicht das Gewünschte bekommen. Und auch wenn du mich strafen magst, ich werde dabei bleiben.«

So selbstsicher Barnabas mittlerweile sprach und so sehr seine Angst verschwunden war, so wusste er, dass seine Worte nur eine Täuschung waren. Wer wusste schon, was er alles tun würde, wenn der Fürst der Finsternis ihn zu etwas zwang? Er war noch nie ermutigt gewesen. Auch wenn ihn die fehlende Angst nun überraschte, wusste er nicht, was unter der Androhung von schlimmer Gewalt

passieren würde.

Aber nichts dergleichen geschah. Der Verhüllte lachte gesichtslos. »Ich werde dich sicher zu nichts zwingen, Barnabas. Ich bin hier um dich zu befreien. Auch wenn ich deine Worte höre, weiß ich, wie du dich im Herzen entschieden hast. Daher werde ich, so wie du es wünschst, dich nun gehen lassen.«

Und ohne ein Geräusch war die Gestalt am Firmament verschwunden. Barnabas zweifelte einen Moment. Er wusste, wie er sich im Herzen entschieden hatte. Was sollte das heißen? Er dachte, er kannte die Antwort schon, aber er hatte keine Zeit länger darüber zu grübeln. Er warf einen Blick nach unten und merkte: er fiel.

Eleonora betrat einen saubergeputzten Steinraum. Vor ihr ein mit rotem Samt gepolsterter Stuhl. Im Kamin brannte ein Feuer. Am Fenster stand ein Mann mit dem Rücken zu ihr. Ihre Freunde waren weg, aber sie wusste, dass sie noch irgendwo lebten. Sie wusste auch, wenn der Mann war. Er drehte sich um und sah sie an und sie war überrascht wie angenehm er anzusehen war. Vielleicht kein Schönling aber irgendwie hatte er etwas Vertrauenerweckendes, Fröhliches und Sympathisches an sich. So hatte sie sich immer einen großen und freundlichen Bruder vorgestellt, den sie nie gehabt hatte.

Sie erschauerte. Gefiel ihr der Teufel etwa? Sie bekreuzigte sich.

Satan lächelte sie freundlich an. »Du brauchst dich nicht zu bekreuzigten. Das ändert nichts. Ich werde auch gleich sagen, warum du hier bist. Ich möchte dir den letzten Stoß geben.

Sage dich endlich von Gott los. Du weißt doch schon lange, dass du im Herzen keine Nonne bist. Du hast es schon im Kloster gewusst und hier im Dorf hast du es jeden Tag aufs Neue erfahren.«

Eleonora schwieg. Satan funkelte sie mit freundlichen Augen an und redete weiter. »Schau, Eleonora, der Herr mag seine Qualitäten haben, aber du weißt so wie ich, wie niederträchtig die Kirche ist. Sie lässt kleine Mädchen von Zuhause holen, bezahlt Eltern Geld und sperrt sie in ein Kloster. Dort werden sie jahrelang aufgezogen, müssen gehorchen und tun, was man ihnen sagt. Sie müssen sich allen Freuden des Lebens versagen und zu einem Gott beten, der sich gar nicht für sie interessiert. Und es geschehen noch schlimmere Dinge als das, von denen du in deinem Kloster allerdings verschont geblieben bist.«

Eleonora schluckte und ihr schwindelte. Sie setzte sich. Genauso wie er gesagt hatte, war es ihr ergangen. Aber dann fing sie sich wieder. Natürlich wusste er, wie es ihr ergangen war, es war Satan. Und er würde alles sagen, was sich gut anhörte und verführerisch, nur um seinen Willen zu bekommen. Sie wollte Gott um Hilfe anrufen, aber irgendwie konnte sie es nicht. Sie würde weiter zu hören. »Und schau was die Kirche im Lande anrichtet. Überall werden neue Kloster gebaut, von Jahr zu Jahr von Jahrzehnt zu Jahrzehnt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Immer mehr Menschen werden unter die Fuchtel der Kirche und ihres ignoranten Herren gesteckt. Die Leute müssen Abgaben zahlen und sich abplagen für Menschen, die ihrerseits geschwächt sind und dennoch glauben sie wären etwas Besseres. Du weißt, dass du nichts besseres bist und du weißt, dass du den Menschen ohnehin besser helfen

kannst, wenn du nicht vorgibst, eine Nonne zu sein. Und ich weiß, dass du sogar zweifelst, dass es Gott wirklich gibt.«
Endlich fand Eleonora Worte: »Ich weiß, dass es Gott gibt. Vielleicht wusste ich es nicht immer, aber jetzt weiß ich es. Du bist hier und sprichst mit mir, daraus folgt, dass es ihn auch geben muss.«

Der Teufel lachte. Es klang weniger belustigt als erfreut über ihre Klugheit.

»Ich gebe dir recht, Satan, dass ich eine schlechte Nonne bin. Und ich gebe dir auch recht, dass die Kirche und die Schwestern im Kloster nicht immer so gut zu mir waren, wie sie hätten sein sollen. Und ja, ich habe auch schon gehört, dass Gottes Männer und Frauen nicht immer gut zu den Menschen sind.«

Eleonora überlegte, wie sie es aussprechen sollte, aber auf einmal fehlten ihr die Worte. Sie wusste, was sie fühlte und sie wusste nicht, ob es die Konsequenz des Satans war und doch musste es heraus.

»Ich weiß, das du ein Blender und Verführer bist, Satan. Alleine deswegen werde ich mich nicht von Gott lossagen. Denn es ist nicht nötig. Ich werde von jetzt an meiner eigenen Stärke vertrauen. Ich brauche die Kirche nicht und ich brauche dich nicht. Ob ich Gott brauche, weiß ich noch nicht, und wahrscheinlich werde ich es auch nicht herausfinden.«

Eleonora war von ihren eigenen Worten überrascht. Noch vor wenigen Wochen hätte sie nicht im Traum einmal daran gedacht. Aber sie fühlte sich innerlich so frei, wie sie es noch nie im Leben gefühlt hatte. Nicht einmal in den wenigen Momenten, als sie noch ein klitzekleines Mädchen gewesen war und ein ganz normales Leben geführt hatte.

Satan lächelte sie erneut an. Er sah wirklich verdammt gut aus. »Nun, ehemalige Nonne, vielleicht hast du dich nicht losgesagt, aber dennoch hast du die richtigen Worte gesprochen. Keine Sorge, ich werde nicht mehr von dir verlangen. Wir sind hier fertig.«

Er machte eine schnelle Handbewegung und plötzlich wurde es Eleonora schwarz vor Augen.

Arkadius stand mit einem Mal in einer Krypta. Sie war von Fackeln hell erleuchtet, mehrere Sarkophage von uralten Rittern und Heiligen standen an den steinernen Wänden. Es war kalt, das Zischen der Fackeln und das Flackern verlieh dem Ort eine unwirkliche Atmosphäre.

Plötzlich legte jemand die Hand auf Arkadius Schulter. Er fuhr herum. Neben ihm stand ein gut aussehender, wohlgekleideter Mann. In seinen Augen sah er, dass er kein Mensch war. Nein, das war Satan. Man musste kein Heiliger sein, um das zu erkennen. Arkadius wich ein Schritt zurück. Aber nur einen kleinen.

»Ah, bist du gekommen mich zu holen, Schlangenzunge? Ich hab ja einigen Mist gebaut in meinem Leben, aber irgendwie hätte ich gedacht, doch auf der anderen Seite zu landen.«

Der Teufel hob eine Augenbraue und lächelte schwach.

»Nein, ich komme nicht, dich zu holen. Deine Zeit ist noch nicht gekommen auch wenn es mit Verlaub nicht mehr sonderlich lange dauern dürfte.«

»Was willst du dann hier, du Geck, du Feind des Lichtes und der Menschen?«

»Oh nein, ich bin nicht euer Feind, das wird dir vielleicht erzählt. Aber um auf deine Frage zurückzukommen, ich

habe etwas für dich. Denk an deine neue Freundin, die kleine Eleonora. Ihre Schönheit, ihre innere Kraft, ihre makellose Haut, ihre Energie. Diese Jugend soll dir sein, wenn du dich nur von Gott lossagst.«

Arkadius lachte trocken, dass es beinahe in einen Hustenanfall überging. »Du, Fürst der Finsternis, versprichst mir Jugend? Wenn ich mich von Gott lossage? Schau mich doch einmal an, ich bin ein alter Mann. Und ich bin nicht so alt geworden, weil ich mich von Gott losgesagt habe. Ich habe mein ganzes Leben lang immer wieder gebetet, jeden Tag. Ich habe treu an den Herrn geglaubt und er hat mich bisher gebracht. Und er wird mich auch wieder weg bringen, da wist du Giftfratze auch nichts daran ändern.«

Arkadius machte sich so groß, wie es sein alter Rücken noch möglich machte und trat an den Teufel heran, bis er Auge zu Auge vor ihm stand. Er fühlte sich unbesiegbar, vielleicht weil er wirklich daran glaubte, dass Gott mit ihm war und vielleicht auch, weil er eh nichts mehr zu verlieren hatte in seinem hohen Alter. Er funkelte sein junges und viel zu gut aussehendes Gegenüber an. »Ich muss dir noch eins sagen, Satan. Ich will keine Jugend. Die Jugend ist dumm, die Jugend ist naiv. Die Jugend hat keine Ahnung von dem, was sie erwartet und wie das Leben wirklich ist. Die Jugend ist nur auf sich selbst fixiert. Schöne Haut und seidiges Haar aber keine Ahnung, wie sie einmal in schlechten Zeiten überleben soll.

Wie viele junge starke Männer in ihrer vollen Blüte sind wegen ihrer Jugend dahingegangen? Wie viele Weiber haben wegen ihrer Jugend schlechtes erleiden müssen? Nein, mein Körper mag vielleicht alt und schwach sein. Aber meine Mutter hat ihn mir geschenkt und er hat mir immer

gute Dienste geleistet. Stell dir nur vor, Finsterling, wenn ich mein Alter nicht gehabt hätte, hätte mich deine garstige Hexe direkt in die Knie gezwungen wie den törichten Wenzel.

Nein, ich scheiße auf deine Jugend. Ich scheiße auf dich. Ich werde dir nicht dienen. Ich werde überhaupt niemandem mehr dienen. Ich habe mein ganzes Leben lang immer nur einem oder mehreren Herren gedient. Nein, mir reicht es jetzt, ich werde mein eigener Herr sein. Die jungen, schwächlichen Fürsten können mich alle Mal. Und du kannst mich auch. Du kannst mir gar nichts. Gott ist mit mir und ich sage mich ganz bestimmt nicht los.«

Satan lachte schallend.

»Ich akzeptiere!«, sagte er und löste sich in Luft auf. Nur wenige Augenblicke später löste sich auch die Krypta auf.

Arkadius erwachte doch die Welt stand Kopf. Im wahrsten Sinne des Wortes. Denn er und seine beiden Mitstreiter waren außerhalb des Wehrturms mit dem Kopf nach unten mit einem Seil um die Füße an einen Galgen gebunden und baumelten einen Schritt über den Boden. Es war Tag windstill, warm und die Vögel zwitschern. Arkadius versuchte an seine Fesseln zu kommen, doch er hatte nicht genug Kraft und sie waren zu dick um sie zu lösen.

Er sah die kopfüber neben sich hängende Nonne und auf der anderen Seite den Wunderheiler, die ebenfalls gerade aus ihrer Bewusstlosigkeit erwachten. Die drei blinzelten sich an und schwiegen einige Zeit.

»Habt ihr auch mit dem Leibhaftigen gesprochen?«, fragte Arkadius schließlich.

»Ja«, antwortete Barnabas, »wollte er auch, dass ihr euch von Gott lossagt?«

Die beiden anderen nickten. »Aber keiner von uns hat es getan ...«, sagte Eleonora und es war mehr eine Aussage als eine Frage.

Einige Momente des Schweigens.

»Und was jetzt?«, fragte die Nonne.

Arkadius wollte mit den Schultern zucken, aber aufgrund der Lage ging es nicht. »Wir müssen erst einmal sehen, dass wir von diesen vermaledeiten Galgen herunterkommen.«

»Das meinte ich nicht.«

Barnabas dreht sich zu ihr. »Du meintest Satan, das Dorf, uns.«

»Genau.«

»Tja, wir sind noch hier. Wir leben noch und wir haben unsere Seele nicht hergegeben. Und so wie es aussieht, ist das Dorf auch noch da.«

Er lugte Richtung der Häuser, wo gerade Stimmengemurmel zu erklingen begann.

»Da kommen die Dorfbewohner.«

Tatsächlich, das halbe Dorf war auf dem Weg zu ihnen. Die Menschen schienen aufgebracht, aber sie wussten nicht, ob froh oder feindlich.

Doch sie sollten es schnell erfahren. In Kürze war die Meute bei Ihnen und holte sie aus ihrer unrühmlichen Lage. Die Menschen des Dorfes waren ausgelassen, fast alle sie wirkten, als habe man ihnen einen Schatten aus dem Kopf gezogen. Sie berichteten sie hätten noch einmal einen schrecklichen Albtraum gehabt, in denen die drei gegen den leibhaftigen Teufel kämpften und ihn vertrieben. Als sie dann am nächsten Morgen aufgewacht waren, fühlten sie sich wie neu geboren. Die Köpfe waren klar, die Luft war frisch, ja selbst Essen und Wasser schmeckten anders. Es war, als hätten sie die letzten Monate in einem albtraumhaften Dämmer Schlaf verbracht. Und dieser wäre jetzt vorbei.

Und sie machten Arkadius, Barnabas und Eleonora als Ursache aus. Sie dankten ihnen und trugen sie auf Händen zurück ins Dorf und bewirteten sie im Heim des Schmiedes mit den Besten, was sich noch finden ließ. Es gab Schulterklopper und Gelächter.

Doch die drei konnten sich nicht richtig mitfreuen. Natürlich waren sie froh, dass das Dorf gerettet schien, aber sie hatten nicht den Eindruck, wirklich viel dazu beigetragen zu haben. Ein Gespräch mit Satan, dass noch dazu für jeden einen rätselhaften Ausgang hatte? Das hatte das Dorf gerettet?

Sie sahen sich an. Konnte es das wirklich gewesen sein?

Die Zeit würde es zeigen. Aber es gab mehr Fragen als Antworten. Für diesen Moment genossen sie jedoch die Freude der Menschen und es hob allen drei das Herz, dass die Leidenzeit offenbar vorbei war.

Diesmal waren alle auf dem Dorfplatz versammelt. Vom Schwächsten bis zum Stärksten, vom Jüngsten bis zum Ältesten warteten sie darauf, dass Eleonora mit ihrer Predigt begann. Und diesmal hatte sie keine Angst mehr. Sie wusste, dass sie laut sprechen können würde und sie wusste, dass sie es aushalten konnte, dass die Leute sie ansahen.

Sie hatte sich verändert. Ob zum Guten oder nicht, das war ihr nicht ganz klar. Unter freiem blauen Himmel sprach sie den Menschen Hoffnung und Zuversicht zu. Die Kranken würden sich erholen, die Ernten wachsen, Gift und Schrecken würden vergessen sein. Sie zitierte aus der Bibel, und berichtete von Gleichnissen. Und während sie das so tat, wurde ihr klar, dass sich alles vertauscht hatte.

Früher hatte sie geglaubt, was sie predigen wollte oder zumindest hatte sie geglaubt, es zu glauben. Nur hatte sie es nicht aussprechen können. Nun konnte sie es aussprechen, aber sie glaubte nicht mehr daran. Jedenfalls nicht vollends.

In den Augen das gesamten Dorfes und ihrer beiden neu gewonnenen Freunde war sie eine Nonne. Und dem Papier nach war sie das auch. Aber sie war es nicht mehr im Herzen. Und auch, wenn sie sich nun freier fühlte, wusste sie nicht, ob das richtig so war.

Die Menschen lauschten ihr von Anfang bis Ende und hingen ihr an den Lippen. Am Ende beteten sie alle gemeinsam. Es war, als hätten die Menschen wochenlang nichts getrunken und nun endlich, endlich hatte sie jemand an eine reine Quelle geführt. So sehr verzehrten sie sich nach dem Gebet. Was auch immer Satan in diesem Dorf wirklich bezweckt hatte, was auch immer er verändert

hatte, der Wunsch nach Glauben und Halt von oben war mehr denn je in den Leuten vorhanden.

Eleonora sah auf sie herab, wie sie dort entweder zu ihr oder den Himmel hochblickten und sich von einer unsichtbaren Hand führen lassen wollten. Mit einem Mal schienen das alles so weit weg zu sein so entfernt vom wirklichen Leben. Das wirkliche Leben, das sie in den letzten Wochen kennen gelernt hatte, und so schrecklich es auch gewesen war, es hatte ihr gefallen.

Als sie die Predigt beendet hatte, löste sich die Menge rasch auf. Alle sprachen darüber, sie sah lächelnde Gesichter und freundliche Menschen. Alles das, was das Dorf nicht wirklich gekannt hatte. Der düstere Albdruk der auf ihm gelegen hatte, war tatsächlich verschwunden.

Gerade als sich Barnabas und Arkadius zu ihr gesellten, kam eine Abordnung der Dorfleute unter der Führung des Schmiedes auf sie zu. Sie bedanken sich für alles, was sie für das Dorf getan hatten und sie wussten, was geschehen war, denn sie hatten es allen ihren Träumen gesehen. So hatten sie zusammengelegt und den drei alle Wertsachen, die sie entbehren konnten, vermacht. Jeder von ihnen erhielt einen kleinen Beutel mit Münzen, Schmuckstücken und Juwelen. Viel war es nicht, aber es war mehr als sie jemals erwartet hätten.

»Das können wir doch nicht annehmen!«, sagte Eleonora und meinte es ernst.

»Doch, das können wir annehmen«, fuhr Barnabas dazwischen und nahm den dankbaren Leuten ihre Beutel ab. Eleonora ließ es geschehen. Irgendetwas mussten sie ja von der Zeit im Dorf mitnehmen, wenn es schon nicht die Rettung der Verschollenen oder das eigene Seelenheil war.

Vielleicht war ein Beutel voller Gold gar nicht so schlecht, schließlich konnte man ihn anfassen und er würde sich nicht plötzlich wie so manch andere Vorstellung einfach in Luft auflösen.

Am Abend hatte es sich Barnabas in seinem Kämmerchen gemütlich gemacht. Vor ihm lag das aufgeschlagene Buch der alten Meister erhellt von Kerzenschein. Von draußen drang das Zirpen der Grillen herein und soeben betrat die Nonne Eleonora seinen Raum. Sie hatten sich verabredet, wieder ein wenig lesen zu üben. Denn Barnabas war auf den Geschmack gekommen und weil er nicht wusste, wie oft oder wie lange er jemanden an seiner Seite haben würde, der tatsächlich lesen konnte und mit dem er sein Geheimnis teilen wollte, musste er es endgültig lernen. Vielleicht war er kein Meisterschüler und auch nicht sonderlich begabt, aber er würde es mit genügend Übung hinbekommen. Mit dieser wunderbaren jungen Frau an seiner Seite, ließ es sich ganz besonders gut üben. Sie gingen einzelne Buchstaben durch, lernten Wörter, lasen ganze Sätze. Doch weder Eleonora noch Barnabas waren ganz bei der Sache.

Schließlich räusperte sich Barnabas.

»Findest du nicht auch, dass es zu einfach war?«

Eleonora nickte. »Ich weiß, was du meinst. Es war zu einfach. Das war Satan, der Höllenfürst persönlich. Er hätte mit uns drei machen können, was er wollte. Er hätte das ganze Dorf unter seiner Knute behalten können. Und doch haben wir es durch drei einfache Gespräche geschafft, dass er sich wohin auch immer zurückzieht?«

Barnabas Augen leuchteten zustimmend. »Und plötzlich

geht es allen wieder gut, das Unheil verschwindet und das Lachen kehrt zu den Menschen zurück? Nein, hier stimmt doch etwas nicht.«

»Das sehe ich auch so. Aber ich weiß nicht, was es ist und ich weiß nicht, was wir noch tun könnten.«

»Ja, ich weiß es auch nicht. Wir haben unsere Belohnung erhalten, alle werden wieder gesund, die fürchterlichen Ungetiere sind komplett verschwunden. Der Verlust deiner Glaubensbrüder ist aufgeklärt, und Fürst und Volk sind zufrieden. Balthasar ist frisch von seiner Brautreise zurückgekommen und wurde wohl endlich von jemandem erhört. Auch wenn das junge Glück noch nicht mehr als ein zartes Pflänzchen ist, wendet sich auch für ihn alles nach seinen Träumen und zum Guten.

Und dennoch habe ich das Gefühl, dass wir hätten irgendwie mehr tun oder irgendetwas anders machen können. Und warum der Finsterling so schnell aufgegeben hat, weiß wohl nur Gott.«

Eleonora sah ihn an und er schmolz wieder ein wenig dahin bei diesen wunderschönen dunklen Augen.

»Weißt du, Wunderheiler, auch wenn wir vielleicht nicht wussten, was wir taten und vielleicht auch unsere Errungenschaften hier nur von Schein sind, so können wir nicht mehr tun. Aber ich weiß, was wirklich ist: Ich habe angefangen zu leben und ich muss sagen, dass mir die Zeit hier im Dorf Vergnügen bereitet hat. Besonders viel Vergnügen hatte ich mit Arkadius und dir, den einzigen, die wohl irgendwie einen klaren Kopf behalten hatten.«

Wenn sie ihn so ansah, wurde Barnabas ganz warm. Sein Herz fing an schneller zu klopfen und seine Hände wurden nass. »Ich muss sagen, liebe Eleonora, dass ich auch sehr

erfreut bin, dich kennen gelernt zu haben und diese schrecklichen Wochen mit dir gemeinsam durchgestanden habe. Und ja, auch mir hat es Vergnügen bereitet. Ich habe gelernt, dass Gold und Reichtum schön und gut sind, aber das ist auch ein gutes Gefühl ist, den Menschen tatsächlich zu helfen. Ich wusste gar nicht, was in mir steckt, dass ich solche Tränke brauen kann. Ja, doch, irgendwie habe auch ich eine Art neues Leben entdeckt.«

Sie sah ihm noch tiefer in die Augen. »Klopft dein Herz auch so stark? Seit der Begegnung in der Burg finde ich keine richtige Ruhe mehr.«

Barnabas schluckte. Er rückte ein wenig näher an sie heran, ganz unbewusst ohne dass er es eigentlich wollte. »Ja, mein Herz klopft wie verrückt. Das liegt aber nicht am Turm, sondern an deiner Gegenwart.«

Eleonora lächelte. »Ich glaube, wir haben heute genug gelesen. Lass uns das tun, was Mann und Frau so machen.«

Barnabas klappt der Kiefer herunter. »Wie bitte? Aber du bist doch eine Nonne! Und ich bin ...« Ihm versagten die Worte.

»Hässlich?« Eleonora zog die Augenbrauen hoch.

»Vielleicht siehst du nicht aus wie der junge Wenzel, bist auch nicht so groß und stark, aber du hast eine innere Schönheit, die gut versteckt ist und die man erst bemerkt, wenn man dir in einem einsamen Raum näher kommt.

Und ja, ich bin eine Nonne. Aber ich weiß nicht, ob es echt ist. Und ich muss sagen, dass ich auf den Geschmack gekommen bin. Ich habe es satt, eingesperrt und keusch zu sein. Ich will das Leben nun auskosten. Und ich weiß, dass du das auch willst. Also warum sollten wir es nicht tun?«

Barnabas Hals wurde immer trockener. »Nun ja, ich will es

auch, natürlich. Aber nicht, dass wir es hinterher bereuen.«
»Und wenn schon. Dann bereuen wir es eben. Sünde ist alles, was ich in meinem Leben bisher gekannt habe. Zumindest wurde es mir so erzählt. Da werde ich noch ein wenig mehr davon gut vertragen können.« Und sie nahm ihn an den Händen und es durchfuhr ihn ein warmer Blitz. Mit zitternden Fingern entkleideten sie sich und erkundeten neugierig ihre Körper. Barnabas konnte es immer noch nicht glauben, was hier geschah. Eleonora schien ein echter Traum zu sein. Und doch konnte er sie anfassen und spüren und er musste kämpfen nicht wild über sie herzufallen oder gar die Besinnung zu verlieren. Diese Augen, dieses Gesicht, dieser Körper, er hätte nie gedacht, dass er so etwas noch einmal erleben durfte – ja, dass er es überhaupt einmal erleben durfte. Sie vergnügten sich lange und ausgiebig und während sie noch mittendrin waren, sprang plötzlich die Tür auf. Arkadius stand da und wollte gerade anfangen, etwas zu sagen. Da erkannte er die Situation im Kerzenschein. Er machte den Mund zu, machte ihn wieder auf und dann lachte er kurz. »Ich komme morgen wieder«, grinste er, dass das Gesicht voller Fältchen war, drehte sich um und verließ kopfschüttelnd den Raum. Nachdem die Türe zugefallen war, sahen sich Barnabas und Eleonora an. Dann lächelten sie und machten weiter, wo sie aufgehört hatten.

Am nächsten Tag sprachen sie kurz über das, was sie getan hatten und beide waren sich einig, dass sie es auf keinen Fall bereuten. Vielleicht würden sie es gar irgendwann wiederholen, auf jeden Fall war ihnen auch klar, dass sie

nun nicht etwa einander versprochen waren, wie es der Brauch verlangt hätte. Nein, sie wollten leben und sie hatten es getan. Mehr war es nicht und es war sehr gut so. Beide hatten auch beschlossen, das Dorf nun zu verlassen. Barnabas räumte seine Sachen zusammen und Eleonora tat das drüben im Haus der Kräutersammlerin ebenso. Als er alles beisammen hatte, dankte er dem Schmied und seiner Frau und verließ das Haus zum letzten Mal. Gerade als er auf die Straße trat, kam auch Eleonora heraus.

»Und, wohin willst du gehen, Barnabas?«

»Nach Nürnberg. Da wollte ich ursprünglich bereits hin, anscheinend braucht man einen Wunderheiler wie mich dort. Es ist eine große Stadt, reich und wohlbekannt, ich bin mir sicher, dass ich dort ein gutes Auskommen finden werde.

Und bin mir auch sicher, das es dort keine Alpträume, Basilisken und Nachzehrer gibt. Und du, wirst du zurück ins Kloster gehen?«

Eleonora stockte kurz. Sie ließ ihren Beutel auf den Boden fallen. »Ich weiß es nicht. Nein, doch ich weiß es. Ich werde nicht zurück ins Kloster gehen. Ich werde ihnen auch keine Nachricht senden. Ich werde gehen und das hinter mir lassen. Ich werde ein neues Leben anfangen, wohin auch immer mich das führt.«

Mit diesen Worten streifte sie ihr Gewand nach hinten, sodass die Haare frei lagen. Sie sah wundervoll aus, eine hübsche junge Frau. Nur das Kreuz am Hals verriet noch, was sie bis zu diesem Moment gewesen war.

»Dann komm doch auch mit! Zumindest mit nach Nürnberg auf den Weg. Wir können uns die Zeit dorthin kurzweilig vertreiben und vielleicht können wir dort gemeinsam mehr

erreichen als einer allein.«

Eleonora lächelte. »Ich hatte gehofft, dass du das sagen würdest. Ja, ich komme mit dir.«

Sie hörten ein Rascheln hinter sich und drehten sich um. Es war Arkadius. »Na, ihr Turteltäubchen. Auf dem Weg nach Nürnberg, was? Ich bin schon dort gewesen, auch wenn es schon Dekaden her ist.«

Eleonora stemmte ihre Fäuste in die Hüften, legte ihren Kopf schief und grinste. »Belauschst du uns etwa?«

Arkadius sah hinauf in den Himmel und kämpfte gegen ein Lächeln. »Nein, ich doch nicht! Ich bin nur zufällig des Weges gekommen und habe den letzten Teil eurer Unterhaltung mitgehört.«

»Für einen Greis hörst du aber verdammt gut«, sagte Barnabas und lächelte ebenfalls.

»Der Greis steckt dir deinen Kopf gleich dahin, wo die Sonne nicht scheint, Quacksalber!«, dröhnte Arkadius und knuffte den Wunderheiler lachend an der Schulter. Dann wurde er ernst.

»Aber mal unter uns: Könnt ihr vielleicht noch einen schlagkräftigen Mitreisenden gebrauchen?«

Eleonora und Barnabas sagten gleichzeitig. »Natürlich!« Dann sahen sie sich an und lächelten sanft.

»Fein!«, sagte Arkadius und rieb sich die Hände. »Ich denke eine ehemalige Nonne, die schön wie ein Engel ist, ein Teufelsaustreiber der echte Erfahrung hat und ein versierter Drachentöter könnten gemeinsam eine Menge erreichen.«

»Das denke ich auch«, sagte Barnabas. »Aber dienstest du nicht eigentlich dem Fürsten?«

»Ja, aber das ist nun vorbei. Ich unterwerfe mich niemandem mehr. Mit euch ziehe ich aus freien Stücken

und erwarte auch keinen Lohn. Außer freilich, dass wir eventuelle Gewinne wie bisher gerecht teilen.«

»Selbstverständlich«, sagten die beiden anderen erneut gleichzeitig.

Arkadius rümpfte die Nase. »Ihr zwei seid euch ja widerlich einig. Das kann ja eine Reise werden ...«

»Und ob«, sagte Barnabas. »Wir werden viel erleben und wir werden zusammen stehen. Und nicht einmal der Leibhaftige wird uns aufhalten können!«

Und er ergriff mit seiner rechten Faust die alte, runzelige Hand des Ritters. Eleonora griff weich und sanft ebenso zu. Und mit einem festen Druck besiegelten sie einen schweigenden Pakt und jeder fühlte, dass das richtig war. Und dann suchten sie Pack und Esel, Proviant und Mantel, Schwert und Buch zusammen und traten bald darauf die Reise in eine ungewisse Zukunft an.

Lieber Leser!

Mir ist als Autor das Wichtigste, dass die Menschen meine Geschichten lesen.

Es bekommt jeder die Gelegenheit dazu, ganz unabhängig von seiner Situation. Denn ich teile sie mit meinen Lesern, statt sie zu verkaufen.

Willst du mich dabei unterstützen? Dann erzähle allen, die du kennst und die lesen können, dass es bei mir Fantasy, Science-Fiction und Abenteuer - also Phantastik - zum Runterladen gibt:

www.januhlemann.net

Wenn du mir darüber hinaus noch helfen oder auch Stammler werden willst, kannst du das ebenfalls dort tun.

Ich hoffe, du hattest Vergnügen beim Lesen und schicke beste Grüße,

Jan Uhlemann

Impressum

Satanas lo vult – Die unheilige Dreifaltigkeit

von Jan Uhlemann

© 2021 Jan Uhlemann. Alle Rechte vorbehalten.

Autor:

Jan Uhlemann

post@januhlemann.net

www.januhlemann.net

Dieses E-Book, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne Zustimmung des Autors nicht vervielfältigt, wieder verkauft oder weitergegeben werden.